



Seelsorgliche Erfahrungen in Kirche und Schule

Mit 90 Jahren blickt Josef Granruaz zurück und voraus

IMPRESSUM

Herausgeber: Josef Granruaz

Umschlag Bild: Walter Dalfovo, Brixen

Umschlag Foto: Oskar Zingerle, Brixmedia

Lektorat: Mag. Christoph Stragenegg
Dr. Josef Innerhofer
Dr. Luis Thaler

Layout: Dott. Andrea Tasser

Druck: Druckerei A. Weger, Brixen

Seelsorgliche Erfahrungen in Kirche und Schule

Mit 90 Jahren blickt Josef Granruaz zurück und voraus

Index

Vorwort	13
Baut die Mauern wieder auf: die Instrumente habt ihr	16
A) Das Subsidiaritätsprinzip	17
B) Das Sabbatjahr	20
C) Die Bibelrunde	24
D) Révision de vie – Sehen, urteilen, handeln: Der Mensch in der Situation.....	27
E) Die Pastoralassistenten	39
F) Die modernen Kommunikationsmittel.....	41
G) Das Stundengebet.....	46
H) Die Verbesserung.....	49
I) Die Innerlichkeit	53

TEIL 1: Erfahrungen

Ab der Schulbank war er mein Deutschlehrer: Leo Munter	58
Alle Schüler der V. Grundschulklasse verdanken ihr Leben einem Wunder	61
Am Samstag backte meine Mutter „Tirtlan“ zum Abendessen	64
Aus Ängstlichkeit der Erwachsenen entsteht Ungezogenheit der Jugendlichen	67

Befehle in der Ehe greifen nicht	70
Besser die Verkehrsregeln ohne Blechschaden einhalten.....	73
Bewehrte Termine nicht vergeblich neu testen	75
Blockiert auf der Felswand im Angesicht des Todes	78
Bob Dylan kann ich ein bisschen verstehen	80
Christen werden in die Oberschule nicht aufgenommen	84
Das Subsidiaritätsprinzip stützt die Seelsorge	86
Das Wegkreuz weckt Einsicht	91
Dekanatskonferenz mit Klage und Hymne als Deckmantel.....	94
Den Gipfel erreicht, doch keine Schönheit gesehen.....	97
Der Auferstandene wünscht: „Seid meine Zeugen“	99
Der Pfarrer im Beichtstuhl – die Kinder im Kirchtag	102
Der Sonntag – Tag des Herrn oder Tag der Musikkapellen?	105
Der Tod des Papstes	107
Der Tod eines echten Gläubigen.....	109
Der Zeuge Jehovas und die Stereoanlage	111
Die Altäre der Pfarrkirche festlich schmücken	113
Die Andacht der Messbesucher stoppt den Schwung des jungen Predigers	117
Die Bosheit vernichtet, die Schönheit siegt.....	119
Die Diözese Bozen-Brixen führt das Sabbatjahr für Priester ein.....	123

Die Disziplin in der Klasse fällt nicht vom Himmel	126
Die Fahne trage ich, oder ich ministriere nicht mehr	129
Die Feindesliebe und die Watschen	131
Die Fronleichnamsprozession mit bester Folklore	133
Die Führung der SKJ muss auf das gleiche Ziel blicken.....	136
Die JugendführerInnen treten zurück	139
Die Kindermesse kam bei den Eltern sehr gut an	142
Die Kraft des Schönen.....	145
Die Ministranten fluchen schrecklich beim Fußballspiel.....	148
Die Musikart spaltet die Jugend eines Dorfes	150
Die Platzwahl bei einer schwach besuchten Messe	154
Die Psalmen den Oberschüler*Innen zumuten.....	157
Die Psalmen in der Religionsstunde.....	160
Die Sprache des Predigers wird vom Publikum beeinflusst	162
Die Vesper von Ferragosto	165
Die wilde Religionsstunde.....	167
Ein Genie in meinem Studiersaal.....	170
Ein Jugendlicher begegnet Jesus in der Beichte	173
Ein Professorenkollegium will ein Exempel statuieren	176
Ein Student des Vinzentinumms erlebt in Physik größte Freude.....	179
Ein treuer Pfarrer erlebt den Respekt seiner Jugend.....	181

Ein verzweifeltes Gebet wird erhört	183
Ein Ziel vor Augen wirkt Wunder	186
Ein Zündholz für den Glauben	188
Eine sehr schöne Monstranz für das Altersheim bestellt	191
Erhebet die Herzen.....	194
Geheime Muttertränen	197
Glaubenspflege zur Erstkommunion und Firmung.....	199
Glaubenstreffen ziehen Kreise	202
Hausgemachte Freizeitgestaltung.....	205
Heilige Messe zu Beginn und am Ende des Schuljahres	208
Hotel, Stress und Kinder	211
Ich bin getauft.....	213
Ich habe zu viel Geld.....	217
Im Lehrerkollegium soll die Religionslehrerin nicht ausgesondert werden	220
In einer Klasse von Pubertierenden tobt ein Repetent.....	223
In meinem Dorf höre ich von Jesus überhaupt nie reden.....	226
Ist die Person des Seelsorgers bald austauschbar?	228
Jugendliche hören gern Erfahrungen.....	231
Jugendliche suchen, die den Glauben suchen.....	234
Kinderbeichte – Ein Spiegelbild unserer Gesellschaft.....	237

Komplimente vertragen leicht Missbrauch	240
Leaders der Katholischen Jugend mit Esoterik im Herzen.....	243
Maturanten, meldet euch von meinem Religionsunterricht ab	246
Mein Nachbar erlebt Bomben und Feuer in Dresden.....	248
Mein Vater glaubt nicht	251
Ministrieren? Ja – Zur Messe gehen? Nein.....	254
Mit meinen nutzlosen Predigten mache ich Schluss	256
Morgen Schularbeit, Herr Pfarrer, ich kann nicht kommen	259
Nach der Maturaprüfung zittern die Schulbücher.....	262
Ohne Einführung und ohne Glaubenspflege ist die Messe unzumutbar.....	265
Polemische StudentInnen stärkten mir den Glauben.....	268
Pornografie oder Esoterik.....	272
Predigt mit digitaler Unterstützung	275
Priester sollten einander besuchen	277
Problematische Firmfeier mit Videounterstützung.....	280
Rauchen? Nie in meinem Leben!	283
Singt unserem Gott, ja singt ihm (Ps 47,7).....	285
Strebt bei der Messfeier nach den vordersten Plätzen.....	288
Studenten führen in das Makkabäer-Buch ein	290
Textkritik hilft vor Drohbrieffen	292

Todesangst bei der spiritistischen Sitzung.....	295
Vereinsmitglieder fressen nicht ungerne andere Vereine.....	298
Vergesst die Panikmacher.....	301
Viele ProfessorInnen sind heimlich gläubig.....	304
Vom Segen der Bibelrunde.....	307
Vom Tennistisch zur Gruppe der Pfarrjugend.....	310
Vor gelangweilter Jugend wird der Pfarrer aktiv	313
Vor Jesu Hilfe sind wir meistens blind.....	316
Weil Gott Massaker zulässt, lehne ich ihn ab	321
Wenn beim Gottesdienst „vorne“ gleich wie „hinten“ ist	323
Wenn dein Nächster durchsichtig und unsichtbar wird.....	326
Wie die Option eine Freundschaft zerschlagen hat.....	329
Wie hält es meine Geliebte mit der Religion?	332
Wie mein Vater die Bibel entdeckte	335
Wiederholtes Hören führt ins Herz eines klassischen Musikwerkes	339
Wöchentliche Gebetsstunde der Jugend	341
Woher kommt alles? Zum Beispiel die Milch?.....	344
Worin sind Lügen mit dem Kartenspielen verwandt?	348
Zwei Jugendliche sprangen den Geistern davon	350

TEIL 2: Artikel aus den Jahrgängen 1998 – 2008

Als es im Pfarrgemeinderat heißt:

“Da müsste man a bissl eppas tian?”	356
Beim Fahren ist das Lenkrad das Wichtigste	358
Betet Schwestern und „Bruder“, dass	361
Da konnten auch die Schützen mit ihren Gewehren nicht helfen.....	363
Das Handtelefon kann auch ein „Spitzbub“ sein.....	365
Das Heimatlied: Das schönste auf der Welt.....	367
Das nicht fließende Wasser, das nicht gefroren war.....	369
Das Tiroler Land vorgestern, gestern, heute und morgen.....	372
Das Wunder des Papagei Vogels.....	374
Der gebrechliche Papst - eine leibliche Stütze	376
Der Hunger ist der beste Koch	377
Der scheinotote Pfarrer hatte alles bestens mitbekommen.....	380
Die Kommunion ist wie eine „fumata bianca“	382
Die Medien – Mittel zur Verkündigung.....	384
Die Weihnachtsfeier der Senioren.....	387
Die Zwetschge unter dem Apfelbaum	390
Die Zwischenstufen zum reifen Mann fehlen.....	392
Die Zwistigkeiten kommen oft ungewollt	395

Die zyklische Erstkommunionfeier wird einmalig	397
Eine ältere Frau erinnert sich	399
Eingesperrt im Kasten.....	401
Erstbeichte	403
Es geht mir gut, aber ich werde getrieben von einer Besinnung zur anderen.....	405
Es gibt Kürze ohne Würze	409
Fernsehen und Fasten	411
Geigen oder Schlagzeug bei der hl. Messe?	413
Gute Selchküche - schlechter Speck.....	415
Hauptsache, es funktioniert.....	417
„Jain“ – Erstkommunion mit Bedingung.....	420
Je stiller, umso besser.....	422
Können Einsicht und Vertrauen sich verbinden?	424
Langweilig, Langeweile.....	428
Messopfer: was ist das?	431
Notruf blitzt ab	434
Traktoren sollen Schriftgelehrte zerquetschen	436
Unsere Hoffnung ist die Jugend	437
Verschiedene Sorgen: Gemeinschaft oder Einsamkeit ernten.....	440
Warum eine Präsentationsanlage in der Kirche?	442

Warum sich selbst belügen?	444
Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß	446
Wenn der Heilige Geist einen Pfarrer überrascht.....	447
Wenn Skifahren langweilig ist wie eine heilige Messe	450
Wer eine Raupe zertritt, hat einen Schmetterling getötet	451
Wer Ohren hat zu hören, der höre	454
Werte pflegen aber wie?	456
Wie soll der neue Volksaltar in Vahrn aussehen?	458
Wortgottesdienst statt Messe	462
Zwei verschiedene Weihnachten gleichzeitig.....	465
Bildbetrachtung - Christ der auferstandene Retter ist da.....	470
Bildbetrachtung - Das leeren Grab	473
Bildbetrachtung - Der ungläubige Thomas	476
Bildbetrachtung - Erscheinung des Auferstandenen am See Tiberias.....	478
Bildbetrachtung - Mein Blut wird für euch vergossen	481
Bildbetrachtung - Unser Widerstand gegen den Heiligen Geist ..	484
Bildbetrachtung - Die Bewohner des Wohnblockes sehen die Fronleichnamsprozession	487

Vorwort

Die Geschichten, die ich hier vorlege, sind alle entstanden aus der Not in meinem Berufsleben: im Erteilen des Religionsunterrichtes in der Oberschule, in der Predigt und in den Diskussionen mit den Mitarbeitern in der Seelsorge. Wenn ich versucht habe, theoretisch Glaubenswahrheiten zu verkünden oder seelsorgliche Probleme zu erklären, habe ich gar bald gemerkt, dass ich mich nicht gut verständigen konnte. In dieser Verlegenheit habe ich dann ein konkretes Beispiel aus meiner persönlichen Erfahrung erzählt und meine Mitteilungen sind angekommen. Zwar habe ich jedes Mal mit einem gewissen Unbehagen zu diesen Geschichten gegriffen, weil es mir vorkam, die Gesprächspartner, Studenten und Erwachsene, irgendwie als Kinder zu behandeln. Doch konnte ich die Vorteile, verstanden zu werden, nur dankbar annehmen und immer wieder suchen. Besonders beim Unterricht in den höheren Klassen der Oberschule, in denen es wirklich schwierig war, die christlichen Wahrheiten den Studenten so vorzulegen, dass sie existentiell darüber nachdachten, erwiesen sich diese Geschichten als sehr hilfreich. Den lebendigen Weg zu ihnen fand ich eher, wenn ich Begebenheiten aus meiner persönlichen Erfahrung erzählte. Allerdings hätten diese Geschichten genauso die Volksschüler hören können. Es hat wahrlich Jahre gedauert, bis ich kapiert habe, dass diese Methode, auch für Studenten und Erwachsenen eine gute Methode war. Das positive Echo der Studenten und die Anregungen vieler bewogen mich, die Geschichten niederzuschreiben.

Es ist aber sicher nicht wertlos, Erfahrungen des eigenen Lebens öfters zu bedenken. Eigene Erlebnisse vor aufmerksamen Zuhörern ablaufen zu lassen, lässt mit der Zeit vieles erkennen, was man bei einer oberflächlichen, unreflektierten Haltung

zum eigenen Leben nicht einsehen kann. Mit der Zeit ist es mir aufgefallen, wie viele Ausreden ich, als Erklärung für Misserfolg, oder allgemein für die heutigen Krisen aus Bequemlichkeit gelten habe lassen. Es sind bewusste oder unbewusste Selbsttäuschungen, die dann als sicherste Wahrheit genommen werden. Diese Geschichten, die ich hier vorlege, sind nicht absichtslos: Damit hoffe ich einen kleinen Beitrag für die Aufdeckung von manchen Verfälschungen in der Interpretation der heutigen Situation in Seelsorge und Erziehung zu leisten.

Diese Geschichten sollen ein diskreter Hinweis dafür sein, dass die Arbeit im Weinberg des Herrn zwar nicht planloses Tun sein darf, aber dass jedes Planen seine Gültigkeit oft verliert, wenn ein unsichtbarer Mitarbeiter vergessen wird, der mit uns seinen Plan verwirklichen will. Deshalb muss das Wort des Herrn dauernd uns bewusst sein: „Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15,5).

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil enthält Erinnerungen, die ich im 90. Lebensjahr geschrieben habe. Der zweite Teil bringt Artikel, die ich als Pfarrer von Vahrn im Pfarrblatt publiziert habe. Es war meine Überzeugung, dass das persönliche Wort des eigenen Pfarrers die Gläubigen direkter angeht als Texte, die sicher in besserem Deutsch von besten Autoren geschrieben sind, die aber mit der Pfarrgemeinde keine persönliche Beziehung haben.

Es ist die Überzeugung vieler, dass die Arbeit im Weinberg des Herrn schwierig geworden ist. Die Methoden der Seelsorge in der Volkskirche haben ihre Gültigkeit erheblich verloren. Die Meinung ist, es brauche neue Methoden, die aber mehr oder weniger noch erfunden werden müssen. Vorläufig spürt man

eine verbreitete Unsicherheit in der Pastoral. Es ist gut nicht zu übersehen, welche Möglichkeiten uns noch bleiben. Einige möchte ich in Erinnerung rufen in einem Beitrag, den ich vor den Erfahrungsberichten einfüge.

Mag. Christoph Stragenegg Direktor des klassischen Lyzeums des Vinzentinums hat mich immer wieder zu dieser Arbeit ermutigt. Ohne ihn wäre ich nicht imstande gewesen diese Arbeit zu beginnen und zu vollenden. Dr. Josef Innerhofer gewesener Redakteur des Sonntagsblattes, Dr. Luis Thaler Deutschprofessor und Klaus Mosburger, erfahrener Bücherfreund, haben mit Kompetenz und viel Aufwand die Texte korrigiert. Dott. Andrea Tasser Informatiker, Domkapellmeister und Musikprofessor hat mir sehr für die grafische Gestaltung und den Druck des Buches geholfen. Allen aufrichtigen Dank.

Baut die Mauern wieder auf: die Instrumente habt ihr

Herr, erbaue wieder die Mauern Jerusalems (Ps 50/51,20)

Wenn man als Christ die Psalmen betet, dann versteht man unter Jerusalem, Sion, Israel, Volk Gottes immer unsere Kirche. Wer das Stundengebet betet, betet deswegen sehr viel für die Kirche. Was bedeutet dann das Gebet, die Mauern Jerusalems wieder aufzubauen? Es bedeutet, dass die Kirche Zerstörungen erlebt hat. Pessimisten jammern: Heutzutage gleicht die Kirche bei uns schon einer bombardierten Stadt. Man braucht nur an Gottesleugnern, nur an Mangel an Priesterberufen zu denken oder an die Unwissenheit im christlichen Glauben, an die immer kleiner werdende Zahl der Gottesdienstbesucher. Alle diese Probleme gibt es, es gibt zerstörte Mauern. Das Gebet des Psalms ist also eine Bitte, der Herr möge uns gelingen lassen, die Krise zu überwinden, die zerstörten Mauern wieder aufzubauen. Dazu haben wir mehr Möglichkeiten und Instrumente, als wir beim Hören des Gejammers glauben.

Man kommt nicht umhin, eine bohrende Frage zu stellen. Wieso ist es zu dieser Zerstörung gekommen? Sicher ist der Heilswille Christi für unsere Zeit nicht kleiner geworden. Ihm können wir nicht die Schuld geben! Die Ursachen liegen auf unserer Seite und sind viele. Sie beginnen in vergangenen Jahrhunderten. Wir müssen uns genauer fragen, ob wir auch selbst in unserer Zeit für die Zerstörung beigetragen haben. Die Frage muss leider positiv beantwortet werden: Ja, wir haben selbst einige Möglichkeiten, die Zerstörung zu schwächen, unverzeihlich vernachlässigt. Gott sei Dank, obwohl uns die zerstörten Mauern peinlich anlotzen, sind uns neue Möglichkeiten in den letzten Jahrzehnten zugewachsen, diese aufzubauen.

Wir tun sehr gut daran, die Hilfe Gottes zu erbitten, die Vernachlässigungen zu überwinden, und mit Mühe und Schweiß an den Wiederaufbau Hand anzulegen. Es wird sich dann bald besser und christlicher leben lassen.

Hier einige Möglichkeiten und Instrumente, die uns jetzt schon zur Verfügung stehen.

A) Das Subsidiaritätsprinzip

Zwei Methoden gelten in der Seelsorge als maßgebend: Das Subsidiaritätsprinzip und das Delegationsprinzip. Diese beiden Prinzipien müssen eine unauflösliche Verbindung eingehen. Leider muss gleich zu Beginn festgestellt werden, in unserer Diözese hat diese Verbindung kaum jemand hergestellt. Daraus erklärt sich viele Sterilität unserer pastoralen Arbeit. Doch sei mir sofort eine positive Feststellung erlaubt: Diese Verbindung kann jederzeit geschlossen werden. Jederzeit beginnt dann das Glaubensleben zu sprießen. Wir haben viel versäumt, aber es gibt jetzt gleich eine gute Zeit, mit der Befolgung des Subsidiaritätsprinzips zu beginnen.

Um das Gesagte zu beleuchten will ich gleich mit einem klaren Fall beginnen.

In einer Pfarrei hat es sich ergeben, dass der Führer der SKJ (Südtirols Katholischen Jugend) durch glückliche Heirat, nach üblichem Brauch seine Arbeit für die Jugend abgegeben hat. So weit, so gut. Nun aber musste ein Nachfolger gefunden werden. Das war in dieser Pfarrei gar nicht einfach, denn zu glänzen ist in dieser Rolle nicht immer. Viele wurden gebeten, sich für die Führung der Pfarrjugend zur Verfügung zu stellen, aber ebenso

viele haben abgelehnt. Aber ein „Capo“ musste unbedingt her. Schließlich erinnerte man sich an einen 16-jährigen sympathischen Burschen, der Führungsqualitäten zu haben zeigte, weil er einen Jugendchor übernommen hatte, den er gut zu führen schien. Doch auch dieser lehnte, schon auf Grund seines Alters, mit Entschiedenheit ab. Trotzdem beharrten die Suchenden mit immer größerem Druck, bis er gedrängt von allen Seiten zusagte. Wunderbar! Damit war für die Jugendarbeit gesorgt. Nach einigen Monaten belächelten ihn frühere Jugendführer, die inzwischen Familienväter geworden waren, mit wenig schmeichelnden Worten: „Was seid ihr für Jugendliche heutzutage! Nicht einmal den Schutzengel habt ihr getragen bei der wichtigen Prozession am Schutzengelssonntag, dem Kirchtage der Jugend. Das wäre uns nie passiert.“ Der junge Jugendführer hörte zum ersten Mal und leider in diesem Ton vom Schutzengelssonntag, von der Prozession und vom Schutzengel als Patron der Jugend. Niemand hatte ihm davon erzählt, keiner der Beauftragten, kein Pfarrer, kein Mitglied des Pfarrgemeinderates, niemand, denn er wurde für diese Aufgabe delegiert, und niemand hatte sich um ihn gekümmert, und zwar nicht nur ihm mitzuteilen, worin seine Arbeit bestand, sondern auch nicht, um ihm bei der Ausführung seiner neuen Rolle beizustehen, ihn zu begleiten. Diese Art der Bemühung, um Mitarbeiter in der Seelsorge zu haben, nennt man Delegation.

In diesem Stil laufen fast alle Tätigkeiten in der pastoralen Mitarbeit. Wenn jemand für eine bestimmte Aufgabe gesucht wird, verwendet man so viel Druck, bis man die nötigen Mitarbeiter hat. Dann gibt es schon Sitzungen, in denen festgestellt wird, welche besonderen Initiativen zu ergreifen sind, aber fast immer nur so, dass die Gutwilligen ungefähr verstehen, was sie tun sollen, die Übrigen bleiben mehr oder weniger auf sich allein gestellt, bis zur nächsten Sitzung oder bis etwas daneben

geht und Klagen hörbar werden. Diese Art gilt für junge Ministrantenbetreuer wie für einen jungen Kooperator, bis hin zum alten Pfarrer. Mir hat einmal ein Mitglied des Pfarrgemeinderates gesagt: „Verschaffen Sie sich, bitte, viele Mitarbeiter, dann werden Sie nicht mehr viel Arbeit und Stress haben.“

Subsidiarität bedeutet, den Mitarbeiter dauernd begleiten, nicht allein lassen. Jedem Mitarbeiter soll unter die Arme gegriffen werden, soweit er nicht fähig ist, notwendige Schritte allein zu machen. Das ist eine große und sehr anstrengende Mühe und braucht viel Zeit. Die Hilfe besteht meistens in einer ständigen Einführung und Weiterbildung und vor allem in echter Ermutigung, Motivierung und Tröstung, denn in der Seelsorge – wie in jeder Erziehungsarbeit – ist es wie auf einem Schlachtfeld: Misserfolge und Schwierigkeiten sind ständige Begleiter.

Es darf hier nicht verschwiegen werden, dass die Diözese Bozen-Brixen in vielfältiger Weise Subsidiarität, also Hilfe, zur Einführung und Weiterbildung für jeden pastoralen Auftrag anbietet durch Tagungen, Vorträge, Besuche u.v.m. Jedoch ist diese kostbare Unterstützung eine punktuelle, einmal gegebene Hilfe, die keine ständige Begleitung einleitet.

Subsidiarität bedeutet, dass man mit den Mitarbeitern in einem gewissen Maß zusammenlebt, sie immer als Personen, nicht als bloße Mittel zu einem noblen Zweck behandelt. Für Freundlichkeit, Witz und Plaudern nimmt sich der Wegweiser Zeit. Auch persönliches Studium unterstützt er. Mit der Bemühung um technische Hilfe wird der Delegierende immer gleichzeitig auch persönliche Beziehung pflegen, sodass im Laufe der Zeit nicht nur bestimmte seelsorgliche Resultate erzielt werden, sondern auch ein Bund der Freundschaft. Das ist die beste

Frucht des Subsidiaritätsprinzips, es ist der Beitrag für den Aufbau der Kirchengemeinschaft und der Pfarrgemeinde.

Wie groß ist die Pfarrgemeinde heute? Früher war sie so groß wie die Zahl der Einwohner. Nachdem heute viele Christen den Gottesdienst nicht mehr besuchen, ist sie kleiner geworden. Es hat nicht viel Sinn, jenen Erwachsenen nachzulaufen, die in Ruhe gelassen werden wollen. „Patti chiari amicizia lunga“ wird oft das gesündere Verhalten sein. Zusätzlich darf nicht außer Acht gelassen werden, dass jeder Pfarrer heute mehrere Pfarreien betreut und kaum persönliche Beziehungen zu allen Getauften aufbauen kann. Für die direkte Seelsorge kommen konsequenterweise heute nur jene Personen in Betracht, die Mitarbeiter sind. Die anderen werden nach eigenem Wunsch und nach eigener Laune die Dienste der Pfarrei selbsttätig in Anspruch nehmen. Viele dieser Fernstehenden werden zu gegebenen Zeiten und Gelegenheiten vielleicht einen einmaligen, punktuellen Beitrag den Gläubigen leisten. (zum Beispiel ein Glas Wasser zu trinken geben. Mt 10, 42). So war es schon zu Zeiten Jesu. Für eine persönliche Beziehung sollte man sich daher mehr oder weniger nur für Mitarbeiter verwenden.

B) Das Sabbatjahr

Die Seelsorge gleicht in gewisser Hinsicht den Planeten, weil diese Himmelskörper sich immer weiterbewegen aber nicht in weite Ferne, sondern im Kreis, sodass sie wieder zurückkommen auf die Anfangsstelle. Die Arbeit eines Pfarrers bewegt sich auch immer weiter: von Advent zu Weihnachten, von Weihnachten zu Ostern, von Ostern zum Christkönigsfest hin. Von da aber geht es nicht mehr weiter, denn die ganze Bewegung ist

wie ein Kreis. An die Ausgangsstelle angelangt, wie vor einem Jahr, beginnt eine neue Kreisbewegung. Diese „Gnadenkreise“, diese Zyklen führt die Kirche seit zweitausend Jahren ohne Unterlass fort: Es gleicht der Bewegung der Planeten. Beachtenswert sind auch die Schritte, von Sonntag zu Sonntag mit ständiger Wiederholung, ohne Ende. Kein Pfarrer erlebt einen Stillstand dieser Schritte.

Warum erzähle ich diese Binsenwahrheit? Sie deutet die Eigenheit der pfarrlichen Seelsorge an, die man allzu selbstverständlich nimmt. Denn man vergisst dabei, welche verborgene Gefahr sie in sich birgt. Welche ist diese Gefahr? Die Routine! Die seelsorgliche Arbeit kann schön langsam und unbemerkt das fleißige Kleid des Arbeitsbeginnes in das Gewohnheitskleid abnützen mit sehr tragischen Folgen, nämlich dass die seelsorgliche Arbeit immer weniger ausstrahlt. Jeder Pfarrer spürt ein mulmiges Gefühl, wenn die Predigt zu lang empfunden wird. Das wird wenig besser, wenn er sich bemüht, sie zu kürzen. Doch was soll er sonst tun? Aber nicht nur die Predigt verliert oft viel Licht, auch in der Sonntagsmesse sieht man die besetzten Sitzplätze wegschmelzen, so wie es dem Schnee auf unseren Gletschern ergeht; auch die Festtage ziehen die Festgäste mehr durch Folklore als durch Psalmen an, die Vorträge für die Erwachsenen finden kaum Themen, die ankommen, die Pfarrjugendgruppen schleppen sich besser weiter als Freizeitvereine anstatt als Glaubenschulen. Dass die Pfarrer in dieser Situation die Begeisterung verlieren, wundert wahrlich nicht.

Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang die Erfahrung, die unser Heiliger Pater Josef Freinademetz, in China in der pastoralen Arbeit mit seinen fünfzig Mitbrüdern und Missionaren gemacht hat. Es waren Männer mit großen Idealen, die bereit gewesen waren, die Heimat zu verlassen und dann

im „vierten Gang“ pastoral zu wirken. Aber je mehr sie taten, umso mehr ging ihnen die neue Arbeitsweise leichter von der Hand aber mit der Folge, Routine und Übermüdung als Nebenfrüchte zu ernten. Was schlug der Heilige gegen Ende seines kurzen Lebens vor? Alle Missionare sollten in einem Missionshaus zusammenkommen, die pastorale Arbeit und die Gläubigen allein lassen und Freundschaft, Gebet und Studium miteinander pflegen, um neue Motivation und Weisheit aufzubauen und so, mit christlichem Frohsinn, die missionarische „Feldarbeit“ wieder mit neuem Schwung anzupacken. Nicht alle Mitmissionare sahen das als eine gute Methode an, aber es gelang dem Heiligen, wenigstens einen ganzen Monat im Jahr für dieses brüderliche Gemeinschaftsleben durchzusetzen. (Fritz Bornemann - Der selige P. J. Freinademetz 1852 -1908 Ein Steyler China-Missionar, Seite 362 ff.)

In unserer Diözese klingen die Einladungen zum Sabbatjahr viel eindringlicher. Der Monat der Missionare wird bei uns ausgedehnt auf mehrere Monate, ja sogar bis zu einem Jahr. Das deutet klar an, dass Müdigkeit und Schwarzseherei sehr tief sitzen. Es bedarf einer großen Zeitspanne, das Gemüt gesund zu machen. Einige Tage, einige Wochen sind grundsätzlich nicht genügend, es braucht etliche Monate. Ganz nebenbei bemerkt, der Pfarrer, der in das Sabbatjahr eintritt, muss aus seiner Pfarrei austreten, ganz im Stil ignatianischer Exerzitien. Wie verläuft ein Sabbatjahr? Unsere Diözese verfügt über ein respektables Theologieprofessorenteam für die persönliche Beratung von Seelsorgern mit einem eigenen Programm. Finanziell wird das Sabbatjahr von der Diözese als ein normales Arbeitsjahr betrachtet.

Wer darf sich diese Auszeit nehmen? Jeder Pfarrer. In dieser Hinsicht hat sich die Situation in jüngster Zeit bedeutend geändert. Damals bei der Einführung war es schwierig von seiner

Tätigkeit abzutreten, weil ein Pfarrer in der Schule tätig war; auch weil er in der SKJ oft persönlich sehr stark eingebunden war, und weil die Pfarrei damals viel stärker pfarrerzentriert war. Heute führt der inzwischen herangereifte Pfarrgemeinderat die Pfarrei in vielen Belangen allein; damals konnte man sich nicht vorstellen, dass eine Pfarrei von einem Pfarrer einer anderen Pfarrei ohne besondere Schwierigkeiten übernommen würde. Heute schon! Heute wird am Sonntag oft die Eucharistiefeier durch einen von Laien gestalteten Wortgottesdienst ersetzt. Heutzutage geht es in vieler Hinsicht leichter das Sabbatjahr zu nehmen. Darin ist wohl ein Wink der Vorsehung zu erkennen, weil gerade heutzutage die Resignation zu einer drohenden Hemmung auch bei Priestern herangeschwollen ist.

Es kann nicht bezweifelt werden, dass ein Sabbatjahr eine viel bessere Medizin ist als viele Stresspillen und Erschöpfungsspritzen. Im Sabbatjahr findet eine gesunde Erziehungsarbeit statt, es werden die Werte, die wir predigen, persönlich gepflegt. Wenn man einschränkend behaupten würde, dass durch die vorgesehene Schulung bessere Arbeitskompetenzen erzielt werden sollen, hätte man das Sabbatjahr zu stark in die enge Masche der Leistung gepresst. Der Pfarrer selbst hat mit seinem Leben, seinem Verstand und seinem Herzen Zeit zu denken, zu atmen, zu beten, sich zu bewegen. Die vielen Vorträge oder Vorlesungen, die er besuchen wird, werden ihm eine unerwartete, tiefere christliche Sicht des Lebens und der Seelsorge geben. Wie das Gras schön langsam wächst, sprießt der alte etwas verwelkte priesterliche Beruf aus dem frisch bewässerten Garten seiner Seele hervor. Ein kostbarer Wunsch macht sich bemerkbar: endlich wieder in der Seelsorge, im Weinberg des Herrn, wirken zu dürfen. Normalerweise, wenn das Sabbatjahr recht verläuft, kehrt der Pfarrer, als ein freudiger, gereifter Primiziant in die Pfarrei zurück.

Nicht jede Diözese empfiehlt den Pfarrern ein solches Angebot. Wir haben den Gargitter als Bischof gehabt. Er hat uns dieses Angebot geschenkt! Warum haben die Pfarrer kein Ohr dafür gehabt? Diese Frage ist immer aktuell. Jedem Pfarrer steht jetzt ohne jede Komplikation das Sabbatjahr mit seinem großen Gewinn „pronto“ zur Verfügung.

C) Die Bibelrunde

Wenn in seiner Religionsstunde der Professor seinen Maturanten die Frage stellt, welche Parabel des Evangeliums sie besonders lieben, ist es sehr wahrscheinlich, dass er keine Antwort bekommt, denn die Jugendlichen kennen keine Parabel. Wenn er dann unterstützend fragt: „Der verlorene Sohn, habt ihr von ihm was gehört?“ dann kommt ihm so ein Gemurmel entgegen, aber es gelingt nicht mit Hilfe aller die Geschichte wie ein Puzzle zusammenzufügen. Der Professor denkt für sich nach und zählt die Jahre zusammen, an denen jedes Klassenmitglied in Religion unterrichtet worden ist: fünf Grundschul- drei Mittelschul- und fünf Oberschuljahre, also Summa summarum dreizehn Jahre Religionsunterricht.

Doch ist diese Rechnung nicht richtig. In diesen vielen Jahren haben die Jugendlichen sicher öfters einen Sonntagsgottesdienst besucht, bei dem das Evangelium vom verlorenen Sohn vorgelesen und in der Predigt erklärt worden ist.

Noch beeindruckender ist es, bei Diskussionen über kirchlich-pastorale Aktionen im Pfarrgemeinderat oder in der Pfarrjugendgruppe dabei zu sein. Dort werden, wenn eine Entscheidung pastoraler Natur zu treffen ist, die Argumente sehr selten aus der Heiligen Schrift genommen. Meistens hört man

nur Argumente, die man aus der Erfahrung bei durchgeführten Aktionen gemacht hat. Ist die Aktion gut angekommen? Wie groß war die Zahl der Teilnehmer? Natürlich kommen auch Argumente zur Sprache, die ihre Wurzeln im gesunden Hausverstand haben. Aber vom Wort Gottes her wird kaum argumentiert. Auch für das vorgesehene geistliche Gespräch bei der Pfarrgemeinderatssitzung wird meistens ein Thema aus dem Randgebiet des Glaubens gewählt, selten ein Satz oder ein Abschnitt aus der Bibel. Sogar in der Sakristei, wenn mit den Ministranten mancherorts vor Beginn des Gottesdienstes gebetet wird, schlägt man dafür ein Gebet vor, das Anstandswerte beinhaltet, nie einen Psalm. Wahrscheinlich beten die Religionslehrer auch in den Religionsstunden kaum aus dem Psalmenbuch oder aus dem Evangelium. Wenn man dann die Predigten am Bibelsonntag hört, wundert man sich, welch große Bedeutung vom Prediger der Bibel zuerkannt wird.

„Fides ex auditu!“ Der Glaube kommt vom Hören des Wortes Gottes. In dieser wichtigen Hinsicht ist Nachholbedarf ersichtlich und notwendig. Wenn man die aktuelle Unwissenheit in Religion, wie oben erwähnt, bedenkt, scheint die Bibelrunde dringend notwendig. Doch ist es ratsam, dass die Leitung dieser Runde eine Person übernimmt, die genügende Kenntnis des katholischen Glaubens und der Bibel hat, sonst lesen meistens die Teilnehmer ihre Vorurteile in den Bibeltext hinein, was bekanntlich den Weg zu fundamentalistischen Vereinfachungen und Reduktionen ebnet. Wir sind in der glücklichen Lage, dass es noch viele Pfarrer gibt. Eine ermutigende Feststellung ist angebracht: jeder Pfarrer, der am Sonntag die Predigt hält, hat alle Voraussetzungen, eine Bibelrunde zu führen. Nicht vergessen darf man alle Religionslehrer, die sicher und gut eine Bibelrunde leiten können.

Die Bibelrunde geht natürlicherweise Hand in Hand mit dem Sonntagsgottesdienst. So wie der Sonntag Woche für Woche den Gläubigen das Wort Gottes vorlegt, so sollte auch die Bibelrunde am besten Woche für Woche zur Einführung in die Lesungen des Sonntags einberufen werden. Je seltener die Bibelrunde vorgesehen ist, umso mehr wird die Predigt am Bibelsonntag problematisch klingen. Die vielen berechtigten Superlative, die oft über die Bedeutung der Bibel für das Leben und für den Glauben zu hören sind, sprechen gleichzeitig ein Urteil darüber, wie nah oder wie fern das Bibelwissen der Gläubigen dem Ziel in der Seelsorge ist.

In welcher Intensität die Bibelrunde den Glauben fördert, weiß nur, wer sie hält oder wer sie besucht. Viele Pfarrer und Religionslehrer haben diese Erfahrung nicht gemacht. Die Lesungen in der Messe, die man nicht versteht, bringen keine Glaubensfreude. Deswegen haben Jugendliche in ihrer frischen Konsequenz vorgeschlagen, die biblischen Lesungen mit zügigen, verständlichen Zeitungstexten zu ersetzen. Ein leichter Weg! Dieser Weg ist viel leichter als eine anstrengende Bibelrunde zu betreuen. Aber er birgt in sich auch eine tragische Verhinderung des Wortes Gottes.

Glücklicherweise braucht es für die Bibelrunde keine Synoden, keine Sondereinrichtungen, keine Sonderstudien, denn es gibt noch viele Pfarrer und Religionslehrer in unserer Diözese. Wenn man will, kann man das Treffen in einem kleinen Raum vorsehen, oder in Zeiten von Internet einfach den PC oder das Handy für ein Online-Treffen benutzen. Einfacher geht's nimmer. Alles ist „pronto“! Der gute Wille genügt. Also, bitte, gleich drangehen.

D) Révision de vie Sehen, urteilen, handeln: Der Mensch in der Situation

I) Aufregende Erlebnisse des täglichen Lebens in Zeitlupe unter das Licht des Evangeliums stellen

Normalerweise läuft der Alltag vor unserer Aufmerksamkeit viel zu schnell ab. Das ist die eine Seite des Glaubens. Die andere Seite besteht darin, dass man normalerweise das Wort Gottes auch zu schnell hört oder liest. Beide Verhaltensweisen produzieren also Oberflächlichkeit. Das ist sicher ein Grund, warum heutzutage die Menschen vom lebendigen Glauben wenig erfahren.

Kardinal Cardijn, der sich sehr bemüht hat, die Arbeiterjugend zu Christus zu führen, hat aus einer jahrelangen Erfahrung eine Methode entwickelt, die diese beiden Fehlverhalten korrigiert und dann den Jugendlichen ermöglicht nach dem Glauben zu leben. In Deutsch nennt man diese Methode „Sehen, urteilen, handeln“.

Ich habe sie ein Jahrzehnt praktiziert in der Jugendseelsorge. Ich habe eine Gruppe von Jugendlichen zu einer Sitzung pro Woche eingeladen. Bei der ersten Sitzung, nach der Einführung in die Methode, wurde jeder/jede eingeladen sich zu erinnern, wann er in den letzten zwei Wochen sich geärgert, oder auch sehr gefreut hatte. Meistens kamen die Fälle des Ärgers ins Gedächtnis. Jeder erzählte seine Geschichte, wobei die Sitzung sehr lebensnahe Töne bekam und alle irgendwie mitten in ihr Leben führte. Es hätte sich gelohnt die Geschichten aufzuschreiben, besonders für mich als Prediger und Katechet. Dann wählte die Gruppe die beeindruckendste Geschichte und man fing an diese Geschichte in „Zeitlupe“ zu bedenken.

Dazu gibt die Methode sehr nützliche Fragen vor und schön langsam kommt man durch das erlebte Ereignis in die Person der Teilnehmer. Es gelingt zu sprechen über das, was jeden, unter den äußeren Fakten verdeckt, wirklich kränkt. Man redet einmal nicht mehr wie im Gasthaus, sondern wirklich über das Leben selbst, was in der Eile unserer Gesellschaft leider dauernd übergangen wird. Damit geht in Wirklichkeit unser Leben verloren. Es verschwindet, Fall nach Fall, in die Vergessenheit, ins Unbewusste.

Da wir normalerweise nicht lange beim Ärger bleiben, ohne zu reagieren, entsteht die Reaktion emotional, schnell und unüberlegt und fast immer falsch und vor allem fast immer nicht christlich. Doch wenn man das Erlebte in der Zeitlupe gemeinsam abrollen lässt und die entsprechenden Aspekte des inneren Lebens eines jeden kennt und bewertet, schaut die Geschichte ganz anders aus. Sie zeigt sich wie eine willkommene Gelegenheit, das eigene Leben zu bessern und glücklicher zu gestalten.

In dieser Phase der Diskussion greift man zum Evangelium, und versucht daraus zu erkennen, wie Jesus zu handeln vorschlägt. Er will in allen unseren Lebenserfahrungen, das Gute, das in den Situationen erkennbar wird, fördern und er will unbedingt, dass wir das Böse, das sich in dem Erlebnis versteckt, aber sehr vorhanden ist, ablehnen. Es gehen einem, allen Teilnehmern die Augen auf durch das Licht des Wortes Gottes. Die Reaktion auf den Ärger wird nicht mehr emotional-tierisch, sondern christlich. Man hat schon eine Freude, weil man den guten Weg erkannt hat, wenn auch noch das Gute zu tun bleibt. Dazu haben wir in dieser Phase alle zusammen gebetet, der Herr möge uns mit seiner Hilfe die Kraft geben, das erkannte Gute zu tun und die Kraft, das Böse, zu dem man versucht war, zu meiden.

Wenn man die ersten Male diese Schau des eigenen Lebens in der Zeitlupe betrachtet, scheint es etwas technisch zu sein, aber im Laufe der Jahre gewinnt man eine kostbare Übung, die einem auch allein den eigenen Alltag im Licht des Evangeliums zu schauen ermöglicht. Was uns allen in der Gruppe im Laufe der Jahre auch aufgefallen ist, war die Bildung des eigenen Ohres, das Wort Gottes bei der Messe neu und im lebendigen Glauben zu hören. Zusätzlich wird die Neigung wirksam, religiöse Bücher zu lesen, besonders die Hl. Schrift. Mir persönlich hat die Methode auch sehr bei Gesprächen genützt.

Leider Gottes habe ich diese Methode nur in einer Pfarrei angewandt. Wahrscheinlich war das ein Fehler. Ich habe die Bibelrunde jede Woche gehalten und dadurch sicher eine wichtige Hand zur Glaubensförderung gereicht. Die Bibelrunde geht vom Schriftwort aus in Richtung Leben; die Révision de vie geht vom Leben in Richtung Wort Gottes aus. Irgendwie bin ich in eine ungünstige Einseitigkeit gerutscht. Angebracht wäre es wahrscheinlich, beide Methoden anzubieten, denn es würde die verschiedene Sensibilität der Gläubigen mehr berücksichtigen.

II) Leitfragen für die Anwendung der Methode „Révision de vie“.

DER LEBENSRÜCKBLICK ALS SYSTEM FÜR DAS LEBEN
ALS MENSCH

DER MENSCH IN DER SITUATION

In der Gruppe (von 10-15 Jugendlichen oder Erwachsenen) ist ein Experte für das Erzählen verantwortlich am richtigen

Moment die hier angedeuteten Leitfragen zu stellen, die die gemeinsame Reflexion voranbringen ohne die Gefahr, auszuweichen oder alles zu verfälschen.

1. KRITERIUM: SEHEN

(Es geht darum, sich der Lebenssituation mit ihren Ursachen und den Teilnehmern bewusst zu werden. Die Erfahrung empfiehlt drei Schritte: von der äußeren Tatsache zur inneren Tatsache; vom Individuum zur Gesellschaft; von menschlichen Ursachen zu göttlichen Ursachen).

1. Schritt: von der äußeren Tatsache zur inneren Tatsache

- **Gibt es irgendein Ereignis in unserer Gemeinde, das wichtig zu reflektieren erscheint?**

(Die Anwesenden erwähnen schnell eine lokale Situation mit präzisen und konkreten Fakten. Und dann wählen sie.

- **Welche Antriebe oder inneren Motive haben X... (im Beispiel: Marco) zu diesem Verhalten geführt?**

(Alle greifen ein und zeigen Bestrebungen, Frustrationen, Tendenzen, Interessen, Deformationen. Zwei wichtige Dinge: Hier achten wir nicht auf moralische Schuld, sondern auf die Faktoren, die Veranlassungen, die Motive, die von innen gedrängt haben; außerdem wird die Wahl eines einzelnen Faktors getroffen, um nicht verloren zu gehen; zum Beispiel Marcos Verlangen nach aufregenden Dingen).

- **Haben nicht auch wir manchmal den gleichen Impuls oder das gleiche Gefühl erlebt?**

(Alle greifen ein, notieren kurz, ohne unpassende Geständnisse, wie man „zusammen“ mit dem Protagonisten ähnlich ist, zumindest was Tendenzen angeht; Marcos Geschäft wird so gewissermaßen zu «unserem Geschäft»).

2. Schritt: Vom Individuum zur Gesellschaft:

- **Kennen wir andere Tatsachen, bei denen derselbe Impuls oder dasselbe Gefühl wirkt?**

(Wichtig ist der Übergang vom Einzelfall zur Masse; Marco ist nicht in seinem Gemütszustand ein Einzelfall, aber ein Beispiel für viele analoge Fälle, für viele Marcos, oder solche, die tun wie Marco, die vielleicht um uns herum sind und die wir nicht sehen).

- **Wer hat möglicherweise den Protagonisten (Marco) beeinflusst und ist daher mitverantwortlich?**

(Entdeckung sozialer Verantwortung; z. B. Freunde, die von Marcos langsamem Rutschen merkten und sich damit begnügten, stattdessen schlechte Dinge über ihn zu sagen, statt ihn mit gesunder Zuneigung zu umgeben.)

- **Und welche Verantwortung haben wir?**

(Der oberflächliche Eindruck, es werde uns überhaupt nicht angehen, sollte vermieden werden; untersuchen wir die belebende oder vergiftende Umgebung, die wir alle mitgestalten; die Unterlassung von Hilfe auf verschiedene Weise; die angeführten Beispiele; die Reden, die man macht; destruktive Kritik; Kettenreaktionen usw.).

3. Schritt: von den menschlichen Ursachen zu den göttlichen Ursachen

Einer der Anwesenden erinnert daran: „Vergessen wir nicht, dass es Gott ist, der immer wie zu X (Markus) und allen „Leben, Bewegung, Existenz gibt“ (Apg 17,28)

(Wir sind immer noch auf der Ebene der Vernunft).

- **In der Lebenssituation von X Was ist also von Gott geschaffen?**

(Sehr wichtiger Punkt, wo die gute Wurzel jedes Impulses gegen jeden Pessimismus ergriffen wird. Zum Beispiel gibt es im Verlangen nach aufregenden Dingen eine Tendenz zum Neuen, die Tendenz, voranzukommen, für immer größere Dinge gemacht zu sein; Impulse, die ein Teil von uns sind und auch lebendiges Bild Gottes sind; diese Begründung beinhaltet auch Gott als den wichtigsten Agenten, an den man sich wenden kann, um die Lebenssituation in ihrem Geheimnis zu verstehen).

- **Wie wird dieses Gute von X (Marco) deformiert und durch das Böse beschädigt?**

(Das Böse wird als der Zusammenbruch und die Deformation eines Guten gesehen. Wir verstehen sowohl die Unordnung der guten Wünsche als auch die Intensität dieser Störung beim Erzwingen des schlechten Verhaltens).

2. KRITERIUM: VERSTEHEN (urteilen)

(Angesichts der Realität geht es darum, sie in ihrem tiefen Geheimnis zu verstehen, um dann einzugreifen. Weil mit der Ver-

nunft entdeckt wurde, dass Gott selbst als Protagonist beteiligt ist, ist es am logischsten, ihn zu befragen, denn er offenbart uns durch die Bibel seine Absichten in Bezug auf Marco, den er weiterhin heranbildet. Gott offenbart seine Pläne für ihn, im Hinblick auf seine Arbeit, die er ausführt. Die Erfahrung empfiehlt drei Schritte: Absichten, Pläne, Gottes Werk).

1. Schritt: Wir sehen Gottes Absichten gegenüber seinem Geschöpf.

- **Mit welchen Absichten ist Gott in der Lebenssituation noch gegenwärtig (in Person von Marco)?**

Hier ist es wichtig, die Bibel direkt in die Hand zu nehmen. Die Wortmeldungen der Teilnehmer werden die treue Liebe Gottes hervorheben, der mit Markus und mit allen Menschen verbunden ist und der versucht ihn zu retten. Wiederkehrende biblische Sätze: „Ich will nicht, dass der Sünder sterbe, aber dass er sich bekehre und lebe“ (Ez 33:11); „Du schließt deine Augen vor den Sünden der Menschen, damit sie sich bekehren“ (Weish 11:23); „Suche nach der verlorenen Münze, nach dem verlorenen Schaf... ».

- **Wie verhält sich Jesus in ähnlichen Situationen im Evangelium?**

(Eine Lebenssituation aus dem Evangelium, die auch nur eine entfernte Analogie mit der aktuellen Situation hat; Interventionen des Sachverständigen für etwaige exegetische Korrekturen. Beachten Sie, dass auf der Ebene von Gemütszuständen die Gegenüberstellungen viel richtiger und möglich sind als auf der Ebene von äußeren Tatsachen; zum Beispiel der reiche junge Mann des Evangeliums, die Ehebrecherin, Herodes, der Jesus aus Neugier sehen wollte usw.).

2. Schritt: Wir sehen Gottes Pläne, die Protagonisten aus der Lebenssituation zu retten, in die sie sich manövriert haben.

- **Welchen Plan hat Gott, um X (Marco) aus der Lebenssituation zu retten, in der er sich befindet?**

(Ausgehend von den sporadischen Hinweisen des vorherigen Schrittes versuchen wir uns an eine Vier-Punkte-Zusammenfassung des gesamten Plans Gottes zu erinnern, der auf die überarbeitete Lebenssituation angewendet wird.

Gottes Plan besteht aus **Menschwerdung** (Gott wird Jesus und nimmt damit selbst die Schmerzen und Sünden von Marco wie aller Menschen auf sich); **Ostern** oder Durchgang vom Tod zum Leben (Jesus verbindet Marco und uns alle in seinem qualvollen Tod, um uns vom Bösen zu befreien, und verbindet uns mit seiner Auferstehung, um all unser Vermögen zu intensivieren und zu vergrößern); **Pfingsten** (Jesus ruft alle auf, mit Ihm zusammenzuarbeiten, um das Osterfest des Marcos und aller zu erreichen: Es ist die Kirche); **Parusie** (Die Errettung von Marco passiert nicht plötzlich, aber sie findet nach und nach statt, entweder offen oder versteckt wie die Saat in der Erde (Mk 4,26-29) bis zum Tag des vollen Enderfolges mit der Auferstehung des Leibes von Marco und von allen. **Es ist sehr wichtig, die Geheimnisse von Christus mit dem Protagonisten der Lebenssituation und mit seinen konkreten Problemen zu verbinden;** zum Beispiel nimmt Jesus die Sucht nach aufregenden Dingen auf sich, die Marco quält, die seine Schwäche ist usw.).

- **In welchem Teil von Gottes Plan müssen wir uns vertiefen?**

(Hier ist die Analyse eines Teils des **göttlichen Plans** in seinen Einzelheiten zu machen mit dem Ziel, einen offensichtlichen Fortschritt in der Glaubenslehre zu erzielen, und mit dem Vorteil, ihn wie mit einem Haken an das wirkliche Leben angebunden zu halten).

3. Schritt: Wir betrachten das aktuelle Werk Gottes

- **Was tut Gott derzeit eigentlich, um X (Marco) aus seiner Situation zu retten?**

(Hier sind die Hinweise auf die Heilige Messe obligatorisch, wo Gott „heute“ in die realen Situationen unseres Alltags eingreift, sich aufopfert, neue spirituelle Energie bringt und wo dazu auf die aktuelle Gnade hingewiesen wird, das heißt auf das geheimnisvolle Wirken des Heiligen Geistes in der Tiefe des Herzens von Marco wie in uns allen, damit wir „mit dem Mysterium von Ostern“ in Beziehung kommen (Röm 8,28).

- **Welche Mitarbeit verlangt Gott von uns in dieser Angelegenheit seines Reiches?**

(Man erinnert wieder an die Kirche und an Pfingsten und öffnet sich damit dem dritten Moment; das ist ein kurzer Punkt des Übergangs).

3. KRITERIUM: MITARBEITEN (handeln)

(Es geht darum, die Ärmel hochzukrempeln mit Ideen, die jetzt klarer und realistischer sind und mit einem lebendigen

Verantwortungsgefühl gegenüber „unserem Bruder Marco“ und gegenüber dem Ruf Gottes in ihm. Die Erfahrung empfindet zwei Schritte: eine sofortige Konvertierung von Einstellungen und Mentalitäten und dann eine Diskussion über konkrete Projekte von Zusammenarbeit).

1. Schritt: Änderung der Denkweise

- **Wie sehen wir jetzt die Situation von X (Marco) und unsere aufgrund der Entdeckungen, die wir gemacht haben?**

(Es handelt sich darum, das bisherige oberflächliche Urteil mit dem Urteil zu vergleichen, das nach einer solchen Überprüfung entsteht: Ein Beispiel sind die Apostel, die auf dem See Jesus sehen und sagen; „Er ist ein Gespenst“, aber nach näherer Betrachtung sagen sie: „Es ist der Herr!“ (Joh 21:7). Aufmerksamkeit sollte man auch der affektiven Bekehrung schenken: zuerst schlichte und einfache Verurteilung, jetzt ein Gefühl der Solidarität, Mitverantwortung, Lust auf Zusammenarbeit).

- **Wie können wir dieser neuen Art des Verständnisses der Lebenssituation zustimmen?**

(Es ist jetzt die Zeit für ein stilles Gebet oder für ein Gruppengebet, je nach Inspiration auf Grund der gemachten Entdeckungen oder der neu erlebten Emotionen).

2. Schritt: Wie müssen wir konkret zusammenarbeiten?

(Zwei Richtungen werden verfolgt: im Hinblick auf die vielen „Marcos“, also auf die vielen Brüdern von uns, die Gefahr laufen, wie Marco zu enden, wenn wir nicht

eingreifen; und dann, wenn möglich, im Hinblick auf Marco, also den Protagonisten, um den sich die ganze Meditation gedreht hat).

- **Was können wir für unsere Brüder tun, die sich in ähnlichen Situationen befinden?**

(Achten Sie darauf, Gottes Werk nicht aus den Augen zu verlieren: Wir sind nur Mitarbeiter, deshalb passen wir unseren Einsatz an das Werk Gottes an, das durch die Bibel offenbart wird).

- **Was können wir sofort für X (Marco) tun?**

(Wenn möglich, geht es darum, die Arbeit zu verteilen, damit jeder seine eigenen Talente und Möglichkeiten, mit denen er wirklich mitarbeiten kann, einsetzt. So kann sofort etwas getan werden, um vom Bösen zu befreien und um die an der betrachteten Lebenssituation Beteiligten zum Guten zu führen).

Und mit diesem Punkt endet normalerweise der Lebensrückblick, die „Révision de vie“.

DIE VORSCHLÄGE

- **Die Last der anderen auf sich nehmen (Gal 6,2)**

Wir sitzen alle im selben Boot, im selben Haus, das die Gemeinschaft ist, in der wir leben (Schule, Werkstattabteilung, Team, Bezirk). Alle diese Gesichter von schönen oder hässlichen, reichen oder armen, niedergeschlagenen oder aktiven Menschen, sie sind unser Anliegen. Wir leben zusammen, aber wir, eine Gruppe junger Menschen, die das Leben als Verpflichtung empfindet, wir sind zuhause

die leuchtende Lampe, die Licht verbreitet, das heißt die löst, klärt, heilt, mitarbeitet. Wir müssen anfangen, auf diese Weise in die Gesichter der Nachbarn zu schauen, die vielleicht schon bekannt sind, aber noch nicht „beachtet“ worden sind. (vgl. Mt 5,14-16).

- **Seien wir im Leben realistisch**

Man hat noch nicht das Gefühl, dass die Erlösung genau in der Tiefe jeder Situation des Lebens liegt, in ihrem inneren Geheimnis dank der Schöpfung und der Inkarnation. Da man jede Situation lebt, ist es besser, sie in vollen Zügen zu leben, nicht wegzuerwerfen - ohne Bedenken, ohne Revision des Lebens. Die Schätze sind durch das Wirken Gottes in uns, in den täglichen Ereignissen. Es reicht, sich auf das Wort Christi zu verlassen, darauf zu reagieren und es stark im Auge zu behalten. Nach und nach verwandelt sich jedes Event in ein Leben voller Geschmack und Erfolg.

« Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer er ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken! » (Joh 4,10). „Fürchte dich nicht, kleine Herde, denn es hat deinem Vater gefallen, dir das Reich zu geben.“ (Lk 12,32).

- **Seien wir im Glauben realistisch.**

Wir gehen achtlos am Rand entlang; insofern als „die Geheimnisse Christi ja unsere Geheimnisse“ sind, eben genau jene, die wir stattdessen in Bücher oder nur in die Kirche „abstellen“, auf jeden Fall außerhalb der Realität, die wir sind, außerhalb unserer Lebenssituationen. Stattdessen ist Gott, der Schöpfer und Erlöser, zu jeder Zeit untrennbar von uns, Er ist gegenwärtig, Er erschafft das Gute, das es gibt, Er befreit vom Bösen, Er bringt die Energien für eine volle Entwicklung, Er schreibt mit uns Geschichte.

Es macht keinen Sinn, durchs Leben zu gehen, ohne uns mit unserem göttlichen Verbündeten anzufreunden, ohne eine Methode zur Hand zu haben, um ihn jeden Tag neu zu entdecken. Er ist Protagonist mit uns bei allen unseren Ereignissen. Von Ihm können wir das Projekt für jede Lösung haben, und vor allem die Hoffnung und den Wunsch, jede Situation zu retten.

Es ist eine Frage des Realismus: Da man lebt, muss man realistisch leben. Realität ist vor allem die Gegenwart Gottes mit uns in jeder Situation als wichtigsten Protagonisten für eine Lebensgeschichte in Fülle (Joh 10,10).

Denke über die Wanderer von Emmaus und Christus nach, der mit ihnen vorangeht: Lk 24,13-35; oder über Jacobs Entdeckung: «Er lebt an diesem Ort und ich wusste es nicht“ (Gen 28,10-18). Jeder von uns ist dieser Ort.

E) Die Pastoralassistenten

Es gibt in unserer Diözese nicht eine einzige Musikkapelle, die keinen Kapellmeister hat. Man kann sich fragen, warum das so ist? Die Antwort ist einfach: ohne Kapellmeister keine Musikkapelle. Genauso kenne ich keinen Kirchenchor, der nicht einen Dirigenten hat. In diesem Stil war früher auch die Seelsorge eingerichtet. Es gab keine Pfarrei, die nicht ihren Pfarrer gehabt hat. Für die Musikkapellen und für die Kirchenchöre hat sich in dieser Hinsicht seit vielen Jahrzehnten nichts geändert, nichts ist moderner geworden. Jede Musikkapelle hat ihren Kapellmeister. In der Kirche hat sich das geändert. Die Priesterberufe sind immer weniger geworden und heute müssen mehrere Pfarreien mit einem einzigen Pfarrer auskommen. Daran

sind wir heute gewohnt. Gleichzeitig hat man, was richtig ist, Laien zur Mitarbeit eingeladen und zugelassen, so dass in jeder Pfarrei die wichtigsten pastoralen Dienste garantiert werden können. Gott sei Dank. Aber da hat sich unbeachtet eine Auffassung durchgesetzt, die das für wahr und richtig hält, was eine Musikkapelle und ein Kirchenchor für falsch halten würde. Man ist überzeugt, dass es in der Seelsorge auch ebenso gut laufen kann, wenn kein Hauptamtlicher die Seelsorgearbeit steuert. Man sucht freiwillige Mitarbeiter und überlässt ihnen bestimmte Dienste. So sehr die freiwilligen Mitarbeiter zu bewundern sind, und wie sehr es noch mehr zu wundern ist, dass es sie gibt, so bleibt dennoch das Ergebnis dieser Mitarbeit für die heutige Situation nicht immer befriedigend. Eine ausgebildete Person, die die Arbeit der vielen Mitarbeiter koordiniert und fördert, ist unerlässlich.

Dazu muss eine Bedingung erfüllt werden. Der Pfarrer muss bereit sein, entsprechend dem Subsidiaritätsprinzip die Arbeit des Pfarrassistenten zu begleiten. Ein Umlernen in der Führung der Pfarrei ist unerlässlich, heute mehr denn je, weil die Pfarrer nicht mehr gewohnt sind, mit einem Kooperator die Seelsorge teilen zu können. Diese Umstellung ist mühsam, aber äußerst segensreich.

Eine zweite Bedingung betrifft die Geldfrage. Die Pastoralassistenten müssen bezahlt werden. In unserer Diözese sorgt auch Jesus für Geld, und sicher ist er bereit, im Fall, dass man ihn inständig bittet, das finanzielle Anliegen zu unterstützen. Bischof Wilhelm Egger hat die Burg in Bruneck verkauft, und in umsichtiger Weise das eingenommene Geld für die Finanzierung von Pastoralassistenten reserviert. Die Diözese hat einen Arbeitsvertrag schon lange ausgearbeitet und ein Arbeitsprofil für diesen neuen Beruf erstellt. Insoweit ist alles klar!

Wichtig ist für alle Initiativen seelsorglichen Charakters das Gebet und ein starkes Vertrauen auf die Vorsehung.

Für jeden Pfarrer, der den Eindruck hat, dass auf Grund der Zahl der Pfarreien, die er betreuen muss, er selbst ein „Auto-pfarrer“, oder ein „Straßenpfarrer“ geworden ist, schlägt die Stunde, sich für die Anstellung einer Pastoralassistentin zu kümmern, indem er bei den Pfarrgemeinderäten um Unterstützung ansucht, und sich dann an die Diözese wendet. Unterstützung wird er sicher finden, aber der Weg ist sicher mühsam und steil. Nach Tagen, Monaten, Jahren wird es funktionieren. Bei der jetzigen düsteren Stimmung, weil ein Pfarrer mehrere Pfarreien betreuen soll, wundert es viele, dass nicht viel mehr getan wird für die Anstellung eines Pastoralassistenten. Der dadurch zugelassene Schaden ist sehr groß. Die Pfarrer sollen sich umschauen, ob nicht in der eigenen Pfarrei oder im eigenen Dekanat Personen leben, die gute Voraussetzungen für diese Aufgabe hätten. Das Studium der Theologie sollte grundsätzlich mit allen Mitteln gefördert werden. Was wären im Vergleich die Kirchenchöre ohne Organisten? Was sind die pastoralen Vereine ohne Theologen!

F) Die modernen Kommunikationsmittel

Am Pfingstsonntag 2022 hat Bischof Ivo im Dom von Brixen eine heilige Messe für die Jugend gefeiert. Werden sie eine Mozart Messe gesungen haben? Sicher nicht! Sie haben in einem gut vorbereiteten Jugendstil die Messe zelebriert. Was war das Besondere dabei? Zwischen Rosarialtar und Volksaltar haben sie eine sehr große Leinwand ausgespannt, und die Liedtexte mit großen Buchstaben, hinaufprojiziert, so dass man sie vom

großen Eingangstor des Domes gut lesen konnte. Junge Techniker haben gute Arbeit geleistet, und der ganze Dom konnte mitsingen und die Lesungen mitlesen. Im Dom von Brixen sieht man sowas modernes sehr selten, eigentlich nie bei einer Bischofsmesse. Aber den Herrn Bischof hat alles sichtlich gefreut. Bei der Predigt hat der Bischof versucht möglichst nahe zu den Jugendlichen sich zu präsentieren, ist heruntergestiegen vor die Kirchenbänke und hat mit dem bestmöglichen Kontakt zu den Jugendlichen gesprochen. Aber dieser Kontakt trug trotz einer gewählten modernen Form ein altmodisches Kleid. Warum haben die Jugendlichen dem Bischof nicht eine noch bessere Kontaktmöglichkeit nahegelegt? Sie hätten es sicher gewusst wie. Wahrscheinlich taten sie es nicht, weil sie im Dom, der respektabelsten Kirche der Diözese waren. Wenn sie eine Videokamera verwendet hätten, dann hätten sie den predigenden Bischof in seinen ausdrucksvollen Gesichtszügen an jedem Platz von den Bänken aus gesehen. So sah man mitten in den hinteren Bänken nur die schöne liturgische Kopfbedeckung und einen Teil des Gesichtes des Bischofs, nicht zu vergleichen mit einer Nahaufnahme auf dem großen Bildschirm. Dazu hätte er passend an seinem Platz bleiben können.

Es war ersichtlich, dass der Bischof als Hauptzelebrant, aber besonders als Prediger, durch die Benutzung der digitalen Unterstützung psychologisch eine Einbuße seiner Hauptrolle erfahren hat. Die Ministranten, die ihn umgeben, machen viele Verneigungen, doch die Techniker mit ihren Instrumenten und Kabeln geben ihm eher Befehle, denn er muss sich streng an ihre Weisungen halten. Bei der Predigt ist es ganz besonders einschränkend. Wenn ein Prediger Pathos entwickelt und seine Rede laufen lässt, nach seinem Geschmack mit breiten lebendigen Gesten, dann muss er sich kontrollieren, damit er nicht das Mikrofon berührt. Unwillkürlich ändert sich der

Predigtton und nimmt eine kältere Stimmung an. Am schwierigsten ist es, wenn der Prediger ohne Textvorlage zu reden pflegt und die Gläubigen anschaut, dann muss er die Gläubigen eben nicht anschauen, sondern das Objektiv der Kamera, die ihm zwar ermöglicht alle Anwesenden gleichzeitig in den Blick zu nehmen, aber die Sprache verliert an Kontaktfeuer, denn ein kaltes Objektiv ist leider wenig inspirierend. Man könnte diese Einschränkungen mit einem klingenden Wort bezeichnen: die Rolle des Hauptzelebrenten und des Predigers nimmt demokratische Züge an. Bei Benutzung von Bildern ist die Änderung seiner gewohnten Art noch radikaler. Diese Umstellung muss der Pfarrer innerlich bejahen.

Die Jugendlichen haben sehr innig mit dem Bischof mitgefeiert. Man hat an ihnen ein gewisses Selbstbewusstsein verspürt, endlich eine heilige Messe in der ihnen geliebten modernen Welt. Man muss bedenken, dass sie in der Schule, die sie während ihrer ganzen Jugendzeit besuchen, vieles im Unterricht digital vermittelt bekommen. In jeder Klasse steht nicht nur eine Tafel, sondern auch eine digitale Projektionsanlage zur Verfügung. Überall wo sie sich befinden, gibt es die modernen Medien: zu Hause, in der Bar, bei allen Sportveranstaltungen, in der Disco, am Bahnhof, im Wartezimmer des Spitals, bei der Arztvisite, bei Konzerten, überall, nur in der Kirche treffen sie noch die alte Gesellschaft, die ihnen muffig vorkommt. Am besten bleiben sie einfach weg.

Wie empfinden da die Alten, die Erwachsenen, die Altgewohnten? Die klarste Antwort haben wir bekommen nach der Karwoche im Lockdown. Traurig war der damalige Ostersonntag, mit geschlossenen Kirchen! Diese Stimmung war im Voraus zu hören. Nachher hörte man unerwartet neue Worte. „Ich habe mich sehr gefreut, im Fernseher die schönen Gebete zu

hören. Nie habe ich die Lesungen so gut gehört. Jedes Wort der Predigt habe ich verstanden.“ Das war eine Neuheit: die Alten entdeckten die Freude über ihren Glauben. Gar mancher hat gemeint: „Andacht und Freude habe ich mehr gehabt vor dem Fernseher als in der Kirche. Vielleicht wäre es besser, daheim die Messe mitfeiern, als in der Kirche, denn daheim versteht man alles.“ Eines ist sicher: die meisten Menschen, die Kirchen gehen, wollen verstehen.

Papst Paul VI hat sich gefreut, dass Gott uns die großartige Medientechnik zur Verfügung gestellt hat. Er hat in diesem Geschenk eine große Möglichkeit für die Zukunft gesehen. Wir wissen heute, wie nützlich ihre Verwendung in der Liturgie sein kann. Der pastorale Schaden, den die Gläubigen erleiden müssen, weil die Pfarrer nicht bereit sind, ihnen für die Teilnahme am Gottesdienst mit diesem Wundermittel wirkungsvoll zu helfen, ist sehr groß, aber auch unentschuldig in dieser Zeit der mageren Kühe in Religion.

Freilich braucht es Personal zur Bedienung. Aber unsere Gläubigen kennen sich meistens besser in Computerangelegenheiten aus als in der Bibel und in der Religion, was für die Personalsuche günstig ist. Früher hat man auch eine Mannschaft aufstellen müssen, die Kirchenglocken zu läuten. Wer einen Computer kauft, muss gar bald zum Techniker. Ist das nicht normal? Wer besitzt ein Auto und kennt keinen Mechaniker? Es muss unbedingt eine Gruppe organisiert werden, die zwei Zwecke hat: einmal möglichst schnell zu reparieren, wenn etwas nicht funktioniert, und dazu für die Bedienung bei jedem Gottesdienst zur Verfügung zu stehen. Es ist nicht schlecht, wenn der Mesner sich bei der Präsentationsanlage auskennt, aber es ist nicht gut, wenn er auch dieselbe beim

Gottesdienst bedienen soll. Einer, der für alles denkt und zuständig ist, wird nur Zeuge von Stress, nicht aber von Gemeinschaft. Der Grund, weswegen eine Person als Lösung für alle Bedürfnisse herhalten muss, beweist, dass die Bequemlichkeit und die Faulheit die Mitarbeiter verhindert. Wenn nur einer die Anlage bedient, wird der Nutzen für die Gläubigen sehr klein sein, ja ungenügend. In diesem Fall kann eine Kamera sicher nicht verwendet werden, mehrere Mikrofone auch nicht. Man denke nur an eine Pfarrei, die über einen einzigen Ministranten verfügt. Feierlich dürfte es wohl nicht sein.

Beim Kaufen der Präsentationsanlage empfiehlt es sich, eine gute Firma zu nehmen, die auch den nötigen Service bieten kann, denn nur verkaufen und kassieren können die Schlaunen allzu gut. Auch wenn der Pfarrgemeinderat starken Druck ausübt, dass bei einer Firma der Pfarrei die Anlage bestellt werde, bleibt zu bedenken, dass diese Rücksicht sozial gut ist, aber pastoral nicht gut sein kann.

Man befürchtet, dass viele Gläubige die online-Messfeier, bei der sie gut mithören können, mehr schätzen werden als eine Messfeier in der Kirche, bei der sie wenig mitbekommen. Doch ermöglicht erst die Gemeinschaft der Personen, die in der Kirche gegenwärtig sind, das christliche Leben einer Pfarrei. Es muss mit allen Mitteln versucht werden, die Gläubigen in der Kirche zusammenzuführen. Nach der Erfahrung der verschlossenen Kirchen ist es daher besonders wichtig, in der Kirche jene gute Technik einzubauen, die in der Kirche selbst das gute Hören und das gewünschte Verstehen ermöglicht. Dabei soll nicht vergessen werden, dass der Mensch auch mit den Augen hört und auch mit den Ohren sieht. Das gilt umso mehr, je größer die Kirchen sind.

Messbuch, Singbuch, Kirchenmusik, Bilder eines Jahrtausends alles zum richtigen Moment verfügbar für alle mit einem Klick zu haben, das schenkt uns heute die Vorsehung. Wer packt nicht eine solche Unterstützung beim Schopf? All das wartet „pronto“ vor dem Kirchentor.

G) Das Stundengebet

Man hat sich im Allgemeinen wenig gefragt über die Dringlichkeit, mit der das Vaticanum II die Hinführung des Gottesvolkes zur Stundenliturgie gefordert hat. Für das Gebet der Katholiken ist diese Art des Gebetes klar das Maßgebende und die zentrale Gebetsform. Das Stundengebet gilt als normale Hilfe zum Gebet, sodass der Gläubige in dieser Gebetsform die beste Vorlage hat, sei es wenn der Gläubige persönlich und allein betet, sei es, wenn er in der Familie, in Gruppen oder in der Pfarrei betet. Auf die Frage, um was er beten soll, wird niemand ihm eine bessere Antwort geben können als das Stundengebet.

Die Bestandteile sind wenige: Psalmen, Lesungen aus der Heiligen Schrift, Lesungen aus den Schriften der Heiligen, der Bekehrten, der besten Theologen von zwei Jahrtausenden, Fürbitten für die große Gemeinschaft der ganzen Kirche - also für 1,3 Milliarden Katholiken, für alle Christen und für die ganze Welt - und Stoßgebete. Ohne auch nur ein bisschen zu übertreiben, bietet die Kirche ein Gebetsbuch von einem so reichen und für alle nützlichen Inhalt an, wie keine andere Religion auf Erden. Neu restauriert und modernisiert durch das Vaticanum II ist es das empfehlenswerteste „Brot“ für die Seele eines gläubigen Katholiken. Besonders beeindruckend ist die sogenannte Lesehore oder Lesestunde, das ist genau jener Teil des

Stundenbuches, der die oben erwähnten Lesungen enthält. Hier ist eine Bemerkung angebracht, die leichter einen besonderen Vorzug erkennen lässt. Die Lesungen, geschrieben von den heiligsten und genialsten Gläubigen, sind sicher oft sehr anspruchsvoll, also Texte, die man besser zweimal lesen sollte, die ein Interesse an Tiefe unserer Glaubensgeheimnisse berücksichtigen können. Genau das, was heutzutage besonders Intellektuelle und Akademiker, Künstler und Politiker, in der Sonntagspredigt nicht bekommen können, aber wonach viele sich sehnen, und wonach sie angeleitet werden sollen.

Die alte Mutter Kirche hat eine lange Erfahrung im Gebet. Das sieht man an der Tatsache, dass es zwei Sorten von Lesungen in der Stundenliturgie vorgesehen sind: Lange Lesung und kurze Lesung, „lectio brevis“ genannt. Die Kurzlesung ist immer aus der Heiligen Schrift genommen, aber da ist der Spruch „in der Kürze liegt die Würze“ wirklich gelungen.

Merkwürdig: Wenn jemand, wenigstens am Sonntag mit einer Gemeinschaft von Gläubigen aus diesem Gebetsbuch beten will, findet er in unseren Pfarreien sehr selten eine Gelegenheit. Früher war in den größeren Pfarreien üblich, die Vesper an Festtagen zwischen Chor und Volk feierlich zu singen, allerdings in lateinischer Sprache. Vielfach sind die feierlichen Vesper-Gottesdienste weggeschmolzen und meistens vom Rosenkranz ersetzt worden. Der Rosenkranz ist sicher ein sehr einfaches Gebet, vor allem ein kontemplatives Gebet, das besonders sinnvoll ist, wenn die Gläubigen durch den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst und durch die regelmäßige Christenlehre in der Glaubenserkenntnis eine ständige Pflege erleben, ansonsten degradiert der Rosenkranz zu einem Leiergebet, das zwar ohne besondere Pflege gelingen kann, aber mehr und mehr an den Herzen vorbeigleitet und aufgegeben

wird, was auch keinen großen Schaden bringt, weil, wenn er von der Katechese nicht unterstützt wird, er sehr leicht zu fundamentalistischen Tendenzen führen kann. „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die meinen sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen.“ (Mt 6,7)

Die Hinführung des Volkes Gottes zum Stundengebet ist ein Novum, ein neuer Weg, den uns das Vaticanum II gewiesen hat. Eine Schulung von Kindern und Erwachsenen ist unerlässlich. Es müssen in der Schule vor allem Psalmen und biblische Texte angeeignet werden, was sicher den Unterricht zum Teil ändert und verbessert. In der Kirche und in den Familien muss das Stundenbuch benutzt werden wie früher der Rosenkranz. Ist das einfach zu verordnen? O nein! Dazu muss erzogen werden. Das braucht sehr große Anstrengung und Ausdauer. Schon die ersten Schritte zu diesem edelsten Ziel können eine Enttäuschung werden. Der Vergleich mit einem Skifahrer bei seiner ersten Skifahrt macht die Schwierigkeit einsichtig: Mehr als gefährlich im Schnee zu fallen, erlebt er kaum. Wollen wir dann einfach auf das Stundengebet verzichten? Wollen wir da nicht mehr an die Kirche glauben? Wollen wir in der Seelsorge nur dort tätig sein, wo es leicht ist? Die Früchte dieser Bemühung wären ziemlich genau jene, die wir mit leichten Mitteln und banalen Methoden verzweifelt schon lang vergeblich suchen.

O Wunder! Mittels einer digitalen Projektionsanlage in der Kirche können alle, ohne das Stundenbuch zu kaufen und ohne das Stundenbuch in die Hand zu nehmen, bestens gemeinsam beten. Wer allein oder in der Familie oder in der Jugendgruppe daraus beten will, holt einfach sein Handy aus der Tasche. Wer mit Freunden an den verschiedensten Orten, oder wer mit Angehörigen in der weiten Welt (Eltern daheim, Söhne und

Töchter in der Universitätsstadt) gemeinsam aus dem Stundenbuch beten will, klickt sich durch Internet zu einer online-Gruppe.

H) Die Verbesserung

Hier ist nicht die Verbesserung gemeint, die jeder Student kennt, nämlich der Schularbeiten, sondern die Verbesserung der Momente einer gottesdienstlichen Handlung, eines religiösen Brauches. Man braucht nur, sich einige Einzelheiten ihres Ablaufes zu vergegenwärtigen, dann wird das Gemeinte bald verständlich. Bei der Feier der heiligen Messe: der Einzug zum Altar, der Schmuck des Altares, das Singen, der Vortrag der Lesungen usw. Es kann vorkommen, dass der Pfarrer, oder der Pfarrgemeinderat, oder ein Mitarbeiter, ja auch nur ein Gottesdienstbesucher den Eindruck äußert, dass der Gottesdienst wenig lebendig erscheint, ja manchmal fast langweilig, altgewohnt ist. Wenn das vorkommt, empfängt die Pfarrei eine Gnadenstunde, denn nur wenn eine Unzufriedenheit wahrgenommen wird, kann eine Verbesserung erfolgen. Die kommt nämlich nie, wenn man sie nicht braucht. Wer mit der Feier des Gottesdienstes zufrieden ist, der verbessert sicher nichts.

Normalerweise reagiert man in dieser gesunden Wahrnehmung merkwürdig ungesund. Man macht es wie die Hennen am Straßenrand, wenn ein Auto vorbeifährt. Sie wollen ausstellen, um nicht überfahren zu werden und fliehen quer durch die Straßenbreite auf die andere Seite, was sie erst recht der Gefahr aussetzt. In der Pastoral will man die Lustlosigkeit dadurch verbessern, dass man etwas Neues vorschlägt. Wenn die Gläubigen zu gleichgültig singen, dann singt der Vorsänger plötzlich

ein neues Lied, das niemand kennt. Wie werden sie das Lied singen, wenn sie es nicht kennen? Vielleicht schwungvoller?

Grundsätzlich kann man wohl sagen, dass eine andere Möglichkeit mehr fruchtet, nämlich dass man das, was man praktiziert, besser gestaltet. Schauen wir uns das näher an. Beim lässigen Singen stellt sich zurecht die Frage, wie das Singen der Bevölkerung lebendiger werden kann. Nicht durch ein Anstimmen eines neuen Liedes, sondern mit der Gegenfrage, was könnte man tun, damit die Leute, die Lieder, die sie schon kennen, besser singen. Da braucht es Fantasie, aber Möglichkeiten sind viele: davon eine wählen. Das heißt Verbesserung.

Die Ministranten kommen nicht mehr gern und bleiben weg. Meistens nehmen wir dann neue, womöglich kleinere. Viel besser ist es, die gesunde Frage zu stellen, was kann man tun, damit die vorhandenen Ministranten lieber und fleißiger kommen. Mit Fantasie wird man eine, oder gar mehrere Möglichkeiten entdecken. Eine soll man realisieren. Das heißt, nicht Neues einführen, sondern eine Verbesserung anstreben.

Denken wir an das Vorlesen der Lesungen, das meistens niemanden zum Mitdenken anregt. Was kann man tun, damit die Lesungen den Teilnehmern am Gottesdienst mehr sagen. Mit Fantasie kann man sicher Möglichkeiten entdecken. Nicht neue, andere Lesungen suchen, wie es oft geschieht, sondern für das Mithören, für das Verstehen eine Verbesserung erdenken und vornehmen.

Eine alte Frau bedauerte, dass, wenn sie in die Kirche komme, sie immer das Gleiche zu sehen bekomme. Immer die gleichen Skulpturen stehen am alten Platz, die Geranien halten am längsten die Kirchenluft aus und sind infolgedessen

die längste Zeit die gleichen. Ein kostbarer Hinweis! Aber soll man jetzt neue Skulpturen anfertigen lassen? Nein, nicht sofort Neues! Nachdenken: Es wird gleich lebendiger, wenn die Skulpturen einen anderen Platz am Altar bekommen. Gibt es Skulpturen, die Jahrzehnte nie mehr die Ehre gehabt haben, einen Platz auf dem Altar zu bekommen? Sicher gibt es solche und viele! Die alten Blumen? Nachdenken: gibt es nicht eine Person, die im Garten mehr Blumen züchtet als Gemüse, weil sie von der Schönheit der Blumen begeistert ist?

Eine Tatsache soll unterstrichen werden. Die Lesungen der heiligen Messe und des Wortgottesdienstes sind die besten Lesungen der ganzen Welt, sie sind von der Bibel genommen, sie sind Wort Gottes, alle sind sie unübertrefflich. Auch die Lieder des Singbuches „Gotteslob“ sind Superlieder. Eine qualifizierte Kommission hat jahrelang bei der deutschen Christenheit, der Trägerin der Goldmedaille für Komposition von Kirchenliedern, daran gearbeitet, bei den Protestanten und bei den Katholiken, die besten Lieder auszuwählen, sodass im Kirchengesangsbuch nur beste Lieder zu finden sind. Alles, was in der Pfarrei von diesem großartigen Buch gesungen und gebetet wird, bringt mehr und mehr Lebendigkeit, wenn das Singen und Beten mehr und mehr besser verrichtet wird.

Warum wird die Verbesserung so wenig vorgenommen? Weil sie sehr mühsam ist, nicht weil sie zu nichts führt, oder weil die „Zeiten nicht reif“ sind. Sie ist immer, auch heute, möglich. Sie ist ein sicherer Weg zur Verlebendigung des Gottesdienstes, ja aller Tätigkeiten. Verbessern bringt Frische, Lebendigkeit, Schwung, Lebenskraft, ausgerechnet das, was wir alle suchen. Die Verbesserung ist mühsam und schwer, weil sie unablässig wachsen muss. Stehen bleiben führt mit der Zeit zurück in die Gewohnheit. Dann beginnt wieder die Langwei-

le, die wieder wie ein Ruf zu weiterer Verbesserung ist. Also Mühe ohne Ende. Seelsorge ohne diese Mühe kann die Entleerung der Kirchen nicht bremsen. Es hat in den letzten Jahrzehnten fast nur Einführung von Neuem gegeben, aber dieser billige Weg führt direkt zur Inflation. Das beste Beispiel ist die Feier der Erstkommunion: Es wird fast nur Neues präsentiert. Neue Lieder, die nicht im „Gotteslob“ zu finden sind, neue Fürbitten, neue Rahmen der Fotos der Erstkommunikanten, alles neu, und am Sonntag darauf? Die beeindruckte Elternschaft ist nicht mehr zu sehen. Alles ist vorbei, wie ein Traum. Damit soll nicht jeder Neuheit eine Absage erteilt werden, aber die Einführung von „eppas Neuem“ ist mit großer Umsicht zu tätigen.

Wenn hier von Lebendigkeit die Rede ist, muss klargestellt werden, dass es sich um eine Äußerlichkeit handelt, ja es handelt sich um Wichtiges für die Sinne und für das Gemüt, um das, was man auch Festlichkeit nennen könnte, es handelt sich um eine Seite des Gottesdienstes, die nicht fehlen darf. Nicht zu vergessen die Bitte im Psalm „Miserere“: „Sättige mich mit Entzücken und Freude!“ (Ps 51,10). Doch es ist nicht die direkte Quelle des Glaubens. Sehr viele meinen das. Wenn sehr schön gesungen wird, so schön, dass die Gänsehaut fotografiert werden könnte, dann könnte es vorkommen, dass Gottesdienstteilnehmer nach dem Gottesdienst begeistert behaupten, den katholischen Glauben tief empfunden zu haben. Ist das wahr? In Wirklichkeit haben sie nur die Schönheit des Gesanges tief empfunden. Schönheit ist nicht dasselbe wie katholischer Glaube. Es muss zu diesem wichtigen Aspekt die Innerlichkeit, der tief persönliche Akt des Glaubens als Zustimmung zum Wort Gottes, zur Person Jesu, hinzukommen. (Siehe Artikel „Heilige Messe zu Beginn und am Ende des Schuljahres“ S. 208)

I) Die Innerlichkeit

Die wichtigste Lehre über den Gottesdienst besteht darin, dass der auferstandene Herr gegenwärtig ist und an uns in der Weise handelt, die in der liturgischen Feier symbolisch und mit Worten angedeutet wird. Er ist während des ganzen Gottesdienstes handelnd präsent. Wie durch ein Wunder durchbricht er unsere Welt von Raum und Zeit und kümmert sich um jeden und jede, die bei der Versammlung gläubig dabei ist. Diese Tatsache macht den Gottesdienst so kostbar, allerdings mit einer Merkwürdigkeit, die man nicht vergessen darf. Der Auferstandene ist gegenwärtig, aber niemand kann ihn sehen. Jeder Mitfeiernde weiß von seiner sicheren Gegenwart, aber zum Unterschied von der Festlichkeit, die man erlebt durch die Musik und die Farbenpracht bei der Messfeier, kann seine Gegenwart nicht gehört oder gesehen werden. Sie kann nur geglaubt werden und sie wird auch von den Gläubigen geglaubt. Dazu gehört, dass der Gläubige sich an den Auferstandenen erinnert. Es wäre nicht genug, wenn er an seine Gegenwart denkt, wie man bei der Messe an die Kranken denkt, dass sie zum Beispiel leiden. Man braucht nicht mitzudenken, dass sie in der Kirche gegenwärtig sind, denn sie sind das nicht. Wenn ein Gläubiger während der hl. Messe an Jesus denkt, ist auch mitzudenken, dass Jesus hier und jetzt unter uns da ist. Dazu bleibt jedem Gläubigen nur eine Möglichkeit: er muss dazu einen persönlichen, freiwilligen Akt erwecken, der vom Herzen und vom Willen kommt. Damit hat es allerdings ein Problem, denn jeder Gläubige denkt während der Gottesdienste leider die meiste Zeit an tausend andere Dinge. Im Gottesdienst erlebt jeder die Gültigkeit des Spruches „die Gedanken sind frei“, aber mit einer Einschränkung. Dass unsere Gedanken in der Kirche durch die halbe Welt wandern, beginnen wir erst zu merken,

wenn wir absichtlich an den gegenwärtigen Herrn uns zu erinnern bemühen. Nur wer die Zerstretheit bekämpft, merkt wie erfolgreich sie sich durchsetzt. Damit ist das Ganze gesagt. Wir müssen selbstständig und ausdrücklich wollen, uns an den gegenwärtigen Erlöser erinnern und die Erinnerung bleibt nur so lange, als wir uns kontrollieren und willentlich wollen. Ohne diesen Willensakt immer wieder zu zünden, erinnern wir uns nicht daran, genießen aber trotzdem die Festlichkeit, wenn sie geboten wird. Meistens genügt uns das. Es kann vorkommen, dass wir den Gottesdienst mehr oder weniger nur wegen der Festlichkeit besuchen. So feiern wir Gottesdienste mit wenig oder gar ohne Erinnerung an Jesus. Solche Gottesdienste haben dann bloß den Wert, den wir der Festlichkeit geben. Bischof Gargitter hat so gefeierte Messen „atheistische“ Messen genannt. Sie verchristlichen das Leben kaum oder gar nicht.

Wir legen sehr viel Wert auf gute Musik, gute Kirchenmusik. Da ist Vorsicht geboten. Wenn wir diese Musik mit Genuss hören, aber den Auferstandenen vergessen, wächst der persönliche Glaube nicht. Die beste Musik führt nicht zum Glauben an den Herrn, wenn der Hörer nicht willentlich sich erinnert, dass Jesus gegenwärtig ist. Man denke an die „Bachchristen“, das sind Atheisten, die sich gläubig fühlen, solange die religiöse Musik von Bach erklingt, aber nachher wieder Atheisten bleiben.

In Leipzig singen die Thomaner, die Supersängerknaben, die jeden Sonntag beim Gottesdienst Bach-Musik darbieten und erleben. Viele von den jungen Sängern sind gar nicht getauft (DDR-Gebiet), doch gefällt ihnen die Bach-Musik sehr. Die Bach-Musik ist von der polyfonischen Musik sicher die christlich am tiefsten empfundene. Aber nur wenige junge Sänger lassen sich taufen und das nicht direkt wegen der Musik. Entscheidend ist für sie die Anleitung, die gelegentlich gegeben

wird, sich an Jesu Gegenwart zu erinnern. Freilich müssen die Jugendlichen das Geschenk des Glaubens von Christus schon vorher geschenkt bekommen haben.

Es kann über Jesus in den Lesungen vieles mitgeteilt werden, ja man kann über ihn auch nachdenken und trotzdem vergessen, dass Jesus da ist. Es kann sogar über ihn gepredigt werden und die Predigt über Jesus kann gehört werden, aber trotzdem kann dabei vergessen werden, dass Jesus jetzt da ist.

Jetzt eine Gretchenfrage: „Wer leitet Jugendliche (und Erwachsene) an, sich während des Gottesdienstes an Jesu Gegenwart zu erinnern.“ Wir leben in einer Zeit des Schweigens über Jesus. Es umgibt die Gläubigen heute eine Atmosphäre, die meistens im Flüsterton einlädt, vernünftig zu sein und über den gegenwärtigen Herrn zu schweigen. Niemand redet von ihm, als ob die Seelsorger und die Mitarbeiter in der Seelsorge Jesus hinausdrängen möchten, man hat fast den Eindruck, sie schämen sich, ihn zu nennen, oder sogar, sie fürchten als altmodisch zu gelten, wenn sie an ihn erinnern. Man denke, zum Beispiel, an die 6000 Ministranten unserer Diözese, die meistens nur dann ministrieren, wenn ihr Turnus ist. Wenn sie in die Sakristei kommen, und nicht zu ministrieren angestellt werden, dann gehen sie wieder heim, es fällt ihnen nicht ein, bei Jesus, der bei der Messe gegenwärtig ist, liebend zu bleiben.

Sogar Betreuer benehmen sich so. Wenn die innere persönliche Beziehung nicht gefördert und geübt wird, enden die Jahre des Ministrantendienstes mit dem Ende des Messbesuches. Die Ministranten lernen ministrieren, lernen aber nicht die hl. Messe mitzufeiern. Das gilt auch für alle, die zur Erstkommunion zugelassen werden. Wenn sie nicht weiter angeleitet werden, an die Gegenwart des Herrn sich zu erinnern, werden sie zur

gegebenen Zeit nicht mehr in die Kirche gehen. Ziel der Seelsorge ist das nicht. Es gibt viele Wege, die zum Herrn führen. Aber ganz kann man das Wort des Herrn bei einem solchen Ergebnis nicht vergessen: „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“. (Joh 15,5)

Zur Innerlichkeit kann man nur erziehen durch klares Zeugnis für Christus durch Wort und Beispiel. Zeugnis und Beispiel ist nicht Zwang, ist auch nicht Indoktrinierung. Es ist auch nicht nur Schweigen. Taktgefühl und Klugheit sollen nicht vernachlässigt, und der Heilige Geist nicht vergessen werden. Die Gelegenheiten bieten sich zahlreich, heute, jeden Tag und überall, aber besonders bei der Hinführung der Jugend und der Gläubigen zum Gottesdienst. Dieses Erziehungsziel ist ein Bemühen, ein Wagnis ohne Ende.

TEIL 1

Erfahrungen

Ab der Schulbank war er mein Deutschlehrer: Leo Munter

Gleich nach dem Krieg Ende Oktober 1945 öffnete eine deutsche Schule in Brixen ihre Tore. Es war das „Deutsche Wissenschaftliche Lyzeum“. In letzter Minute meldete ich mich noch an und es klappte, ich wurde aufgenommen. Dann war ich ein Student einer deutschen Schule, was mir ein Gefühl der Ehre gab, besonders deswegen, weil ich meine Volksschuljahre in der italienischen Volksschule von Abtei besucht hatte und dabei italienische faschistische Lehrerinnen und Lehrer genossen hatte. Im letzten Schuljahr in Abtei, das ich nur zu einem Teil besuchen konnte, bekam ich ladinische Lehrer, die auf einmal, nach dem Fall des Faschismus, Deutsch unterrichteten. Als ich nach Brixen kam, waren meine Deutschkenntnisse fast gleich Null, und ich konnte deswegen kaum mit meinen gut dreißig deutschen Mitschülern der ersten Mittelschulklasse ein Jahr lang sprechen. Faktisch redete ich nur in der Klasse, wenn der Professor mich ausfragte und ich das aufsagen konnte, was ich vorher als Aufgabe einlernen musste. Die schriftlichen Arbeiten waren schon sehr mager, aber, nachdem die Professoren zwei Augen schlossen, kam ich nach bestandener Herbstprüfung in Deutsch, obwohl ich dabei eher meine Unwissenheit bewies, in die zweite Klasse. Die Professoren wussten in Brixen aus alter Erfahrung, dass die Ladiner am besten bedient waren, wenn man sie in die nächste Klasse aufsteigen ließ, weil sie ein gutes Aufholvermögen hatten und mit den Jahren das gewünschte Normalniveau auf jeden Fall erreichten.

Also war ich jetzt in der zweiten Klasse. Meine Schularbeiten in Deutsch waren schlecht, aber in der Klasse gab es einen Adler in Deutsch, der bei jeder Schularbeit die bestmögliche Note bekam. Dieser Adler hieß Leo Munter, ein gebürtiger Brixner, der

fast zwei Jahre älter war als ich, aber, mir gutmütig und hilfsbereit schien. So wagte ich mich an ihn heran mit einer Bitte, die ihm wenigstens kein Geld kostete, und bat ihn, mir in Deutsch zu helfen. Er sagte gleich zu. Aber worin sollte diese Hilfe bestehen? Ich wohnte im Studentenkonvikt Cassianeum, also in einem Heim mit klaren Regeln, er aber wohnte in der Stadt unter den Lauben. Es war klar, dass ich nicht zu ihm gehen konnte, und es war auch klar, dass er nicht zu mir kommen konnte. Ordnung ist schon gut, sehr gut, aber sie bewirkt auch Trennung und Hindernis. Wir fanden allerdings einen gangbaren Weg. Er formulierte in der Schule mir ein Thema für einen Aufsatz, ich schrieb ihn und er korrigierte ihn für den nächsten Tag. Das war eine gute Idee, denn sie half mir ausgerechnet für die maßgebenden schriftlichen Schularbeiten. Probieren geht über studieren. Ich schrieb den ersten Aufsatz und er gab mir die erste Note, die mir so gültig schien, wie die Noten meines Deutschprofessors. Ich muss sagen, Leo traf instinktiv die richtige Bewertung. Als er meinen ersten Aufsatz schon am nächsten Tag korrigiert brachte, war ich sehr überrascht. Gleich ließ ich mir die Fehler erklären und als er mir die Blätter gab, die mit rotem Stift korrigiert waren, wie es eben bei Professoren üblich ist, sagte er mir ein großzügiges Wort. „Josef, wenn Du willst, gebe ich Dir schon ein neues Thema?“ Und ob ich wollte. Er hatte, als ob er aus der Luft greifen könnte, jeden Tag ein passendes Thema bereit. Und so begann eine Reihe von täglichen Aufsätzen mit Korrektur und Noten, die zwei Jahre dauerte, also bis zur Prüfung am Ende der dritten Klasse.

Es hatte nur einen Haken. Ich musste, um richtiges Deutsch zu produzieren, die Grammatik studieren. Sie war mir eine unerlässliche Stütze. Leo brauchte keine Grammatik, ihm genügte sein Ohr, denn Deutsch war seine Muttersprache. Gelegentlich fragte ich bei der Besprechung der Fehler, auch warum etwas

falsch war. Diese Frage gefiel ihm nicht, denn er kannte keine Grammatik. Da musste ich mich begnügen mit seinem Spruch: „Josef, das ist so, frag mich nicht warum.“ Doch wir behandelten in der Klasse ja die Grammatik, aber davon hörte er einfach nichts. Die Studenten üben sich im Abschalten, wo immer es möglich ist, weil es immerhin viel leichter ist, als konzentriert aufpassen und merken. Genauso wie die Kirchenbesucher sich auch mit den Jahren eine funktionierende Gewohnheit aneignen, einfach billig das Allermeiste einer üblichen Predigt zu überhören.

Da die deutsche Sprache sehr schwierig ist, blieb die Motivation für diese glückliche Studiermethode immer lebendig. Beide hielten wir an unserem Vorsatz fest. Es kam überhaupt nicht der Gedanke in den Sinn, aufzuhören, oder seltener zu schreiben. Wir hielten durch sehr konsequent bis zum Ende der beiden Schuljahre.

Das brachte auch sehr wertvolle Nebenprodukte mit sich. Denn je mehr ich schrieb und mich mit der deutschen Sprache plagte, umso mehr gefiel sie mir. Ich liebte mit der Zeit diese großartige, mit unglaublichen Raffinessen ausgearbeitete Sprache.

Ich darf nicht vergessen, dass ich noch eine Sprache, die auch nicht meine Muttersprache war, studierte: Latein. Ich habe mich auch sehr geplagt in Latein, auch eine Sprache mit drei Geschlechtern, mit wunderbaren praktischen Konstruktionen, wie zum Beispiel „Ablativus absolutus“, „Akkusativ mit Infinitiv“ und vieles, vieles andere mehr. Sehr merkwürdig, die Liebe zur deutschen Sprache weckte in mir auch die Liebe zur lateinischen Sprache. Italienisch stand auch auf dem Stundenplan. Zwar ist Italienisch nicht meine Muttersprache, aber durch den

Faschismus ist sie die einzige Sprache, die ich als Kind in der Volksschule gelernt habe, was bewirkte, dass ich sie auch im Ohr hatte, wie Leo seine Muttersprache, und dass ich auch, wie er, die Grammatik in der Schule bequem überhörte.

Das wichtigste Nebenprodukt dieses gemeinsamen Studierens darf ich nicht verschweigen und ist der wahre Grund, weshalb ich diese Erfahrung hier beschreibe: Wir zwei wurden Freunde für das ganze Leben. Leo blieb immer mein Lehrer mit seinem Rat und mein Helfer mit seiner Tat. Ohne ihn wäre mein Leben nicht nur anders, sondern auch schlechter verlaufen.

Alle Schüler der V. Grundschulklasse verdanken ihr Leben einem Wunder

Die Kinder sind alle zehn Jahre alt. Wenn ich vor ihnen stehe und alle schön eingeteilt in den Schulbänken sehe, dann haben die nur eine große Versuchung: Nicht still zu sitzen. Das Leben zuckt durch alle ihre Glieder. Man kann aber trotzdem sagen, dass die Kinder nie so diszipliniert sind wie mit 10 Jahren. Es ist bei ihnen die Ruhe vor dem Sturm der Pubertät. Bei ihnen unterrichten ist ein Erlebnis. Vor allem haben sie Interesse und reagieren auf was man sagt, dass man immer überrascht ist. In dieser Klasse brillierten Zwillinge.

Ich habe von den Wundern Jesu erzählt und schon ist die Hand eines Zwilling in die Höhe geschossen. Die Frage: „Warum wirkt heute Jesus keine Wunder mehr?“ Diese Frage beantwortet man am besten dadurch, dass man womöglich von den Wundern erzählt, die man selbst erlebt hat. Diese rufen dann eine Kettenreaktion hervor. Es fielen mir gleich die 30 Fliegerbomben

ein, die die Amerikaner in Trient auf die Schule fallen ließen, wo ich mit 11 Jahren studierte. Die Schule hatte einen bombensicheren Luftschutzkeller im Felsen, der unseren Fußballplatz umgrenzte, ausgehoben. Als die Bomben explodierten krachte es wie ein Erdbeben. Es waren viele Brandbomben dabei. Sie explodierten alle, aber keine entzündete sich, sodass wir alle nicht lebendig verbrannt wurden. Totale Stille in den Bänken! Das war wirklich ein Wunder! Dann das nächste Wunder. Eine Schwester von mir hatte sich ausgedacht, Köchin zu spielen. Doch damit musste sie warten, bis alle, mein Vater, meine Mutter und alle Geschwister auf dem Feld bei der Arbeit waren. Als sie sicher war, dass sie niemand an dem versteckten Ort neben dem Haus sehen konnte und sie ganz allein war, zündete sie das Feuer zum Kochen an. Sie war leider nicht vorsichtig genug und zündete auch die eigenen Haare an. Als sie die beginnenden Flammen mit dem Arm abwehren wollte, zündete sich zu ihrem Schrecken der Arm an. Um am brennenden Arm das Feuer zu löschen, rieb sie den Arm am Oberschenkel und jetzt entzündete sich der Oberschenkel. Sie kapierte, dass ihr niemand helfen konnte, weil sie eine Zeit ausgesucht hatte, wo das nicht möglich war. Sie rannte verzweifelt von ihrem versteckten Örtchen auf den Platz vor dem Haus, schrie, was sie konnte. Aber alle waren so weit weg, dass sie sie nicht hören konnten. Jetzt wusste sie in ihren Schmerzen, dass sie lebendig verbrennen musste. Da kam die Magd des Nachbarbauern ausnahmsweise Trinkwasser zu holen, ausgerechnet im richtigen Augenblick, und sie konnte meiner Schwester das Leben retten. Totale Stille in den Bänken! Das war wirklich ein Wunder! Da kam jetzt schon die erste Hand hoch! Die Kettenreaktion der Wunderberichte begann.

Peterchen erzählte aufgeregt. Er sei im Winter mit dem Schlitten gefahren in der Nähe der Hauptstraße. Er habe sich auf den

Schlitten gelegt, wie Bobsportler und sei den kleinen Abhang heruntergefahren. Als er am Rande der Straße war, merkte er, dass ein Lastwagen daher fuhr und nicht bremsen konnte. Er musste in den fahrenden Lastwagen hinein, aber er kam unter das Auto hinter den vorderen Rädern und schlüpfte auf die andere Seite, bevor die Hinterräder ihn erfassen konnten. Er tat sich nichts. Da war sogar ich sprachlos. Wenn das nicht ein Wunder war? Und zwar für die Rettung seines Lebens! Die nächste Hand ging schon hoch. Der Raimund war mit seinem Vater auf dem Hausdach, der Schäden am Dach richtete. Der Bub schaute herum und entdeckte zwei elektrische Leitungen, die schön parallel zu einem Ständer befestigt waren. Sie waren so schön eine Leitung neben der anderen gezogen, dass es wundervoll gelingen könnte mit beiden Händen hinaufzuspringen und Sonderturnen zu probieren. Gute Idee! Plötzlich sprang der Junge in die Höhe und ergriff mit beiden Händen die elektrischen Drähte gleichzeitig. Im gleichen Augenblick drehte der Vater die Augen zum Kind und geistesgegenwärtig riss er mit aller Gewalt den Sohn herunter. Sekundenbrüche! Ein Wunder, das das Leben gerettet hatte. Schon war die nächste Hand hoch. Es war Christian. Er hütete im Sommer die Kühe der Nachbarbauern auf einer Weide, auf der ein Mast des Gondelliftes aufgestellt war. Eine Kletterpartie hatten die kleinen Hirten schon öfters unternommen, aber heute wollte Christian seine Fertigkeit und seinen großen Mut vorführen und stieg immer weiter hinauf. Es wäre noch weitergegangen, wenn er nicht ausgerutscht und in die Tiefe gefallen wäre. Man gab ihn auf und wollte ihn gar nicht mehr ins Spital bringen. Zwar war er mehr tot als lebendig, aber ins Spital kam er. „Ich hatte fast alle Knochen gebrochen!“ bemerkte er. „Jetzt bin ich komplett geheilt“.

Es kamen auch die Mädchen an die Reihe. Ich war nur mehr gespannt, wie lang die Kette der Wundererzählungen sein

werde. Es läutete die Schulglocke, aber die nächste Stunde ließ ich weiter erzählen. Zu meinem Staunen! Ich hatte nicht gedacht, dass alle, ohne Ausnahme, das jetzige Leben einem auffallenden Wunder verdankten. So was konnte nicht einfach innerhalb der Klassenmauer geheim gehalten werden. Ich ließ die Kinder die Zeichnung ihrer Wunder bringen, dann heftete ich alle Zeichnungen an eine große Tafel, stellte sie zwei Wochen lang in der Kirche vor dem Volksaltar auf und lud die Gläubigen ein, sie zu besichtigen. Sogar die Sonntagspredigt hielt ich, um Dankbarkeit Gott gegenüber zu erwecken. Nicht nur diese Kinder, das ganze Dorf ist von Gott bisher so behandelt worden. Es sollte nicht sein, dass angesichts dieser Gnaden die Kinder der Meinung blieben, dass Jesus heutzutage keine Wunder wirke. Freilich, wenn man die ganze Zeit im Fernsehen die Sportnachrichten verfolgt und in diese Welt der Ablenkung glotzt, wird man die Wundertaten Gottes nicht sehen und auch keine freudige Dankbarkeit verspüren.

Am Samstag backte meine Mutter „Tirtlan“ zum Abendessen

Im Gadertal ist es Brauch das Abendessen am Samstag so zuzubereiten, dass man die Vorfreude des kommenden Sonntags, des arbeitsfreien Tages des Herrn, vorfühlt. Zu diesem Zweck backte meine Mutter, die sich fleißig an diesen schönen Brauch hielt, „Tirtlan“. Die Zubereitung läuft folgendermaßen: Der Weizenteig wird dünn zu ca. 15 cm großen runden Blättern ausgetrieben, dann mit Fülle belegt, ein zweites Teigblatt wird darübergelegt und die Ränder gut angedrückt. Da die Tirtlan sehr gut schmecken, musste meine Mutter damit rechnen, dass ihre zehn Kinder gern mehr als genug essen würden. Also musste die

Zahl der Tirtlan groß sein, was wiederum viel Zeit verlangte. Es fiel mir, als ich schon erwachsen war, einmal auf, dass meine Mutter bei dieser eher mechanischen Arbeit die längste Zeit in der Stube allein am Tisch saß und die Blätter trieb. Es war eine Situation, die zu einem gemütlichen Plaudern einlud. Ich wusste, dass meine Mutter in ihrer Jugend gern Romane gelesen hatte. Da dachte ich, ihr während dieser ruhigen Arbeit aus einem Roman vorzulesen. Ich wählte den Roman „Das ewige Heimweh“ von Ignaz Klug. Ich hatte sehr gut gewählt, denn meine Mutter lebte sich in diese Geschichte mit ganzer Seele ein. Gelegentlich kam ein Wort vor, das sie nicht verstand und dann wünschte sie eine Erklärung, was mir die Gelegenheit bot, in kurzen Teilen sogar selber auch Verfasser der Liebesgeschichte zu spielen. Wenn sie dann alles gut verstanden hatte, kam noch eine besondere Bitte: sie wollte noch einmal den ganzen letzten Abschnitt hören. Gern wiederholte ich ihr den Abschnitt, manchmal sogar zwei Mal. Die Ruhe in der Stube, bei einer so stillen Arbeit, allein mit einem Sohn, war für das Erleben der Erzählung die beste Voraussetzung. Mit der Zeit entdeckte ich erst, welch große Freude ich ihr durch mein Vorlesen bereitete. Sie ließ sich nämlich von der Handlung so fesseln, dass sie nur mehr herhörte, die Arbeit stilllegte, und überglücklich war. Sie saß unbewegt am Tisch, aber die Stubenuhr bewegte sich und tickte weiter und die Zeiger bewegten sich auch.

Mit der Zeit kam der Vater vom Stall voll Hunger zum Abendessen. Als das Haustor seine Ankunft ankündete, verstanden wir beide, was nun zu tun war. Ich versteckte gleich das Buch, die wahre Ursache der großen Verspätung, und meine Mutter arbeitete tüchtig, wie gewöhnlich. „Hast du die Tirtlan noch zu machen? Was hast du dann bis jetzt gemacht?“ Die Antwort kam wie eingeübt: „Du siehst ja, dass ich allein bei der Arbeit bin!“ Da meinte der Vater schon: „Jahrzehnte bist

du immer um diese Zeit fertig gewesen, heute wird Tirtlan machen nicht anders sein? Ich verstehe nicht diese Verspätung?“. Da machte die Mutter Schluss mit der Untersuchung: „Fängst du wieder an zu meckern!“ Darauf wartete der Vater ungeduldig und verwundert und ließ die Angelegenheit sein. Ich verriet mit keinem Wort meine Mutter, die hundertprozentig sich meiner Verschwiegenheit sicher war. Dass ich, dem männlichen Geschlecht angehörend, der Mutter beim Tirtlan machen nicht half, war für den Vater als traditionellen Tiroler selbstverständlich. Also konnte ich nicht der Grund der Verspätung sein.

Diese gemütlichen Tirtlan-Stunden, bei denen ich meiner lieben Mutter eine so große Freude bereitet habe, gelangen während meiner Sommerferien etliche Male. Meinem Vater muteten die verspäteten Tirtlan seltsam an, die Ausrede der Mutter aber gewöhnlich. Ich denke mit Genugtuung, dass ich meiner Mutter diese Freude bereitet habe.

Mein Vater genoss die Tirtlan am Samstag abends sehr, besonders im Sommer. Es kam oft vor, dass beim Sonnenuntergang der Kreuzkofel seine wunderbare Pracht zeigte. Mein Vaterhaus hatte einen Balkon, von dem aus man einen direkten Blick auf den Kreuzkofel hatte. Dieser eindrucksvolle Dolomitenberg leuchtet ins Tal manchmal mit einem goldenen Glanz, manchmal mit einem unvergleichlichen rosaroten Licht. Genau zu der Stunde, zu der meine Mutter die Tirtlan backte, traf dieses Lichtwunder ein. Mein Vater hat sich sein Leben lang den Kreuzkofel nicht satt gesehen. Auch während meine Mutter in der Küche die gebackenen Tirtlan von der Pfanne nahm, konnte er nicht anders als eines nehmen, zum Balkon hinaus gehen und das festlich schmeckende Tirtl mit den Augen voll Staunen zum Kreuzkofel gerichtet essen. Das tat er regelmäßig nicht allein. Er lud uns Kinder begeistert ein, das heiße Tirtl zu

nehmen und ihm zu folgen. „Esst Tirtlan und schaut euch den glühenden Kreuzkofel an!“ Mehr brauchte er nicht zu sagen, denn dass er von einer himmlischen Schönheit war, leuchtete uns allen ein. Das Glück, das wir empfanden, war so mächtig, aber auch so geschenkt und normal, dass wir trotz sehr bescheidenen sozialen Verhältnissen niemand auf der Welt beneideten. Mein Vater riet uns nur eines: „Nur eines müsst ihr tun, Gott danken.“

Aus Ängstlichkeit der Erwachsenen entsteht Ungezogenheit der Jugendlichen

Eine gute Seite der heutigen Zeit ist das Benehmen der Jugendlichen in der Kirche, ganz besonders wenn sie ministrieren oder bei einem Jugendchor mitsingen. Das war früher viel schlechter, auch weil früher alle Jugendlichen einer Pfarrei zur Sonntagsmesse kamen. Es gibt Kirchen, die, um nötige Plätze zu gewinnen, eine Empore eingebaut haben, in der die Männer Platz nehmen. Manchmal gibt es sehr lange Bankreihen mit einem einzigen Seitenzugang. Praktisch pferchten sich die männlichen Gottesdienstbesucher so zusammen, dass jeder Platz hatte.

In einer solchen Situation ist es in einer Pfarrei vorgekommen, dass ein Mann bereits mit einer beginnenden Glatze und einer Großzahl von grauen Haaren Platz nehmen musste neben zwei Pubertierenden mit flaumigem Bärtchen. Diese zwei Helden konnten unmöglich schweigen während des Gottesdienstes. Doch schauten sie schon ein bisschen herum, ob in der Nähe jemand schimpfen hätte können. Es gelang ihnen so leise zu schwätzen, dass sie niemand hörte. Allerdings der genannte

Mann neben ihnen, zeigte schon eine vernehmbare Nervosität. Deswegen behielten sie ihn ganz besonders im Auge. Im Laufe der Zeit war es den beiden Burschen klar: Der sagt nichts, der tut nichts. Also machten sie es sich angenehm kurzweilig in der Kirche. Gelegentlich machte der Pfarrer schon eine Bemerkung, in der Kirche solle man gesammelt sein. Es fiel auch die Aufforderung, nicht zu schwätzen. Sie kapierten schon, dass es nicht ganz in Ordnung war, dauernd zu schwätzen. Aber solange der andächtige Mann in ihrer Nähe durch sein braves Schweigen sich nicht beklagte, fühlten sie sich irgendwie dazu gereizt, weiter zu plaudern. Doch der stille Mann war innerlich aufgewühlt und dachte nach, wer diesen Flegeln das Maul stopfen könnte. Tatsache war: Auch er stellte fest, dass das ständige Reden der beiden Jungen niemanden störte. In dieser dramatischen Situation erkannte er, dass er selbst handeln musste. Nicht zur Messe kommen, fiel ihm überhaupt nicht ein. Platz wechseln war auch so eine Sache, denn die Plätze waren alle voll besetzt und irgendwie eingeteilt. Schließlich ersah er eine Lösung. Es gelang ihm mitten unter den beiden Platz zu nehmen, sodass er einen zu seiner Rechten, den anderen zu seiner Linken hatte. Zwar hatte ihm das eine ungeheure Aufregung gekostet, schon wegen des Risikos, dass die beiden Jungen gegen ihn frech werden könnten. Nichts passierte. Die beiden fanden schnell eine Lösung. Sie redeten hinter seinem Buckel gemächlich vorbei. Sie hatten demzufolge ein Siegesgefühl, eine Freude diesen armen Hascher zum billigen Spielball zu machen. Er getraute sich nichts zu sagen. Die Nervosität in der Brust des Männchens wurde nur immer größer. Wenn diese zwei Burschen seine Kinder gewesen wären, so dachte er jetzt, würde er schon damit fertig werden, aber, was würden denn ihre Eltern wohl sagen, wenn er nach seiner Methode jetzt handeln würde: Aufbrausen und richtig schimpfen! Doch sein Mut war nicht

abgestorben. Er wagte einen nächsten Schritt. Er setzte sich so weit mit dem Buckel zurück auf die Lehne, dass die beiden nicht mehr hinter dem Buckel vorbeireden konnten. Dadurch wurde es noch schlimmer. Jetzt plauderten sie frech vor seinem Gesicht! Dem guten Mann reichte es. Er erkannte, mit diesen Frechlingen werde er nicht fertig.

Er sucht Hilfe! Aber wo? Ausgerechnet bei mir. Vielleicht war ihm zu Ohr gekommen, dass ich auch schwere Schlapfen in der Jugendarbeit und in der Schule einstecken musste. Es kursierten nämlich damals lustige Geschichten über mich, die zwar ein falsches Bild meiner Arbeit in der Schule vermittelten, aber sie waren wirklich lustig aufgebaut, sodass ich sie mir gelegentlich von gut erzählenden Mitbrüdern vortragen ließ. Vielleicht haben sie diesem Mann geholfen. Er beschrieb mir seine Situation und ich spürte, dass er sehr darunter litt. Er war mit seiner Weisheit am Ende, nur beschämende Dunkelheit umgab ihn. Wie gesagt, ich konnte ihn schon verstehen. Ich ließ ihn erzählen und es dauerte lange, bis er endlich einhielt. Verwundete Herzen haben meistens zu lange geschwiegen. Ich wiederholte etliche seiner Beschreibungen und spürte ehrliches Mitgefühl. Doch behauptete ich, dass ich mir die beiden Jugendlichen strotzend voll Kraft und Leben vorstellte. „Die müssen wohl herzensgute junge Menschen sein“. „Da haben Sie Recht.“ Dann wagte ich eine scharfe Frage: „Wie lange müssen die beiden Sie stören, bis Sie endlich mit ihnen reden und ihnen eine respektvolle Aufforderung geben?“ Jetzt waren wir am richtigen Punkt angelangt.

Jugendliche vertragen sehr schwer Erwachsene, die sich nicht getrauen, ihre echten Werte zu bekennen. Die beiden Jugendlichen sahen ja, dass dieser Mann mit tiefem Glauben zur hl. Messe kam. Sie merkten intuitiv, dass er sie ermahnen

wollte und sollte. Dass er sich aber in seinen Jahren vor ihnen nicht getraute, war für sie unausstehlich. Solche Männer wollen Jugendliche instinktiv zur Reife drängen. Freilich mit ihren Methoden. Es wird so bleiben: Die einflussreichsten Erzieher der Eltern sind wohl die eigenen Kinder, wenn die Eltern ihrerseits um ihre Erziehung bemüht sind. Für uns Pfarrer gilt „mutatis mutandis“ dasselbe. Fast alle Lehrer und Professoren, die sich um ihre Schüler und ihre Studenten bemüht haben, behaupten, viel, sehr viel, von ihnen gelernt zu haben. Der Mut zu einem ehrlichen Dialog bleibt die unverzichtbare Bedingung.

Befehle in der Ehe greifen nicht

Sehr oft habe ich das Brevier im Friedhof gebetet. Es gab dort einen sehr gepflegten Weg, auf – und abzugehen dazu auch mit viel Ruhe und vielen Blumen. Ein betender Pfarrer gilt nach meiner Meinung auch als ein Bild eines Mannes, der im Augenblick nicht unter Stress steht und nicht unnahbar ist. Ich habe auch damit gerechnet, dass gelegentlich jemand kommt und mit mir durch ein bisschen Plaudern herausbekommen will, ob man auch Ernstes ansprechen könnte. Sicher bin ich ansprechender beim wandelnden Beten als am Schreibtisch.

In dieser Situation kam eine Frau und gar bald klagte sie fast weinend über ihren lieben Mann, der zwar sehr fleißig zu seiner Arbeit gehe, aber gelegentlich benehme er sich sehr ablehnend und versuche, absichtlich nicht nur mit Worten, sondern sogar mit Taten sie zu kränken.

Es fand in einem Monat eine Hochzeit eines Verwandten statt und die Frau war eingeladen. Sie freute sich sehr auf dieses schöne Fest, aber unter einer Bedingung, dass ihr Mann

mitginge. Doch der ließ schon gleich wissen, dass er sie nicht auf das Fest begleite. Sie hat das befürchtet und ihre Befürchtung trat ein. Sie hat gewusst, er tue das absichtlich, um sie zu kränken, was er leider immer wieder genüsslich tat. Sie erzählte mir gleich mehrere Beispiele, die eine zynische Art verrieten. Sie hatte mit aller Fantasie versucht sein Herz zu bewegen, aber das Resultat war größere Kälte und Schadenfreude. Trotzdem hörte sie nicht auf, ihn zu bitten und zu beschwören. „Dass du dich ja ordentlich rasierst und dass du die Krawatte nimmst, die ich dir vorschlage. Und richte dich rechtzeitig her, dass wir nicht wie üblich zu spät kommen, und denke auch, was die Leute von uns denken, wenn sie sehen, dass ich allein zum Fest gehen muss.“ Sie jammerte, wie oft sie ihn schon gebeten habe zu kommen, wie deutlich sie ihm erklärt habe, dass es für ihn eine Pflicht sei. „Je mehr ich ihn um diese Gefälligkeit bitte, um so kühler lehnt er alle meine Bitten ab.“ Im Laufe des Erzählens hatte ich immer mehr den Eindruck, es handelte sich nicht um Bitten, wohl aber um klare Befehle. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „was ich tun soll, nachgeben tut er nicht. Ich kann ihn bitten, solange ich will! Wenn sie wüssten, wie böse er ist, wie er sich freut, dass ich leide.“

Ich erklärte ihr, dass nach meiner Meinung die Situation sehr klar sei. Ihr Mann werde nicht zur Hochzeit kommen. Ich riet ihr diese Tatsache zur Kenntnis zu nehmen. Deswegen solle sie sich die Mühe ersparen, ihn noch einmal einzuladen. Verstanden habe er alles, was sie ihm erklären wolle. Oft wollen die Männer, wenn sie einmal kapiert haben, dass sie in Ruhe gelassen werden. Ich hätte schon gern hinzugefügt, dass ihr Mann nicht ein kleines Kind war, aber damit verschonte ich sie gern. Meine Antwort überraschte sie sehr. Dass es eher in ihrer Hand liege, sich selbst in ihrem Verhalten zu ändern, als das Verhalten ihres Mannes zu verbessern, das hatte ich auch gleich

hereingenommen. „Wenn Sie nichts mehr sagen, ihn mit nicht einem Wort einladen, wird er sich wundern, vielleicht nachdenken. Meinen Sie, Sie sind imstande kein Wort mehr zur Hochzeit zu sagen?“ Sie stutzte, überlegte und fragte: „Meinen Sie, er denkt nach?“ Ganz deutlich erwiderte ich: „Davon bin ich fast überzeugt, denn ich kenne euch ja ein bisschen, er hat sie sehr lieb.“ Ich bat sie, mir doch eine Antwort zu geben, ob sie nach ihrer Meinung die Kraft hätte, kein Wort mehr in dieser Hinsicht zu verlieren. Sie zögerte immer noch, fragte noch einmal, glauben sie, er wird nachdenken? Da wagte ich meine As: „Ich bin überzeugt, dass er mitkommt, ich täte wetten!“ Sie versprach mir, nichts mehr zu sagen. Da wollte ich doch noch ein bisschen einlenken: „Ich bin davon überzeugt, aber ich bin kein Prophet. Sie haben nichts zu verlieren, denn wenn Sie ihn einladen, kommt er nicht, wenn Sie ihn nicht einladen, könnte er kommen. Darf ich sie bitten, mir bei Gelegenheit zu erzählen, wie es ausgehen wird?“

Nach einiger Zeit traf ich die Frau wieder. Sie erzählte mir, dass sie ihn nicht mehr eingeladen habe, dass er dafür nicht nur mitgekommen sei, sondern vielmehr habe er sich selbst ein neues schönes Gewand mit Krawatte nach der Mode gekauft, habe alles ganz geheim gehalten und plötzlich sei er unerwartet elegant und festlich gekleidet, wie schon lange nicht, erschienen, um sie zur Hochzeitsfeier mitzunehmen. Die Frau dankte mir sehr herzlich und meinte. „Eines habe ich gelernt, ich muss weniger lästig sein. Dann habe ich den besten Mann der Welt.“

Besser die Verkehrsregeln ohne Blebschaden einhalten

Matthäus war ein 20-jähriger Bursche, der nicht nur einen respektablen Bart, sondern auch die Schulterbreite eines Wikingers und hohe Körperlänge eines „Carozziers“ zeigen konnte. Er kleidete lässig und konnte gut manchem Mädchen imponieren. Ich traf ihn als neuer Pfarrer zum ersten Mal. Wenigstens die Stimme seiner imposanten Statur wollte ich hören. Ich begann, wie sehr oft bei unbekanntem Jugendlichen, mit dem üblichen: „Wie geht es?“ Er redete eher langsam, mit einer klaren Stimme, aber ein Wort ergab mir die gewünschte Möglichkeit zu einem längeren Gespräch. Er antwortete mir: „Jetzt geht es schon wieder gut!“

Er hatte eine gar nicht schöne Geschichte zu erzählen, denn mit seinem Auto war er sehr stolz, aber auch sehr dumm umgegangen. Es gab schon ein Problem das Geld für den Kauf aufzubringen. Ohne Hilfe seines Vaters wäre es nicht möglich gewesen, aber es hatte schon etliche vorsichtige und freundliche Bitten gebraucht. Dieser kräftige Mann hatte keine Barmherzigkeit mit dem Auto, vielmehr betrachtete er diese Maschine als ein Spielzeug, von dem er abverlangen konnte, was er wollte. Eines nahm er sich sofort mit herrischer Freude vor, mit dem Auto, das sein Auto war, zu fahren, wie es ihm beliebte. Die Verkehrsregel hielt er für reine Sekkiererei, nur aufgestellt, um Jugendliche unterzukriegen. Also die Geschwindigkeit wollte er so rasant beibehalten, als es ihm gefiel. Dass etwas passieren könnte, fiel ihm im Traum nicht ein, als ob er nie von einem Autounglück was gehört hätte. In seiner jugendlichen Oberflächlichkeit konnte er vielleicht Nachrichten von Zusammenstößen und dergleichen nicht an sich herankommen lassen haben.

Wie konnte es anders kommen, als es eben kam. Er streifte mit großer Wucht eine Mauer und das Ergebnis war klar, die Verkehrsregeln sind richtig und gehören zurecht eingehalten zu werden. Für ihn war das in keiner Weise klar. Das Auto war ein Totalschaden, seine Knochen, waren fast alle ganz, Wunden gab es fast am ganzen Körper. Der Aufenthalt im Spital fiel eher kurz aus. Es dauerte nicht lange, dass er sich mit dem Kauf eines neuen Autos beschäftigte. Ohne Auto zu bleiben, fühlte er sich gedemütigt. Beim Vater war nach diesem Beweis seiner Unreife schlecht vorzusprechen, selbst hatte er auch nichts, denn das bisschen Geld, das er sich nach dem Unfall erarbeitet hatte, war ein mageres Trinkgeld. Es gab auch noch die Mutter, es gab auch noch dumme Freunde, schließlich konnte er wieder in sein Auto einsteigen. Er vergaß nicht, mir zu bestätigen, dass der gewaltige Kuss der Straßenmauer in keiner Weise seine burschikose Auffassung des Straßenkodex geändert hatte. Eines nahm er sich vor, sich vom Unglück nicht im Geringsten beeindrucken zu lassen und so schneidig wie vor dem Unglück wieder zu fahren. Aber auch diesmal kam es, wie es kommen sollte. Die Wucht auf die Mauer hatte diesmal viel leidvollere Folgen. Er zählt mir die Rippen und viele andere Knochen auf, die gebrochen waren. Der Aufenthalt im Spital wollte diesmal nie enden und die Schmerzen konnten ihm die Ärzte auch nicht alle nehmen, diesmal musste er wirklich viel leiden. Nach längerer Zeit kam wieder die Frage der Anschaffung des neuen Autos. Sie gelang. Jetzt wechselte er sichtlich den Ton beim Erzählen und mit einem demütigen Gestus beschrieb er mir, wie er ins dritte Auto zum Fahren einstieg. Jetzt hatte er nur einen Vorsatz, die Verkehrsregeln immer einzuhalten.

Dieser gesprächige Mann hatte fast selbstgefällig Freude, endlich vernünftig geworden zu sein. Meine Erwiderung war aber für ihn rätselhaft. Er hoffte, dass ich froh über sei-

nen Schritt zu größerer Reife wäre. Aber ich beteuerte ihm durch diese Beschreibung sehr traurig geworden zu sein. Ich sagte ihm, er hätte mir jede priesterliche Hoffnung zerstört. Ich bekannte mich, mutlos geworden zu sein. Er fragte noch klar nach: „Durch mich?“ „Ja, durch dich!“ Ich erklärte ihm, dass ich seit gut dreißig Jahren jeden Sonntag predige, dass die Leute ordentlich leben sollen, wie es vernünftig ist und wie es das Evangelium verlangt. „Und stell dir vor, ich habe bis heute gemeint, durch die Worte der Predigt das zu bewirken, wozu du zwei Unglücke gebraucht hast: einsichtig werden. Jetzt merke ich, dass ich umsonst gepredigt habe.“ Der Bursche versuchte mich zu trösten und zeigte dadurch seine Menschlichkeit, aber mein Argument war durch sein Beispiel ziemlich überzeugend. Er erwähnte pauschal, dass die Leute schon auf die Predigt hören. „Du hast schon ein bisschen recht, denn die Leute, die meine Predigt hören, sind alle nur wenige Zeit 20-jährig. Deine Erfahrung hat sicher manchen dazu gebracht, zu hören, um unnötiges Leiden vermeiden zu können. Du wirst sicher auf die Predigt hören.“ „Ja, das nehme ich mir vor und ich habe schon begonnen!“

Bewehrte Termine nicht vergeblich neu testen

In meiner Pfarrei gab es jedes Jahr ungefähr 20 Kinder, die für die Erstkommunion vorzubereiten waren. Die Termine für die Feier der Erstbeichte und der Erstkommunion waren schon von einem Brauch festgelegt. Die Erstbeichte fand am Palmsonntag Nachmittag um 14 Uhr und die Erstkommunion am Weißer Sonntag statt. Die Vorbereitung für den Empfang dieser Sakramente geschah zum Teil außerhalb des Schulbetriebes und

dauerte mehrere Monate. Bei einer ersten Sitzung mit den Eltern wurden neben spirituellen Aspekten auch organisatorische besprochen, um mit den neuen Mitarbeitern Woche für Woche die Kinder zu begleiten und hinzzuführen zu den Sakramenten.

Sicher ist die Bekanntheit des Brauches nicht bei allen gegeben. Denn die Eltern wechseln jedes Jahr fast ganz. Viele Eltern haben zwei Kinder, andere sind Alleinerzieher usw. Deswegen wissen wenige Eltern des neuen Jahres, wie die Feier dieser Sakramente im letzten Jahr verlaufen ist. Der Pfarrer ist mehr oder weniger immer am Anfang, vor Eltern, denen alles neu ist. Genau bei einer ersten Sitzung kamen die Probleme schon, als ich erwähnte, dass die Erstbeichte nach dem geltenden Brauch auch heuer am Palmsonntag stattfindet. Da meldete sich eine Mutter mit klaren Worten. Sie wunderte sich, dass der Pfarrer überhaupt kein Gespür habe für das opfervolle Leben heutiger Eltern. Sie erinnerte daran, dass sie die ganze Woche arbeite und nur am Sonntag rasten könne. „Ich verstehe nicht, warum Sie mit der Erstbeichte am Sonntag uns den einzigen Tag, an dem wir nicht arbeiten, verderben!“ Ich versuchte dieses Unverständnis als unberechtigt zu erklären, denn der Sonntag ist ein Tag des Herrn und an diesem Tag sollte es nicht so sein, dass man sich Monat für Monat begnügt, allein mit dem Besuch der hl. Messe. Gelegentlich sollte schon eine Zusammenkunft in der Kirche auch am Nachmittag stattfinden. Und eine Sakramenten Spendung ist vom religiösen Standpunkt sehr passend. Da wurden diese Mutter und andere auch aggressiv. Die Situation war für mich klar: Die Mutter sah den Sonntag nicht als Tag des Herrn an, deswegen hatte mein Argument kein Gewicht für sie. Kämpfen wäre vergeblich gewesen. Dann war es mir gleich, wann sie für die Erstbeichte Zeit hatten. Ich bat sie einfach mir zu sagen, wann für sie die rechte Zeit gewesen wäre.

„Ich bin in Pension, Sie können alle Tage von 7 Uhr bis 22 Uhr die Erstbeichte ansetzen.“ Da kamen die Vorschläge, doch nicht ein Vorschlag passte allen. Ich mischte mich in ihre Rechnerei nicht ein und wartete geduldig. Sie waren bereits bis Samstagnachmittag gekommen, mussten aber immer von anderen Müttern Absagen hören. Die Mütter bemühten sich einen Termin zu finden, und zwar mit allen Kräften, denn jede sah, dass nur mehr der Samstag abends übrig blieb. Die Situation war dramatisch, motivierte jetzt alle Mütter, sich zu Wort zu melden und das auch immer lauter. Es wurden Worte benutzt, die schon an persönliche Beleidigungen grenzten. Ich blieb ruhig und wartete ab. Ergebnis: Null. Der Tag und die Stunde, die in keiner Weise störte, war nicht zu finden.

Nun musste die letzte Karte geworfen werden. Es kam der Samstagabend zum Vorschlag. Die Ablehnung kam von allen, aber eben mit den ganz stark betonten, aber den gleichen Argumenten. Es blieb den Frauen nichts anderes übrig, als das Benehmen der Politiker im Parlament, wenn ihnen die Argumente ausgehen, nämlich lauter zu werden und dann zu schreien. Ich blieb ruhig, neugierig, ob sie sich auch in die Haare fallen, was, Dank des christlichen Geistes, nicht geschah, ganz im Gegenteil, sie wurden auf einmal still und eine Frau erhob die Hand, um das Wort zu erbitten. Wer das Wort erteilen sollte, war ich. „Bitte?“. Es kam leicht für mich: „Sagen Sie, Herr Pfarrer, wann die Erstbeichte stattfinden soll!“. Nüchtern und sachlich konnte ich den Satz wiederholen, den sie zu Beginn abgelehnt hatten: „Ich habe es euch schon gesagt, ihr braucht nur meinen Vorschlag anzunehmen: Die Erstbeichte findet nach unserem Brauch am Palmsonntag Nachmittag um 14 Uhr statt!“ Ich warf einen Blick auf die Uhr und stellte fest, dass die Mütter eine geschlagene Stunde gebraucht hatten, zu erkennen, dass der Vorschlag, der auf jahrelanger Erfahrung beruhte, der beste war.

Zu dieser Erkenntnis konnten die Mütter nur auf zwei Wegen kommen: Entweder sie hätten mir als Pfarrer vertraut oder eine ganze Stunde alle Möglichkeiten gemeinsam abgewogen. Für die heutige Gesellschaft ist es leichter eine Stunde zu verlieren, als auf Bewehrtes oder auf den Pfarrer zu vertrauen. Ich hätte lieber die Lösung des Vertrauens gehabt. Leider kann man über bereits Erprobtes diskutieren. Die Zeit ist kostbar und verlangt vernünftig gebraucht zu werden. Demokratische Redefreiheit fruchtet erst in Begleitung von Verantwortung. Dazu müssen wir uns heutzutage durchringen.

Blockiert auf der Felswand im Angesicht des Todes

Mein 20-jähriger Bruder erzählte mir ein aufregendes Erlebnis, das er bei einer Spaßkletterei erlebt hatte. Mein Vater besaß einen Streifen Wald, der von unserem Bauernhaus bis zum Hausberg Gardenazza reichte. Mein Bruder arbeitete allein an der Stelle des Waldes, die auf den Felsen überging. Nur war es so, dass ein Streifen des Waldes ein sehr steiler Abhang war, wo einige Sträucher wuchsen, das andere war Geröll. Dieser Streifen erhob sich mindestens 100 Meter einer glatten Felswand entlang, sodass man bequem über den Gesteinsschutt hinaufgehen konnte und dann die Berghöhe erreichte; oder man konnte mit wenigen Seitenschritten in die glatte Wand neben dem Geröll steigen. Das tat freilich niemand, denn mir bereitete sie schon beim Anblick ein schwindeliges Gefühl. Doch mein Bruder war eben anders und diesmal allein, deswegen konnte er tun, was er wollte. Niemand riet ihm energisch ab. Er liebte das Klettern, allerdings ohne irgendwelche Ausrüstung. Heute war er als Holzarbeiter gekleidet.

Er wagte einige Seitenschritte und empfand sich als glücklicher Kletterer auf einer steilen Wand. Das Glück dauerte sehr kurz. Plötzlich konnte er nicht mehr weiter klettern. Es gab keinen neuen Griff für die Hände und leider keinen neuen Griff für die Füße. Er klebte an der Wand mit ausgebreiteten Armen wie ein Gekreuzigter. Er kontrollierte lang die Wand in allen Richtungen, ohne einen Ausweg zu finden. Zuerst beeindruckte ihn seine Situation wenig, aber mit der Zeit musste er erkennen, dass es möglich wäre, keinen Ausweg mehr zu finden. Er warf einen Blick nach unten. Jetzt fiel ihm erst auf, wie tief die Wand hinunterreichte. Unerwartet war für ihn, was er, kräftig wie er war, nie erfahren hatte, dass seine Hände und seine Füße Müdigkeit verspürten, damit nicht genug, mit der Zeit begannen die Glieder ein wenig zu zittern. War das ein Zeichen, dass er am Ende die Kräfte verlieren könnte? War das eine Ankündigung seines nahen Todes? Jetzt begann er zu beten! Die Arme taten ihm mit der Zeit weh, ja immer mehr weh. Wollte er die Schmerzen vermeiden, blieb ihm nur der Sturz in die Tiefe möglich. Er kam so in ein existenzielles Dilemma: Warten, solange es ging, oder selbst den Augenblick des Todes entscheiden. Er betete und vertraute auf Gott im Angesicht des Todes. Dieses unvergessliche Gebet erhörte Jesus. Mein Bruder hat selbst nicht gewusst, wie der Schritt zum rettenden Schrottergang. Auf einmal stand er wieder auf sicherem Boden.

Wie er mir erzählte, hatte die „Kreuzigung an der Wand“ ungefähr eine Stunde gedauert. Ich wusste am Ende seiner Erzählung nicht, was ich meinem Bruder sagen sollte. Er hatte dann eine Bitte an mich: „Sage, bitte, nichts der Mutter, sonst macht sie sich um mich Sorgen.“ Ich habe dann nachgedacht, ob ich deswegen unserer Mutter nichts sagen sollte, weil er irgendwie in seiner jugendlichen Kraft noch vorhatte, weiter in die Wände zu steigen, oder ob er der Mutter ersparen wollte,

dass sie eine konkrete Vorstellung hatte, mit welchen Gefahren sie mit zehn Kindern rechnen musste.

Mein Bruder ist 90 Jahre alt geworden. Die Stunde der Blockierung am Felsen hat ihm oft einen Schub zur Besinnung und zum Vertrauen an Gott gegeben. Beide haben wir erlebt, dass Gott das Gebet erhört, und zwar auch so, dass man gar nicht erkennt auf welcher Art.

Bob Dylan kann ich ein bisschen verstehen

Der Meister des Songs Bob Dylan hatte in seinem Leben ein Erweckungserlebnis. Es war in den 1970er Jahren und er befand sich in einem Hotelzimmer. Er beschreibt folgendermaßen diese Erfahrung: „Jesus legte die Hand auf mich. Es war etwas Körperliches. Ich habe es gefühlt, wie es über mich kam. Mein ganzer Körper hat gezittert. Die Herrlichkeit Gottes hat mich niedergestreckt und erhoben.“ Dieses Erlebnis hat er in keiner Weise erwartet, es ist gekommen wie ein Geschenk, aber sein ganzes Leben hat er davon gezehrt.

Ich muss sagen, dieses Erlebnis war schon sehr stark und geradezu körperlich fühlbar. So stark war mein Erlebnis nicht. Doch war es auch unerwartet. Es war am Pfingstsonntag bei der hl. Messe, die im damaligen Studentenkonvikt Cassianum für uns Studenten zelebriert wurde. Ich war damals 15 Jahre alt. Alle gingen, wie üblich zur hl. Kommunion, ich auch und auch wie üblich. Als ich in meine Bank zurückkehrte und mein Dankgebet verrichten wollte, spürte ich plötzlich mit einer sehr großen Klarheit, dass Jesus durch die hl. Kommunion jetzt in mir war. Es war, als ob es in mir hell geworden wäre, nicht strahlend, einfach hell im Sinne, dass ich erkannte, dass jetzt Jesus in mir

war. Ich bin auch nicht erschrocken, doch kann ich auch nicht sagen, dass ich mich überaus gefreut hätte. Es war mir einfach klar, dass Jesus bei der Kommunion in mich gekommen war. Ich fand das schon als ein Geschenk und war sehr dankbar. Es gab mir eine Sicherheit, eine frohe Sicherheit, dass bei der Kommunion Jesus zu mir kam. Ich hatte aber darüber eigentlich nicht nachgedacht, erst recht hatte ich an die Gegenwart Jesu in der Hostie nicht gezweifelt. Aber jetzt war ich davon bewusst sicher, obwohl ich früher nicht gezweifelt hatte. Ich hatte noch keine Ahnung, was die späteren Glaubenszweifel sein würden. Diese Erfahrung hat nicht lange gedauert. Ich habe später versucht nachzurechnen, es muss sich ungefähr um eine Minute gehandelt haben. Zuerst habe ich mich darüber nicht sehr gewundert und auch nicht nachgedacht. Nur eines wollte ich, die Kommunion empfangen, um Jesus in mir zu haben. Diesem inneren Wunsch bin ich immer sehr treu geblieben, auch während der späteren Glaubenskrise. Über dieses Ereignis habe ich mit niemandem geredet. Geholfen hat es mir das ganze Leben bis heute.

Eine ähnliche Gnade habe ich dann mit 17 Jahren bekommen. Ich wohnte damals in der Brunogasse. Eines Tages gegen 17 Uhr stand ich vom Schreibtisch auf und entschied endlich den katholischen Glauben aufzugeben. Es kam mir vor, als sei der Glaube ein Märchen. Die Entscheidung war mir in keiner Weise ein Problem, es war eine leichte Selbstverständlichkeit. Sofort fühlte ich mich so richtig frei. Die Frage, ob Gott existierte, um die ich mich eher unbewusst wahrscheinlich ziemlich plagte, bestand nicht mehr. Ich hatte die Lösung gefunden: Er existiert nicht. Jetzt war Sünde für mich eine überwundene Einbildung. Das Glücksgefühl wuchs. Jetzt konnte ich in die Stadt gehen und unter den Lauben auf- und ab spazieren, wie die anderen Studenten und um nichts bekümmert sein wie sie. Ich brach

gleich auf und ging schnurstracks am Neugebäude vorbei, um in die Kleinen Lauben zu kommen. Dort stand damals eine intermittierende Verkehrsampel. Wie ich in ihre Nähe kam, sicheren Schrittes, hörte ich auf der anderen Seite der Straße meinen Vater, der mich mit einem einzigen Wort stoppte: „Seppl“. Ich hörte seinen Ruf so deutlich, dass ich mich darüber schon wunderte, bevor ich auf die andere Seite schaute. Denn ich wusste mit Sicherheit, dass er nicht da sein konnte. Ich blickte also forschend auf die andere Straßenseite und wie zu erwarten war, sah ich niemanden auch nicht meinen Vater. Doch der Ton seines Rufes ließ mich sehr vieles verstehen. Es war, als hätte er gerufen: „Halt! Sofort! Du schlägst einen sehr gefährlichen Weg ein. Kehr sofort zurück.“ Es war ein sehr besorgter Befehl. Es war kein „ich bitte dich“ dabei. In diesem Ton hatte ich meinen Vater nie gehört. Ich schätzte meinen Vater sehr. Ich drehte mich um und kehrte auf der Stelle zurück ins Haus!

Dieses Ereignis habe ich sehr lange für mich behalten, denn ich ahnte, dass, wenn ich das jemandem erzählt hätte, hätte er es nicht geglaubt und mich höchstens ausgelacht. Aber ich lasse mich das nicht nehmen: Ich habe ihn wirklich gehört und auch sehr deutlich. Die stolze Freude des Atheisten war jetzt vorbei. Die Frage nach der Existenz Gottes wurde fast quälend. Aus zwei Gründen: Es ist sehr schwer zu leben, mit dem bohrenden Zweifel an Gott. Zudem wollte ich auch Priester werden, was sinnlos war, wenn Gott nicht existierte. Doch die Hilfe Gottes begleitete mich ständig und hielt mich standhaft in der Suche. Es war die Gnade der ersten transzendentalen Erfahrung: Die Erinnerung an die Sicherheit, dass Jesus bei der hl. Kommunion mich wirklich besuchte, die wäre meine Stütze. Für diesen Besuch ging ich jeden Tag zur hl. Messe.

Fünf Jahre wollte ich spendieren, um die Frage der Existenz Gottes zu klären und studierte Theologie in Brixen. Nach dem ersten Jahr Philosophie kehrte in mein Denken eine Ordnung ein und die Entdeckung, dass die meisten meiner Schwierigkeiten Vorurteile philosophischer Natur waren. Freilich stand hinter mir eine Familie mit ihrem ständigen Gebet.

Als ich schon mehrere Jahre Priester war, erlaubte ich mir, ohne nähere Erklärungen meinen Vater zu fragen, ob er sich um meinen Glauben sorgte, als ich Student war. Er war ganz verwundert über diese Frage. Ich merkte schon, diese Gefahr hatte er nicht gesehen. Tatsächlich nach außen war auch nichts zu merken. Ich ging jeden Tag zur hl. Messe und Kommunion. Seine Antwort lautete ganz einfach: „Ja, warum schon. Nein für deinen Glauben habe ich absolut keine Sorge gehabt.“ Der Vater hat nicht gefragt, warum ich ihm eine solche Frage stellte, obwohl ich gemerkt habe, dass er sie gern gestellt hätte. Ich habe auch keine weitere Erklärung abgegeben.

In meinen vielen Jahren der Seelsorge habe ich entdeckt, dass fast alle Gläubigen, die zum kirchlichen Leben, überhaupt zur Religion eine positive und dauernde gute Einstellung haben, eine solche Bob Dylan Erfahrung, eine transzendente Erfahrung, wie man solche Erfahrungen auch nennt, in irgendeiner Form gehabt haben. Leider behält sie jeder möglichst verborgen für sich, obwohl genau diese eine große Hilfe für die andern, die Suchenden, sein könnte. Ich würde die Bitte aussprechen: „Tut nicht wie ich, erzählt, wenn ihr erkennt, dass es anderen nützen könnte.“ Jesus: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.“ (Mt 10, 8)

Christen werden in die Oberschule nicht aufgenommen

Bei uns ist es seit Jahrzehnten selbstverständlich, dass einer, der die Mittelschule gut abgeschlossen hat, in die Oberschule aufgenommen wird, wenn er diese Schule besuchen will. Eine sehr kostbare Situation, die es nicht überall auf der Welt gibt. In der DDR war das zum Beispiel nicht der Fall.

Als ich nach der Mittelschule meinem Vater das Zeugnis zeigte, sagte ich ihm: „Vati, mit diesem Diplom darf ich im Herbst in die Oberschule aufgenommen werden.“ Da zeigte mein Vater gemischte Gefühle. Er war froh, dass ich ein gutes Zeugnis hatte, aber er war traurig, dass er nicht das nötige Geld hatte, mich studieren zu lassen. Mit anderen Worten, du darfst die Oberschule nicht besuchen. Ich muss sagen, dass mich der aufgezwungene Ausschluss des Vaters aus der Oberschule sehr schmerzte. Ich wollte studieren.

Viele Jahre später lernte ich einen Zivildienstler aus Leipzig kennen, der in Jerusalem im Benediktinerkloster Dormitio einen Pater betreute. Es fiel mir bald auf, wie liebevoll er den alten Mann auf dem Rollstuhl behandelte. Ich sah ihn jeden Tag, wie er den alten Mönch in die Kirche zur Messe führte. Eines Tages lud mich der Jugendliche zu einem Spaziergang auf den Ölberg ein, was mich sehr freute, weil ich neugierig geworden war, wer dieser Jugendliche ist. Bei diesem Spaziergang entwickelte sich das Gespräch sehr günstig, denn der Jugendliche war neugierig, wie alt ich wäre. Das Gespräch war zum Großteil eine gegenseitige Vorstellung und wir verstanden uns, weil der Jugendliche sich als ein sehr tiefgläubiger Katholik entpuppte. Mit der Zeit erzählte er mir von seinem Studium und strahlte vor Freude und Stolz, weil er die Maturaprüfung hatte ablegen

dürfen. Zuerst verstand ich nicht den Grund dieser Freude, denn was bei uns eine Selbstverständlichkeit ist, wurde ihm ganz unerwartet von der neuen politischen Lage zuteil. Seine Freude entquoll dem Glück, dass die Berliner Mauer abgerissen wurde und damit die Diktatur der DDR ins Nichts versank. Er erzählte mir, es war genau im Frühjahr die Situation, dass er seinem Vater das Diplom der Mittelschule zeigen konnte, aber gleichzeitig wusste, dass er im Herbst als gläubiger Katholik nicht in die Oberschule aufsteigen durfte. Als im Herbst die Zeit der Einschreibung kam, war die Mauer gefallen. Er beschrieb dieses Ereignis mit einer großen Dankbarkeit, denn er hatte beim Mittelschulabschluss damit gerechnet, dass er nicht studieren könnte, ohne den Glauben zu verleugnen. Ich war sehr beeindruckt, wie er mir schilderte, welch großen Verzicht er für seinen Glauben auf sich nehmen musste. Ich fragte ihn direkt: „Warst du bereit auf deine Studien zu verzichten, um deinen Glauben nicht zu verleugnen?“ Er wusste, dass ich ein Priester war, er schaute mich an, und blieb stehen, verwundert über die Frage, aber gleichzeitig zeigte er sich ganz entschieden überzeugt, für den Glauben an Christus diesen Verzicht auf sich zu nehmen. Diese innere Festigkeit konkret zu erleben, bestärkte mich sehr. Ich habe Gott gedankt, dass ich einen jungen Mann mit einer solchen Glaubensüberzeugung kennenlernen durfte. Auch stellte ich mir die Frage, ob ich das in seiner Situation und in seinem Alter für den Glauben getan hätte. Ich dankte ihm für dieses Zeugnis. Ich habe mich fast geschämt diesem Jugendlichen als Priester eine solche Frage gestellt zu haben.

Ich habe ihm dann erklärt, dass ich bei dieser Frage an die Jugendlichen meiner Pfarrei und meiner Oberschule gedacht habe. Die sind nicht einmal bereit eine schlechtere Note bei einer Schularbeit zu riskieren, wenn sie am Abend vorher, zur Bibelrunde, oder zur Pfarrjugend eingeladen sind. Sie bleiben

ohne irgendwelche Bedenken sehr leicht von religiösen Vereinen weg, weil sie mit Studieren sich einen größeren Wert erwarten, als wenn sie einen Abend für den Glauben nutzen. Vielleicht ist es auch nicht klug, dass wir in unserer Pastoral, den Glauben und die Sakramente so billig verabreichen.

Gegen Ende des Schuljahres ließ ich immer die Teilnahme an der Jugendstunde für angehende Maturanten etwas locker werden. Ich traf einen am Tag des Treffens und herwärts sagte ich ihm, er brauche jetzt als Maturant nicht zur Jugendstunde zu kommen, ich halte mit den Studenten heute ja nur eine Gebetsstunde, so zu sagen nichts Interessantes. Der Maturant antwortete mir: „Ja, wenn Gebet vorgesehen ist, dann komme ich, sonst wäre ich nicht gekommen.“ Er merkte in seiner Aufrichtigkeit nicht, welche Lehre er mir in Pastoral gab.

Als ich den Spaziergang mit dem Leipziger Zivildienstler in Jerusalem machte, war ich 60 Jahre alt und es ist mir dieser Maturant von Brixen eingefallen, den ich vor 30 Jahren in der Pfarrgruppe hatte. Ich dachte mir, wie oft habe ich im Laufe meines Priesterlebens durch irrige leichte Wege gegen die Glaubenserziehung gehandelt.

Das Subsidiaritätsprinzip stützt die Seelsorge

Bei einer Dekanekonferenz wünschte sich Bischof Gargitter die Einführung von Pastoralassistenten und Pastoralassistentinnen. Er berichtete, dass Anfragen von Seiten mehrerer Maturanten eingereicht worden seien, in denen diese wissen wollten, ob sie im Fall eines Theologiestudiums dann eine

Anstellung in der Seelsorge bekommen würden. Der Bischof wollte wissen, was die Dekane dazu sagten in der sicheren Hoffnung, eine starke Befürwortung zu bekommen. Die Abstimmung ergab eine sehr enttäuschende Antwort. Von 24 Dekanen stimmten nur 3 dafür. Der Bischof blieb wie geschlagen und schwieg.

Da ich aber bei der genannten Sitzung zugestimmt hatte, wollte ich diese Möglichkeit auch anpacken. Es bot sich unerwartet eine Gelegenheit, die ich sofort beim Schopfe packte und dem Pfarrgemeinderat zur Begutachtung vorlegte.

Da kam entschiedener Widerstand. Die Gründe waren zwei. Ein Grund war finanzieller Natur. Die Männer des Pfarrgemeinderates waren Kenner der Finanzen von Alta Badia, nicht gerade die ärmste Gegend der Provinz Bozen. Sie ahnten, dass der finanzielle Aspekt nicht unbedingt die Gläubigen überzeugen konnte. Deswegen brachten sie einen anderen Grund, der war pastoraler Natur, also passender für den Pfarrgemeinderat. Man behauptete, dass die Pastoralassistentin die gleichen Dienste übernehmen würde, die derzeit Freiwillige überhatten. Es handle sich um eine Umstellung, die nichts bringen würde, ja schädlich sei, denn die vielen Mitarbeiter würden durch eine bezahlte Mitarbeiterin abgebaut werden. Ganz von der Hand zu weisen, ist dieses Argument nicht. Es hat Gültigkeit, je nach der Art der Mitarbeit.

Eine Art ist die Delegierung von Aufgaben. Die Mitarbeiter arbeiten autonom. In dieser Art nehmen die Mitarbeiter dem Pfarrer Mühen ab, er wird entlastet. Gelegentlich wird dann eine Sitzung gehalten, um den Auftrag in Erinnerung zu bringen, zu motivieren und neu zu übergeben. Dann läuft die Ausföhrung selbstständig wieder, so gut es gelingt. Wenn Konflikte

aufkommen, werden sie nach Möglichkeit mit Anwendung bestimmter Regeln und Vereinbarungen eher in juridischer Weise überwunden. Wenn aber ein Mitarbeiter eine anfallende Tätigkeit nicht meistern kann, vor allem wegen Unvermögen und Unkenntnis, wird sie einfach nicht ausgeführt: „Ad impossibilia nemo tenetur.“

Die andere auch mögliche Art, besteht darin grundsätzlich nur so viel Aufgabe zu übertragen, als die Übernehmenden ausführen können, wann aber Hilfe notwendig wird, wird die Tätigkeit nicht fallen gelassen, weil eine erfahrene Person stützend (subsidiär) weiterhilft, bis der Mitarbeiter / die Mitarbeiterin selbst fähig ist, das Vorhaben allein zu vollbringen. Dabei erfährt er/sie eine gewisse Weiterbildung und Einführung in die pastorale Tätigkeit, sodass mit der Zeit es die stützende Hilfe nicht mehr braucht. In dem Augenblick wird der Helfer wieder frei, bei anderen Mitarbeitern zu helfen. Wenn diese Methode konsequent durchgeführt wird, wächst erfreulicherweise die Zahl der Mitarbeiter und die Qualität der pastoralen Tätigkeit.

Im Pfarrgemeinderat erklärte ich so gut ich konnte diese Methode, freilich mit einem gewissen Risiko, denn ausprobiert hatte ich diese Methode noch nicht, ich hatte sie nur in der Theologie studiert. Auch die Pfarrgemeinderäte zeigten sich sehr skeptisch über die Wunder, die das Subsidiaritätsprinzip bringen würde. Doch wagte ich dann einfach den Schlusssatz: „Wenn die Zahl der Mitarbeiter in der Pfarrei nicht vernehmlich wächst, soll die Pastoralassistentin nach einem Probejahr nicht angestellt werden.“ Dieser Satz hat mich selbst ein bisschen erschreckt, aber ich konnte ihn nicht mehr zurücknehmen. Von jetzt an musste ich das Subsidiaritätsprinzip anwenden.

Die erste Gelegenheit ergab sich sehr schnell. Es fehlte bei einer Sonntagsmesse, der Lektor. Sofort wurde die Pastoralassistentin zum Ambo „befohlen“. Sehr bequem! Es fehlte der Kommunionhelfer. Sofort wurde die Pastoralassistentin befohlen! Es fehlte die Vorsängerin, sofort wurde die Pastoralassistentin befohlen! Sie konnte sehr oft einspringen und die Lücken ausfüllen, ja sie konnte das immer öfters, denn die Mitarbeiter nahmen ihre Aufgabe nicht mehr sehr ernst, weil ja immer ein qualifizierter Ersatz zur Verfügung stand. Sehr bequem! Viele Mitarbeiter freuten sich, keinen Druck der Verpflichtung zu spüren mit der Folge, dass sie sang- und klanglos die Mitarbeit aufgaben. Es bewahrheitete sich, was der Pfarrgemeinderat befürchtet hatte. Jetzt hieß es das Subsidiaritätsprinzip vor Augen halten und konsequent durchführen. Wie schaute das aus? Es kam der Lektor nicht. Kein Ersatz, bitte, die Lesung musste ausgelassen werden. Es kam kein Vorsänger, kein Ersatz, bitte, der Gottesdienst lief ohne Gesang. Es kam die Kommunionhelferin nicht. Kein Ersatz, bitte. Die Austeilung dauerte doppelt so lange. Dieser Stil war eine Neuheit und wirbelte starkes Murren auf: „Jetzt haben wir eine teuer bezahlte Pastoralassistentin, eine „Dekanin“, eine „Kaplanin“ und es funktioniert überhaupt nichts mehr.“ Die Unzufriedenheit wurde immer stärker und war für mich nicht nur schwer zu ertragen, sondern auch eine Versuchung, das Subsidiaritätsprinzip in den Müll zu werfen. Da ein Pfarrer mit der Zeit eine dicke Haut sich verschafft, war für mich die Last des Murrens zu schwach, um eine Bremse zu werden. Aber nicht nur gegen mich murrten die Gläubigen, sondern in peinlicher Weise gegen die Pastoralassistentin, sie bekam ja das Geld. Sie hieß Christine Dalvai, hatte in Wien eine vierjährige pastorale Ausbildung genossen, sprach deutsch, italiano und ladin (nach wenigen Monaten Einsatz). Sie war eine starke Frau, zeigte immer Charakter und viel Geschick, sie

kämpfte sich mutig fünf Jahre lang durch die Geschosse, die aus den Mäulern der Besserwisser kamen. Sie verdient einen aufrichtigen Dank! Erfreulicherweise änderte sich mit der Zeit das Blatt wieder. Die Mitarbeiter wurden durch ihren Beistand ermutigt und viel fleißiger. Es fing an immer besser zu funktionieren, nicht nur das: sie bemühte sich den Mitarbeitern Fachkenntnisse und religiöse Motivation zu geben. Ich spürte deutlich eine aufkeimende Freude in der Pfarrgemeinde. Die Mitarbeiter wurden tatsächlich immer mehr. Allerdings gewann die Pastoralassistentin zwar immer mehr Bedeutung und Kontaktmöglichkeiten, aber musste mit dieser Methode immer mehr in den Hintergrund, hinter die Bühne treten. Wieder ein Grund das Subsidiaritätsprinzip aufzugeben. Ich machte deswegen eine Ausnahme: Sie durfte eine Gruppenarbeit suchen, wo sie direkt die Leitung selbst übernahm und auch die Freude einer Mitarbeiterin an vorderster Front erlebte. Sie wählte die Gruppe der Mittelschüler. Doch eine Überraschung kam auch für mich, ähnlich wie bei der Pastoralassistentin: Auch ich musste mich sehr in den Hintergrund zurückziehen, was mir auch dadurch erleichtert wurde, dass ich dabei viel mehr Kontakt- und Durchführungsmöglichkeiten bekam.

Die Befolgung des Subsidiaritätsprinzips ist viel mühsamer als die Befolgung des Delegationsprinzips, aber für die Pfarrgemeinde ein größerer Segen. Allerdings auch mit einem Kreuz verbunden. Denn in der Pfarrei bedeutete jeder Mitarbeiter und jede Mitarbeiterin, der/die neu dazukam, dass Personen, die bisher in Ruhe gelassen ruhten, plötzlich zur Mitarbeit berufen wurden, was nicht für jeden und jede wie ein Zuckerle schmeckte. Die ganze Pfarrei wurde irgendwie berührt und vor persönliche Verantwortung gestellt. Das löste auch Gegenwind aus. Für Populisten und Klerikalen ist dieses Prinzip inakzeptabel. Zweifellos gilt eines: Diese Methode schafft auf jeden Fall viele

Möglichkeiten für persönliche Kontakte. Dadurch entsteht ein immer bedeutenderes Netz von persönlichen Beziehungen, die als die beste Voraussetzung für jede Erziehung, auch für die Erziehung im Glauben bezeichnet werden.

Das Wegkreuz weckt Einsicht

Da der Großvater am Sterbebett lag wurde ich für die Spendung der Sterbesakramente gerufen. Nach der religiösen Feier lud mich der Sohn, ein junger Vater mit mehreren Kindern in die Stube zu einem Kaffee ein. Wir plauderten über das Alltagsleben. Wir verstanden uns gut, denn wir hatten das gleiche Alter. Mit der Zeit kam der Vater auf sein Leben zu sprechen und erzählte mir viel Schönes und Jugendliches.

Eine besondere Begebenheit blieb mir für immer in Erinnerung. Als 20-jähriger hatte er vom Vater eine deutliche Warnung bekommen, die Besuche bei den Mädchen nicht anzufangen. Der Großvater hatte sich nicht begnügt, eine klare Warnung zu äußern, er hatte diese auch mit einer gar nicht zu diskreten Kontrolle verbunden, so dass der Jugendliche seine Situation klar erkennen und abschätzen konnte. Er sah auch die Warnung des Vaters ein und wollte sie auch einhalten. Doch, wir wissen, wie das Herz eines Jugendlichen ist, wenigstens ins Leben gucken, sei doch mehr als erlaubt.

Also begab er sich schon seit langem, bei guter Gelegenheit, die immer dann gegeben war, wenn der alte Vater schlief, auf den nächtlichen Weg zu einem besonderen Fenster eines besonderen Hauses. Schlau war er genug und kräftig war er auch genug, denn am nächsten Morgen bestand der Vater darauf, dass er aufstand zu füttern, was er ohne Zeichen der Müdigkeit

fleißig einhielt. Es war ihm zwar aufgefallen, dass der Vater seit einiger Zeit sehr genau auf die morgendliche Pünktlichkeit aufmerksam war. Aber diesbezüglich plante und führte er seine spannenden Eskapaden perfekt durch.

Gut, es gelang ihm seinen Vater bestens zu täuschen und das gab ihm auch die oberflächliche Freude auf keine moralische Pflicht zu denken. Es gab auch noch einen anderen Vater, der seinen Sohn auf die Welt gesendet hatte, um die Menschen, nicht zuletzt die jungen, auf den rechten Weg zu lenken: Der Vater im Himmel! Dieser wollte ihn unbedingt zur Einsicht bringen. Aber wie konnte er das tun? Durch den Pfarrer allein war es zu wenig. Da musste schon der Sohn Gottes direkt in Aktion treten. Wie tat er das? Er zeigte ihm seine große Liebe, die man am besten erkennt, wenn man sein Kreuz betrachtet. Der Weg zum ersehnten Fenster hatte nicht weit vom Heimathaus ein großes Kreuz am Wegrand, an dem der Bursche vorbeigehen musste. Er war schon so oft an diesem Kreuz vorbeigegangen, aber, wie ihm beigebracht wurde, hatte er immer den Hut abgenommen und das Kreuzzeichen gemacht, zum Zeichen des Respektes für den Heiland. Das war alles in Ordnung, leider hatte er immer dabei wenig gedacht. Es ging automatisch. In der heutigen Nacht ging er, wie immer, wieder am Kreuz vorbei und schon hatte er den Hut in einer Hand und die andere Hand an der Stirn zum Kreuzzeichen. Alles lief bestens: Schnell gehen, den Hut abnehmen, das Kreuzzeichen machen. Doch in dem Augenblick als er nach dem Kreuzzeichen den Hut wieder aufsetzte und am Kreuz fast vorbei war, blitzte es in seinem Kopfe. Eine plötzliche Einsicht machte ihm klar, dass er den Heiland am Kreuz nicht gebührend ernst nahm, ja, dass er gegen seinen Willen handelte. Er erinnerte sich sehr genau an das vierte Gebot, das vorschreibt, den Eltern, besonders dem Vater zu gehorchen. Die Einsicht bekam er so lebendig, dass er wieder seinen

Hut in die Hand nahm, zweimal sich um sich selbst drehte und Heim ging. Mir machte diese Begebenheit großen Eindruck, denn ich hatte mit 17 Jahren eine ähnliche erlebt, nur war ich auf dem Weg zum Atheismus, anstatt zum Mädchen, aber auch ich hatte eine Einsicht, machte physisch wirklich einen Dreher und kehrte zurück ins Haus. Ich erzählte dem jungen Vater auch davon und wir verstanden uns im Glauben.

Jetzt, beim nötigen Abstand von der Begebenheit, beurteilte er das Ereignis und fand, dass es ein großer Segen gewesen war, dass er diese Einsicht bekommen hatte. Das Mädchen, das er so sehr suchte, wäre als seine Frau eine Tragödie geworden, wie er jetzt sie kannte. Er hatte eine helle Freude im Gesicht, dass er die Einsicht ernst genommen und die richtigen Konsequenzen gezogen hatte. Seine glückliche Ehe und seine lieben Kinder seien der Beweis, dass es richtig ist, sich an die Gebote Gottes zu halten, zumal in seiner Ehe auch die Belohnung zu erkennen sei.

Solche Begebenheiten bringen mich sehr zum Denken. Wenn ich Gelegenheit gehabt habe, echt gläubige Personen kennen zu lernen, habe ich immer festgestellt, dass sie in irgendeiner Weise ein geistliches Erlebnis bekommen hatten, das ihnen Grund, Fundament des Glaubens geworden ist. Papst Franziskus spricht von diesen Erlebnissen und empfiehlt, sie sich mit der Erinnerung immer wieder gegenwärtig zu halten und durch sie den Glauben in Treue zu stützen.

Dekanatskonferenz mit Klage und Hymne als Deckmantel

Eine Eigenart der Seelsorge ergibt sich aus der Tatsache, dass der Pfarrer zwar die Verantwortung der Pfarrei trägt, aber kein Kündigungsrecht hat, zum Unterschied von den Mitverantwortlichen im Pfarrgemeinderat und in anderen Gremien, die zurücktreten können, wann sie wollen. Der Pfarrer kann bekanntlich eine andere Pfarrei, oder gar eine andere Aufgabe in der Diözese nur übernehmen, wenn der Bischof einverstanden ist, weil er durch ein Gelübde des Gehorsams gebunden ist. Daraus ergibt sich im Volk und bei ihm selbst ein Verantwortungsbewusstsein, dass alle unguuten Zustände in der Pfarrei ihm in die Schuhe geschoben werden, beziehungsweise er selbst auch diese als seine Schuld aufzufassen geneigt ist.

Da kann es manchmal vorkommen, dass ein Gefühl des Versagens gemischt mit dem Gefühl der Nutzlosigkeit ihm schwer die Schulter drücken. Allerdings laut Klagen und Jammern ist nicht sehr ratsam für einen Pfarrer, weswegen er sehr oft einfach schlucken muss, so gut er es kann.

Aus diesem Grund ist die Dekanatssitzung eine willkommene Gelegenheit Dampf abzulassen. Für diese unerlässliche Tätigkeit habe ich bei den genannten Sitzungen grundsätzlich mehr oder weniger 20 Minuten vorgesehen. Dann muss irgendwie auf die Tagesordnung übergegangen werden, oder wenn es mir notwendig schien, versuchte ich die Klage auf die Tagesordnung zu setzen, und so auf sie direkt einzugehen.

Bei den Konferenzen ereignet sich ein sehr merkwürdiges Versteckspiel, bei dem jedes Mitglied lebendig mittut, aber nicht merkt, wie es spielt. Es ist etwas Verstecktes in der Luft,

das man leider schwer aus den Worten, die auf das Tapet geworfen werden, erkennen kann. Wichtiger ist, aber auch nicht auffallend, der Ton der Stimme, der eine nebelige Atmosphäre der Pflichterfüllung verrätet. Es wird nicht gelogen, aber tüchtig gefeilscht, nichts ist so zu nehmen, wie es klingt und niemand versucht zu erkennen und zu sagen, um was es unter der Decke geht.

Um ein Beispiel zu bringen. Es gibt in den Pfarreien Probleme mit der Jugend. Darüber kann die Klage losgehen. „Die Jugendlichen werden immer weniger bei der Sonntagsmesse.“ Eine begründete Klage, fast alle Teilnehmer nehmen das Wort und stimmen zu. „Es wird mit der Jugend immer schlimmer mit dem Genuss von Alkohol.“ Wieder nehmen fast alle Teilnehmer Stellung und beschreiben klagend bedenkliche, gefährliche Zustände. „Schlimm steht es bezüglich des religiösen Wissens.“ Wieder alle Teilnehmer mit wahren Beispielen. Die Zeit der Klage hat inzwischen schon ein gutes Maß ergattert. Ich versuche die Klagen einer kritischen Prüfung unterziehen zu lassen. „Ist es nur in deiner Pfarrei so, oder auch in anderen?“ Diese Frage provoziert eine allgemeine Bestätigung. Das scheint mir wichtig zu sein, denn dadurch können die späteren „Wendehalse“ eher erkannt werden. Aber ich will noch eine Steigerung. „Habt ihr nicht den Eindruck, dass ihr schon ein bisschen übertreibt?“ Jetzt wird es ernst. „Wo lebst du, das kommt in deiner Pfarrei genauso alles vor! Nicht übertrieben ist es, was wir hier sagen, ganz im Gegenteil!“

Nun habe ich die Zeit schon ein bisschen überzogen. Eine halbe Stunde Klage und Luft lassen habe ich eingeräumt. Jetzt werde ich durch eine nächste Frage mit größter Leichtigkeit schönes Wetter einläuten. Alles wird sich zum Positiven wenden, ohne dass ich auch nur ein Wort des Trostes zu versuchen

brauche. Jeder Pfarrer wird jetzt selbst gern alle Wolken davon blasen. Wie mag diese Frage lauten? Ist sie vielleicht beleidigend? Nein, in keiner Weise. Worin liegt dann ihre Wirksamkeit? Sie droht das Verborgene ans Licht kommen zu lassen. Alle werden sorgen, dass das nicht geschieht. Allerdings zum Unterschied vom lauten Ton der bisherigen Diskussion, wird ein ruhiger, fast tröstender Ton gewählt werden, reich an Sachlichkeit und Optimismus.

Also die entscheidende Frage: „Was können wir tun, um diesen beklagenswerten Zustand unserer Jugend zu heilen? Was schlägt ihr vor? Was steht in unserer Möglichkeit?“ Keine Verlegenheit tritt ein. Die Wortmeldungen sind wieder zahlreich. „Man darf nicht vergessen,“ heißt es, „dass nicht alle Jugendlichen so schlimm sind. Ja in meiner Pfarrei, da gibt es einen Jugendlichen, schneidig ist er, sportlich auch, hat viele Freunde, aber wenn die Nachmittagsandacht des Sonntags von der Glocke angekündigt wird, da siehst du ihn mit Freude in die Kirche kommen.“ Wie durch ein Wunder bekommt man von jetzt an so viel Gutes über die Jugend zu hören, dass man nur erfreut sein kann. Aber nicht nur erfreut, vor allem erleichtert, denn beim schwungvollen Klagelied ist es gelungen pastorale Sensibilität vorzutäuschen und durch die Hymne an die Jugend ist es weiter gelungen, mit den Früchten der bisherigen Jugendpastoral gebührend irrezuführen. Es ergibt sich mit überwältigender Klarheit, dass man nichts zu tun braucht, was man unbewusst von Anfang an gewollt, aber auszusprechen bestens vermieden hat.

Den Gipfel erreicht, doch keine Schönheit gesehen

Wo wenig Anstrengung gefordert wird, da sammeln sich auch die Jugendlichen nicht. Deswegen hatte ich an einem schönen Sonntag die Pfarrjugend eingeladen, mit mir die heilige Messe auf dem Gipfel des Kreuz-Kofels zu feiern. Ich stieg von der Kirche von Abtei hinauf zum Wallfahrtsort Heilig-Kreuz, immerhin schon ober der Waldgrenze gelegen. Dort traf ich einen Bergführer, einen Freund meines Vaters. Ich wunderte mich, dass er am Fuß des Kofels mit Gewand, weißem Hemd und strahlender Krawatte gekleidet war. Der Grund war spitzbübisch. Er hatte an diesem Tag Geburtstag, 80 Jahre. Er teilte mir gleich mit, dass er gern zur Messe am Kreuz-Kofel hinaufsteigen wolle. Mit Krawatte? Freilich, denn er hatte mit seiner Frau schon früher ausgemacht, dass er an diesem Tag nach der Sonntagsmesse nicht heimkommen, sondern mit seinen alten Freunden den Tag feiern werde. Seine Frau wusste, dass er bis in den letzten Phasern seines Herzens gern auf einen Berg gestiegen wäre. Sie verbot ihm das kategorisch, kategorisch versprach auch er, im Dorf zu bleiben. Um der Frau das glaubhaft zu machen, legte er sein Festtagskleid an. Somit hatte er ihr jeden Zweifel und jede Sorge genommen. Wie er mir diese notwendige Lüge erzählte, ließ er Jubelworte über die Schönheit, die man auf den Bergen sehen kann, erklingen.

Meine Jugendlichen waren inzwischen schon weitergestiegen. „Giovanni, so hieß er, lassen Sie sich Zeit mit ihrem Bergleiter, denn bevor Sie den Gipfel erreichen, werde ich mit der hl. Messe nicht beginnen.“ Zwar kam ich als letzter ans Ziel, aber wir mussten doch ziemlich lang warten, was wir gern taten. Denn es war oben auf 3000 ein wunderbarer Ausblick.

Da ich schon als Kind den Flug der Vögel immer bewundert hatte, gab mir der Herr noch eine Sonderschönheit zu genießen: Es gab oben viele Dolen, die ihre akrobatischen Luftkünste vorführten. Ein Bühnenwerk! Viel interessanter als manche Sportsendung.

Gleich zu Beginn der hl. Messe nahm Giovanni seinen Hut ab. Doch wollte ich ihn nicht der Sonne gefährlich ausgesetzt sein lassen. „Setzen Sie den Hut ruhig auf!“. „Nein, bei einer hl. Messe an einem so schönen Ort, muss ich das schon tun!“ Meine Antwort freute ihn sichtlich: „Wenn ich als Dekan Ihnen das erlaube, dann ist alles in Ordnung!“ Der Hut beschützte sofort seine Glatze. Die Jugendlichen sahen ein Zeugnis des echten Tiroler Glaubens. Die Messfeier war für alle beeindruckend: Die Jugendlichen sangen schöne Lieder, sie benahmen sich sehr gut, nicht einer sprach ein Wort während der ganzen Feier. Der alte Bergführer war tief bewegt vor Freude. „Ist es hier nicht schön! Ist es hier nicht schön!“ Er konnte vor der großartigen Kulisse, die sich in allen Windrichtungen auftat, nur mehr diese Worte stammeln. Die Schönheit umfing ihn gleichsam von allen Seiten.

Ich setzte mich zu ihm hin und er begann zu erzählen. Wie viele Male er auf die Berge gestiegen war? Manchmal begleitete er deutsche Touristen, andere Male italienische. Er hatte eine kinderreiche Familie und musste auch etwas verdienen. Deswegen bemühte er sich, Touristen für Bergwanderungen zu gewinnen. Dazu brauchte er gute Argumente. Doch das beste Argument war nach seiner Meinung die Schönheit. Er versprach den Bergfreunden, sie würden am Ziel eine unvorstellbare Schönheit erleben. Da er tatsächlich dieses Erlebnis wirklich hatte, konnte er davon auch sehr überzeugend sprechen. Viele ließen sich auf die Bergtour ein und stiegen mit ihm

hoch. An dieser Stelle wechselte er den Ton beim Erzählen. Es erfüllte ihn mit Traurigkeit. „Sie glauben nicht“, sagte er, „was ich erleben habe müssen!“ Ich konnte mir nicht eine Idee davon machen. Ein Unglück konnte es nicht sein, denn das kommt doch selten vor und er ist gut auf die 3000 heute gekommen. Er erzählte weiter: „Wenn wir das Ziel erreicht hatten“, sagte ich zu meinen Bergsteigern: „Seht ihr die Schönheit?“ Seine Gäste schauten herum. Er bekam dann zur Antwort: „Wo ist sie denn, wir sehen sie nicht!“. Diese menschliche Armut hat ihn traurig gemacht und er fragte mich: „Wie ist das möglich?“ Eine sehr wichtige Frage!

Der Auferstandene wünscht: „Seid meine Zeugen“

Dieser Wunsch stimmt optimistisch, denn er liegt in unserer Möglichkeit. Hätte der Auferstandene gewünscht: „Bekehrt alle anderen“, dann müsste man wohl pessimistisch sein, weil wir über den freien Willen der anderen nicht verfügen können. Doch gerade, weil Zeugnis geben allein in der Hand des Glaubenden liegt, lastet auch alle Mühe auf der Seite des Glaubenden. Merkwürdigerweise haben tatsächlich die wenigsten Gläubigen ein Problem damit. Ihre Oberflächlichkeit macht sie bekanntlich blind dafür.

Ein konkreter Fall aus der praktischen Seelsorge soll die Situation verdeutlichen.

Dass in meiner Pfarrei die Jugendlichen immer weniger über den Glauben wussten merkte ich seit langem. Es brauchte unbedingt eine Unterweisung im Glauben für die Jugend. Freilich

wusste ich aus Erfahrung, dass es heute sehr schwer ist, eine größere Gruppe Jugendlicher zusammenzubringen. Am ehesten überzeugte mich die einfache Methode, die bei der Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion angewandt wird. Eine geeignete Person übernimmt 4 bis 5 Erstkommunikanten und ladet sie Woche für Woche zu einer gemeinsamen Runde an einem möglichen Ort und zu einer günstigen Zeit ein. Also dachte ich: „Wer könnte eine geeignete Person sein, sich mit Jugendlichen über den Glauben auseinander zu setzen“? Ich hielt Akademiker, also Personen mit universitärer Bildung für zumutbare Diskussionsleiter. In der Pfarrei kannte ich z.B. mehrere Professoren. Ich stellte die Liste aller Akademiker meiner Pfarrei zusammen und staunte, dass in meiner Pfarrei 40 Akademiker wohnten. Also lud ich alle diese gebildeten Personen zu einem Treffen ein, um über das Anliegen der

Glaubensbildung der Jugendlichen zu überlegen. Es kamen 20 Akademiker. Ich illustrierte ihnen genauer den Plan. Jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter bekämen ein Heft mit guter methodischer und inhaltlicher Anweisung, müsste sich mit der Materie bekannt machen, dann 5 Jugendliche über 18 Jahre suchen (die Flegel bis 18 hätte ich selbst übernommen) und sie zu einem Treffen einladen. Die Dauer der Begegnung sollte unbedingt nicht länger sein als eine + eine halbe Stunde, auch wenn die Jugendlichen sehr interessiert sein sollten. Die Geladenen hatten vor allem Zweifel, ob sie Jugendliche für ein solches Ziel finden würden. Doch ich konnte ihre Bedenken vom Tisch wischen. Schließlich meldeten sich sieben, die bereit waren diese Aufgabe zu übernehmen. Selbstverständlich stand ich ihnen für theologische Fragen immer gern zur Verfügung. Wie lief dann das ganze? Die Jugendlichen zu finden war wirklich kein Problem. Ganz im Gegenteil, sie zeigten geradezu Freude, angesprochen zu werden und versprachen Woche für Woche

gern teilzunehmen. Zusammengerechnet waren das immerhin 35 Jugendliche über 18 Jahre. Doch nach wenigen Wochen begannen für mich die Überraschungen. Jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter kamen nacheinander zu mir: Gab es etwa Probleme mit den Jugendlichen? Gab es schon so schnell kein Interesse mehr? Oder benahmen sich die Jugendlichen zu meiner Überraschung enttäuschend? Über die Jugendlichen äußerten sich alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nur lobend. Na also, was war dann das Problem? Es handelte sich um ein Problem, an das ich überhaupt nicht gedacht hatte. Und wie heißt dieses Problem? Genauso, wie der Auferstandene es benannt hat: „Seid meine Zeugen“. Die Erzieher fanden das Interesse der Jugend vielversprechend, aber eines ersparten die Jugendlichen ihnen nicht. Sie verlangten bald ihr persönliches Zeugnis des Glaubens und stellten in jeder Gruppe, einfach aus gesundem

Empfinden, die Frage an die Leiterin oder an den Leiter der Gruppe: „Glauben Sie an das, was Sie uns über den Glauben erzählen?“ Lieber als ihren Glauben zu bekennen und zu bezeugen, gaben die Mitarbeiter alle mir das Arbeitsheft zurück und stiegen aus der Mitarbeit aus mit der Begründung: „Ich lasse niemanden in mein Glaubensleben hineinschauen. Über meinen persönlichen Glauben werde ich nie vor Jugendlichen auspacken“. Für mich war es eine bittere Erkenntnis. Es fehlte das Entscheidendste: die Bereitschaft zum Zeugnis. Diese Erfahrung öffnete mir die Augen und ich entdeckte im Laufe der Zeit mit Sorge, wie verbreitet die Weigerung des Glaubenszeugnisses gerade bei den Mitarbeitern auf allen pastoralen Gebieten ist. Nur wenn die Gläubigen das Zeugnis des eigenen persönlichen Glaubens geben, können die Jugendlichen, ja alle Glaubenssuchenden zum Glauben kommen.

Der Pfarrer im Beichtstuhl – die Kinder im Kirchtag

Der Beichtstuhl war hinter dem Hauptaltar eingerichtet worden mit der Folge, dass der Pfarrer keinen Blick in das Kirchenschiff werfen konnte. Das war für die Erwachsenen passend, den Kindern war es noch passender, denn das strenge Auge des Pfarrers war verhindert. Das gab den Kindern eine geschätzte Freiheit. Sie kamen alle zur Beichte, wie sie alle zur Schule gingen. Bloß, in der Schule gab es nicht nur in der Klasse, sondern auch während der Pause Aufsicht; es gab überhaupt keinen Aufenthalt in der Schule ohne Aufsicht. Viel besser war es für die Kinder bei der Beichte. Sie kamen alle zusammen in der Kirche, kannten sich alle und bekamen eine Zeit ohne Aufsicht, eine willkommene Seltenheit. Zuerst war die

Beichtvorbereitung, in der mit ihnen die Aufzählung aller Sünden erklärt wurde, mit der ständigen Ermahnung sie zu meiden, wobei auch die Sünde eines unangebrachten Benehmens in der Kirche in Erinnerung gerufen wurde, alles mit den nötigen ernstesten Worten des Pfarrers, dann verschwand ich hinter dem Hochaltar und setzte mich in den unsichtbaren Beichtstuhl. Damit begann eben die seltene Zeit ohne Aufsicht, allerdings mit einer Vorsichtsmaßnahme: Es durfte nichts aufgeführt werden, was laut oder irgendwie hörbar gewesen wäre. Denn die Augen des Pfarrers waren verhindert, aber die Ohren waren offen.

Der Beichtstuhl war ungeschickt gebaut, und zwar ganz zu Gunsten der Beichtkinder. Die Tür des Beichtstuhles ging langsam auf, weil sie am Boden rieb und gleichzeitig produzierte sie laute Alarmtöne für die Kinder. Beste Orientierung für sie, wann der Pfarrer nicht hervortreten konnte. Also, bitte,

Ohren und Augen offen! Es war immer das Kind schneller vom Beichtstuhl wegzukommen, als der Pfarrer zu einer Kontrolle zu erscheinen. Die Zeit ohne Kontrolle war für die Kinder eine Zeit mit ständiger Spannung, reizend wie gewünscht.

Im Beichtstuhl hörte ich gelegentlich ein verhaltenes Lachen, dann gab es plötzlich ein merkwürdiges Getöse, dumpf und breit im Klang, so als ein Sack Mehl auf den Boden gefallen wäre. Es kam nicht sehr oft vor, aber gelegentlich musste ich wirklich schnell aufstehen und nachschauen, was die bußfertigen Kinder trieben. Die Beichtstuhlür gab lauten Alarm, ich sprang so schnell ich konnte vor, aber zu sehen war nur viel Staub in der Luft und alle Kinder, schnell wie die Mäuse, in den Bänken knien mit gefalteten Händen, ernst gesammelt in der Erforschung der Sünden, kein Grinsen, keine Verwunderung, höchste kirchengerechte Normalität. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich in den Beichtstuhl geschlagen zurückzuziehen. Die Kinder hatten einen genüsslichen Sieg über den Pfarrer davongetragen. Einerseits ärgerte es mich, weil ich fast sicher war, dass sie was Unpassendes trieben, aber andererseits staunte ich über ihre Geriebenheit. Als der Nächste in den Beichtstuhl kam, sagte er die Sünden daher, dass ich es ernster nicht wünschen hätte können.

So schlau die Beichtenden waren, so waren sie doch nicht schlau genug. Denn das Spektakel in der Kirche gelang so perfekt, dass sie die große Freude darüber nicht alle für sich behalten konnten. Es kam den Müttern zu Ohr und ihre Nachforschungen hatten Erfolg. Sie meldeten mir, worin die Aufführungen bestanden. Es gab einige größere Buben, die vor den Mädchen ihre unglaublichsten Fertigkeiten zeigten. Besonders unterhaltsam war kopfstehen auf der Kirchenbank, an der schwierigen Stelle, wo die Gläubigen ihren Ellbogen beim Gebet aufstützten.

Das war gar nicht so einfach, dann noch gleichzeitig die Beine in der Luft purzeln lassen. Da konnte es schon passieren, dass seltene Male ein zu waghalsiger Angeber herunterpurzelte und den rätselhaften Krach hervorbrach.

Die Mütter waren bereit eine Aufsicht zu übernehmen und die wunderschöne Kinderbeichte wurde wieder ein Sakrament der Buße.

So notwendig es war mit dem Unfug aufzuräumen, so tat es mir irgendwie leid, den Kindern diese fantasievolle Unterhaltung zu nehmen. Vor allem machte es mir Eindruck, dass sie so zusammenhielten und dass sie perfekt die Andächtigen spielen konnten, wenn ich vor ihnen als Kontrolleur erschien. Wie konnte diese schöne gemeinsame Unterhaltung entstehen? Die Wurzel lag wohl in der Tatsache, dass sie alle beisammen in einem Raum waren und sie sich indirekt beaufsichtigt wussten. Gleichzeitig gab es nichts, was sie ablenken konnte: Kein Spielzeug, kein Ball, aber auch keine Möglichkeit wegzugehen. Ist das Ganze nicht ein Hinweis für die Erwachsenen heute? Und braucht es nicht wenig? Alles höchst einfach und kostenfrei. Allerdings alles Verhaltensweisen, die wir heute auf den Misthaufen geworfen haben. Wir überlassen Kinder und Jugendliche den geldsuchenden Freizeittechnikern mit ihren verführerischen Events.

Der Sonntag – Tag des Herrn oder Tag der Musikkapellen?

Die Pfarrei, wo ich Seelsorger war, umschloss in ihrer Mitte eine große Weide, die sich sehr eignete für Großveranstaltungen unter freiem Himmel. Ein großes Bezirkstreffen der Musikkapellen hatte diese Weide im Auge für sein Jubiläumsfest an einem Sonntag. Von kirchlicher Seite war natürlich eine Heilige Messe gewünscht. Doch wollten die Musikanten das Glaubensgeheimnis feiern? Es war allbekannt, dass die Musikanten bei ihrem feierlichsten Auftritt im Kirchenjahr, am Fronleichnamsfest, zwei Festteile kannten. Einen Teil, nämlich die Feier der Fronleichnamsmesse, feierten sie im Gasthaus, den zweiten Teil, das festliche Musizieren bei der Prozession, feierten sie in bestem Marschtempo in der Nähe des Allerheiligsten. Aus Liebe zu einer gewissen Ehrlichkeit und Toleranz schlug ich vor, statt der Heiligen Messe einen Wortgottesdienst zu feiern. Es sollte nicht mit Gruppendruck ein Erwachsener gezwungen werden, einer Messe beizuwohnen, die er religiös innerlich ablehnte. Doch die Verantwortlichen zogen gegen diesen Vorschlag alle Register, die zwar alle in keiner Weise überzeugten, aber kommt Zeit kommt Rat. Ich bat sie, meine Bedenken herumzusprechen, gestattete ihnen ausdrücklich über mich zu schimpfen und meckern, aber mit der Angabe meiner Gründe. Sie gaben mir das Ehrenwort!?

Das Musikkapellenfest war ein Glanzstück. Zuerst einmal für das Ohr. Ich fühlte mich bei diesen majestätischen, starken, aber schönsten Klängen wie im Himmel. Ein Genuss! Dann für das Auge. Die Trachten in allen Farben, ein Märchenbild. Die Ansprachen waren Lob- Freuden- und Dankeshymnen an alle Musikantinnen und Musikanten. Ein Redner sprach besser als der andere. Es fing schließlich auch die Heilige Messe an.

Zuerst begrüßte ich herzlich alle Musikkapellen mit allen Obmännern und allen Dirigenten und extra den Landeschef, dann führte ich in das Evangelium vom Sonntag, genommen aus der Rede Jesu in Kafarnaum, ein: „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist.“ (Joh 6,51) Alle Messgesänge wurden rein instrumental aufgeführt. Alles lief perfekt und feierlich. Bei der Predigt bekamen die Musikanten einen Sondergruß. Dann die Ausführung über das lebendige Brot, Jesus Christus. Je länger ich beim Thema blieb und diese geheimnisvollen Worte des Herrn beschrieb, desto mehr spürte ich einen starken Widerstand. Ich fühlte mich wie ein Angreifer. Alle Trachtenträger erwarteten sich Hymnen. Doch wir feierten die Sonntagsmesse, die Messe am Tag des Herrn. Der Herr war der Gefeierte und sein Wort, war das Wort mit voller Gültigkeit. Das machte ich allerdings mit aller Kraft deutlich. Danach ging die kirchliche Feier perfekt weiter.

In einem großen Zelt wurde ich zu meinem reservierten Platz für das Mittagessen begleitet. Es war wahrhaft ein Ehrenplatz: Ich saß dem Landeskapellmeister direkt gegenüber. Dass er von mir enttäuscht war, hoffte ich fest. Es dauerte nicht lange und er wurde deutlich. Die Predigt sei eine Beleidigung gewesen. Kein Wort der Anerkennung für das Bemühen von so vielen Musikanten, kein Wort einer Motivation für eine so anstrengende Kulturarbeit. Eine Predigt, als ob kein Musikant dagewesen wäre. Und ich: „Doch eine Predigt, als ob alle Musikanten Gläubige bei der Sonntagsmesse gewesen wären.“ Das ließ er nicht gelten. Polemisch wollte ich nicht werden: „Ich will ja das Evangelium bei der Sonntagsmesse verkünden.“ Der Landeskapellmeister: „Die Musik ist für mich gleich viel wie das Evangelium.“ Mein Slogan: „Für die Musik hätte ich niemals den Zölibat übernommen.“ Da musste ich mich verabschieden, denn ich hatte am Wallfahrtsort Hl. Kreuz eine Heilige Messe.

Er entließ mich mit einem freundlichen Lächeln, und ich dankte für das Mittagessen.

Wie ich in die Nähe der Wallfahrtskirche kam, stellte ein Ehepaar aus Mailand sehr freundlich am Weg aus, um mich vorbeigehen zu lassen. Sie schauten mich sehr genau an. „Sind Sie der Priester, der heute Vormittag die Festmesse der Musikkapellen gefeiert hat?“ Nach meiner Bestätigung dankten sie mir sehr. Sie waren nämlich zur Feldmesse gekommen, ohne zu wissen, dass diese große Feier stattfand. Als sie die imponierende Festversammlung sahen, wussten sie, dass sie heute keine Predigt über das Evangelium bekämen. „Wir wissen ja, wie es bei solchen Festtagen läuft. Wir waren sehr erstaunt, dass Sie bei der Predigt das Evangelium erklärten. Es freut uns, dass wir die Gelegenheit finden ihnen dafür zu danken.“ Dann ihre Frage: „Haben Sie nicht Mut gebraucht, bei der Gelegenheit so klar beim Evangelium zu bleiben?“ „Allerdings.“ meine Antwort. Ich erzählte einiges zu dieser Problematik. „Euer Dank ist eine sehr willkommene Ermutigung für mich. In unserer Gesellschaft ist es nicht leicht, Jesus am Sonntag zu feiern. Er muss fast immer ausstellen. Doch es gibt auch immer Gläubige wie sie, die Jesus lieben.“

Der Tod des Papstes

Es ist sehr selten heutzutage, dass ein Pfarrer in der Nacht zu einem Sterbenden gerufen wird und wenn er gerufen wird, geschieht es meistens telefonisch. Nach Jahren der Ruhe läutete die Hausglocke nach 3 Uhr in der Früh. Ich lief zu schauen, wer mich brauchte. Es war ein Jugendlicher, ein Universitätsstudent, den ich von klein auf bis jetzt als Ministrant hatte.

Ich fürchtete Schlimmes, wohl den Tod des Vaters oder der Mutter. „Herr Pfarrer, darf ich mit Ihnen sprechen.“ Was konnte das sein? Schon die zitterige Stimme ließ Schreckliches ahnen. Wir saßen uns gegenüber. Er war erschüttert. „Herr Pfarrer, der Papst ist gestorben, wie wird es jetzt in der Welt weitergehen?“. Mir fiel sofort ein italienischer Spruch ein, den ich im Ohr behielt und nicht in die Zunge rutschen ließ: „Morto un Papa, se ne fa un altro.“ Aber so dachte der Student nicht. Er hatte Zukunftsangst. Er erzählte mir: „Ich bin bis sehr spät bei meinen Freunden geblieben. Heimgekommen habe ich noch das Fernsehen eingeschaltet und stellen sie sich vor, es wurde berichtet, dass der Papst gestorben ist. Ich habe eine große Angst bekommen, wie wird es jetzt in der Welt weitergehen.“ Während er mir das sagte, kontrollierte ich, ob er „voll des süßen Weines sei“. Nein, er war sicher nüchtern. Ich kannte ihn sehr gut. Es war ein brillanter Jugendlicher, so ein Leadertyp, der in der Ministranten Gruppe Altersgenossen um sich sammelte, in keiner Weise naiv, ganz im Gegenteil, kritisch, sehr verlässlich. Ich schätzte ihn sehr. Doch konnte ich nicht recht verstehen, dass ihn die Weltpanik gepackt hatte. Er erinnerte mich daran, dass er, seit er lebt, immer diesen Papst gekannt und gehabt habe. Es handelte sich um Papst Johannes Paul II. Er stellte sich ehrlich die Frage, wer sonst auf der Welt, jetzt die Großen der Welt führen könnte. Es war mir neu, dass ein Jugendlicher eine so große Meinung vom Papst hatte. So versuchte ich konkret auf unseren Glauben hinzuweisen. Jesus selber führe die Kirche, er selbst hat dem hl. Petrus die Schlüssel des Himmelreiches gegeben. 2000 Jahre habe er schon gesorgt, dass ein Nachfolger des hl. Petrus die Kirche in seinem Namen führe. Das werde er auch jetzt tun. Er wird uns einen neuen Papst schenken. Er hörte mir zu, wie ein Kranker einem Arzt zuhören würde, wenn er ihn von der Angst vor einer großen Krankheit durch die

Mitteilung der guten Ergebnisse der Untersuchungen beweist, dass er gesund ist. Er nickte mir freudig zustimmend, während ich die Glaubenswahrheiten formulierte.

Es war ein unvergessliches Treffen. Er hatte mir seinen tiefen lebendigen Glauben bezeugt, und ich hatte ihm das Evangelium verkündet. Beide gingen wir getröstet und freudig auseinander. Von nun an war ich besonders froh, wenn er ministrierte, was er jetzt auch umso lieber tat. Wir hatten unseren Glauben geteilt.

Der Tod eines echten Gläubigen

Es war während des Frühstücks. Ich hatte nämlich eine hl. Messe zum Jahrestag für einen Verstorbenen zelebriert und war dann bei der Witwe zum Frühstück eingeladen. Sie erzählte gern. Eine Begebenheit ist mir für immer im Gedächtnis geblieben.

Ihr Mann erkrankte und wurde immer schwächer. Es kam wieder der Arzt. Seine Worte waren diesmal nicht erfreulich. Er machte sie darauf aufmerksam, dass ihr Mann die Tage, wenn nicht die Stunden gezählt hätte. Er empfahl der Frau, den Pfarrer möglichst bald zu rufen, damit er ihm die Sterbesakramente rechtzeitig spenden könne.

Als der Pfarrer seine liturgische Handlung beendet hatte, fragte der Sterbende: „Bin ich jetzt vor Gott versöhnt und in seiner Gnade?“ Der Pfarrer gab ihm mit bestimmtem Ton eine klare und eindeutige Antwort: „Ja, jetzt bist du vor Gott in Ordnung und in seiner Gnade“. Dann fügte der Sterbende noch eine Frage hinzu: „Also kann ich unbesorgt sterben und werde in den Himmel kommen?“ Wieder antwortete der Pfarrer, der ja auch einen sehr nüchternen festen Glauben lebte: „Jetzt

kannst du ruhig sterben, freu dich nur. Der Himmel steht dir offen.“ Nachdem der Pfarrer sich vom Sterbenden und von der Frau verabschiedet hatte, fühlte sich der Kranke bald viel besser, und er wollte die letzten Stunden seines Lebens schön verbringen. Es war der Schuster in der Stube. Er arbeitete schon einige Tage dort. Er sah plötzlich die Tür des Krankenzimmers aufgehen und den kranken Vater in die Stube hereinkommen. Er schien wie geheilt. Doch die große Überraschung war eine andere. Der Kranke war ein großer Musikliebhaber. Er spielte sehr gern und gut seine Ziehorgel. Er erhob sich vom Sterbebett und kam in die Stube mit der Ziehorgel. „Ich fühl mich jetzt viel besser. Bevor ich bald sterbe, spiele ich noch.“ Und er fing an zu spielen und spielte gar etliche Stücke, die er auswendig konnte und die ihm besonders gefielen. „Jetzt ist genug.“ Sagte er mit der Zeit zum Schuster. Er nahm sich die Ziehorgel von der Schulter, legte sie auf die Ofenbank und ging, sich ins Bett zu legen. „Jetzt lege ich mich nieder zu sterben.“ So war es auch. Gleich nachdem er sich niedergelegt hatte, starb er.

Vom Pfarrer, der ihm die Sterbesakramente gespendet hatte und mit dem er über seinen Tod gesprochen hatte, hörte ich später in der Pfarrei, er sei zu seinem sterbenden Vater heimgekommen. Mit der Zeit habe ihn sein Vater gefragt: „Peter, wie lange meinst du, dass ich noch lebe.“ Der Sohn hatte als erfahrener Pfarrer eine Ahnung, wie die Menschen sterben und er gab seinem Vater die nüchterne Antwort: „Noch ein paar Stunden!“ Der Vater: „Ich denke auch!“ Nach diesem sachlichen Gespräch über den eigenen Tod starb der alte Vater mit der größten Ruhe.

Der große russische Schriftsteller Tolstoi hat vor seinem Sterben ein Wort der Bewunderung für die Ruhe, mit der die russischen Bauern starben, gefunden. „Wie sterben die Bauern!“ Die Witwe, die mir vom Sterben ihres Mannes erzählt hat, hat

beim Erzählen einen Ton getroffen, der mich hoffen lehrte. Ihre Stimme, ihre Sprache verrieten nirgends Angst. Sie war schon ziemlich alt und stand doch nahe beim Tod. Auch keine Trauer spürte ich in ihrem Erzählen. Sie bewunderte selbst ihren lieben Mann. Die ganze Todeserzählung klang wie ein schönes Liebeslied. Ich bin ihr heute noch dankbar.

Der Zeuge Jehovas und die Stereoanlage

In der Zeit der Hi-Fi Musikwiedergabe kam es zu immer besseren Stereoanlagen, was ein Rennen loslöste, immer bessere Musikwiedergabe sich zu besorgen. So kam es, wie in anderen Branchen, dass sehr gute Apparate in kürzester Zeit den Preis verloren und so konnte auch ich mir eine Anlage verschaffen, die mir viel Freude bereitete. Ich hatte gerade eine Gelegenheit bei einem Freund in Bozen, meine veralteten Wiedergabegeräte preisgünstig einzutauschen. Wie ich in Bozen beim Bekannten die neuen Apparate anschaute und ausprobieren konnte, fand ich einen Apparat, der meinen Ohren besonders zusagte. Ich war begeistert, die Möglichkeit zu bekommen, erschwinglich in meinem Zimmer Musik in bester Qualität zu hören.

Ich war entschlossen die Gelegenheit beim Schopf zu packen und somit war nur noch der Preis festzustellen. Dazu rief mein Bekannter den Besitzer der Anlage, der bald kam. Mein Freund erzählte ihm, ich sei interessiert die Apparate zu kaufen, es sei nur noch der Preis festzulegen. Der Verkäufer, wahrscheinlich ein Arbeiter, der der Musikqualität nachlief, zeigte sich sehr erfreut über meinen Wunsch und, so wie es schon unter Viehhändlern der Stil will, gab er mir noch einmal seine Hand mit großer Freundlichkeit. Es wurde auch der Preis mit

Leichtigkeit zur Zufriedenheit beider Seiten festgelegt. Erst jetzt kam es meinem Freund in den Sinn, mich dem Verkäufer vorzustellen. „Der Käufer heißt Don Giuseppe, er ist ein Priester, der in Brixen lebt.“ Ich reichte ihm wieder die Hand. Leider war jetzt jedes freundliche Lächeln aus seinem Gesicht wie ausgelöscht. Er schaute mich gar nicht mehr recht an, sodass ich vermutete, er wäre auf einmal mit dem Preis nicht einverstanden. Doch mein Freund, der eben wusste, dass der Käufer ein Zeuge Jehovas war, vermied es, mir die Situation in aller Klarheit zu beschreiben und schlug vor, der Verkäufer solle einmal ruhig ins Geschäft Elektonia gehen, was er nämlich schon vorhatte, sich dort die neuen Apparate zeigen lassen und in einer Stunde wieder kommen. Dabei blieb es und er ging.

Dann wurde ich über die plötzliche Gemütsänderung des Verkäufers aufgeklärt: „Er ist Zeuge Jehovas und kann die Priester nicht schmecken, aber er ist sehr froh mit diesem Preis seine Apparate zu verkaufen.“ Wir unterhielten uns dann über die Zeugen Jehovas. Der Freund erzählte mir, dass sein Klient ihm mitgeteilt hatte, am 22. März werde die Welt untergehen. Also in zwei Wochen. Zwar ermahnte der Zeuge meinen Freund schon, sich auf das Ende der Welt vorzubereiten, Zeuge Jehova zu werden, um sich rechtzeitig zu retten. Doch insistierte er nicht sehr, denn er war sehr interessiert ein gutes Geschäft zu machen. Bei der Elektonia wollte er eben den neuesten, besten Apparat kaufen. Klar, dass ich meinen Freund fragte, was der Verkäufer mit dem neuen Apparat mache, wenn demnächst die Welt untergeht. Mein Freund meinte: „Er ist ganz überzeugt, dass das Ende der Welt kommen wird, und er hat auch große Angst. Aber dann denkt er an den neuen Apparat, vergisst seinen ganzen Glauben und freut sich, wie er gesagt hat, diesen mehrere Jahre mit Freude zu genießen. Diesen Widerspruch merkt er gar nicht.“

Als er vom Geschäft zurückkam, schaute er mich an ohne Lächeln. Ich sprach noch einmal vom Preis, mit der Frage, ob es ihn reue, den Apparat verkauft zu haben. Ich sei in keiner Weise versessen, ihn unzufrieden zu machen. Mit dem Preis war er zufrieden. Der neue Apparat, der beim Geschäft Elektronia schon wartete, heizte seinen Wunsch mit heißesten Flammen auf. Der innere Widerspruch, den er im Kopf trug, wurde in Rauch aufgelöst, anstatt nach der Wahrheit zu fragen. So kam ich zum umstrittensten Geschäft meines Lebens.

Manche sind sehr beeindruckt vom festen Glauben der Zeugen Jehovas. Diese Bekanntschaft hat mich zum Nachdenken gebracht. „Die Wahrheit wird euch freimachen.“ (Joh 8,32), sagt Jesus. Ich denke, dass Jesus auch den Satz: „Sucht und ihr werdet finden,“ besonders für diejenigen gesagt hat, die die Wahrheit suchen. Gleichen nicht viele Christen diesem Zeugen Jehovas und nehmen, ohne viel zu denken, den Glauben an, aber eben einen Glauben, der mit den Lügen des Lebens gut zu Recht kommt. Wer ist nicht in dieser Gefahr? Wie bewundernswert ist Edith Stein, die die Gnade bekommen hat, sich zum katholischen Glauben zu bekehren, weil sie mit allen Kräften die Wahrheit gesucht hat.

Die Altäre der Pfarrkirche festlich schmücken

Es gibt eine Pastoralregel, die sehr wirksam für die Verlebendigung der Gottesdienste in der Pfarrkirche ist. Sie klingt merkwürdig ungewohnt: Nicht Neues einführen, sondern das, was man schon tut, aber „nicht recht ankommt“ beibehalten und ein bisschen besser machen. Grundsätzlich wird alles in der

Liturgie leider mit dem höchsten Sparmodus ausgeführt. Für den Einzug zur Messe, zum Beispiel, wird die kürzeste Strecke genommen, nämlich von der Sakristeitür zum Altar. Ein aufwendiger Einzug wäre vom Haupttor hereinkommen, noch aufwendiger mit Kreuzträgern, noch aufwendiger mit vier Ministranten, noch aufwendiger...

Aufwendiger wollte ich den Altarschmuck gestalten, denn meistens ist der Mesner auch auf Sparflamme eingestellt. Ich hatte mit den Mesnern in allen Pfarreien besonderes Glück. In Abtei war er sehr verständnisvoll und sogar dankbar für Vorschläge und neue Ideen. So versuchte ich zu Weihnachten die Altäre möglichst festlich zu schmücken. Ich wollte nicht viel zusätzliche Arbeit für den Mesner verlangen und schaltete die Pfarrjugend ein. Ich kannte in der Pfarrei verschiedene Künstler, die mir halfen, die Ideen zu verwirklichen. Ich wählte aus den Weihnachtserzählungen der Evangelien einen Kernsatz aus und erörterte ihn mit den Künstlern, die schönen Ideen suchten und mir eine anregende Skizze gaben. Besonders ein Künstler war sehr hilfsbereit, der bekannte Lois Irsara. Dann teilte ich der Jugendführung, den Plan selbstverständlich mit der Erklärung des Bibelsatzes mit, und es ging los. Zuerst traf es, einen Ausflug in den Wald zum Moos klauben zu organisieren, dann den jungen Tischlern die Holzarbeiten zuzuteilen. Durch diese Aktion kam ich erst darauf, wie viele verschiedene Handwerker ich brauchte, die mir zur Verfügung standen, Jugendliche, die in ihrem Beruf wirklich etwas verstanden. Die Mädchen kamen auch tüchtig dran. Die Schriftworte wurden auf glänzendes Tuch genäht, Christbaumsterne wurden nach eigenen Zeichnungen gebastelt. Das war alles Zuständigkeit der Mädchen, u.a.m. So schafften viele Abende Jugendliche im Saal des Pfarrhauses, dann im Widum und in der Kirche selbst. Es gab ein sehr lebendiges Beisammensein, das mir immer wieder

die Gelegenheit gab, bei den vielen technischen Erklärungen auf den Glaubensinhalt des Weihnachtsgeheimnisses hinzuweisen. Das war für mich meistens schon die Vorbereitung der Weihnachtspredigten. Es gab dauernd so kleine Begebenheiten und Gespräche, die für die Predigt den richtigen Familienton der eigenen Pfarrei finden ließen. Um eine solche Begebenheit zu erwähnen, möchte ich auf eine Situation hinweisen, die sich am Ende der vielen Abende ereignet hatte. Die meisten Jugendlichen hatten sich bereits verabschiedet. Als der letzte gehen wollte, fand ich noch einen schönen Christbaumstern in einem Winkel übrig. Ich bat den Jugendlichen ihn wegzunehmen und eventuell wegzuworfen. Da nahm er den Stern lief, als ob er schon alles geplant hätte, zum kreuztragenden Jesus auf dem Seitenaltar der Abteikirche und band den Stern mit auffallender Zartheit auf den Arm des Heilandes.

Durch die Schmückung der Altäre wurden die Jugendlichen in eine Stimmung gebracht, die ausstrahlte, und für mich und alle, erbaulich war. Es war sehr leicht von Jahr zu Jahr die Jugendlichen zu motivieren. Sie bekamen auch Freude mit ihrer schönen Pfarrkirche.

Vor Weihnachten hielten auch die Kirchenchöre Singproben. Ein Jugendchor begnügte sich, die Proben in der Kirche zu halten. Die Jugendlichen, welche für den Altarschmuck in der Kirche arbeiteten, redeten leise, wie es sich in der Kirche gebührt, sodass beide Aktivitäten, Chorprobe und Altarschmücken, friedlich verlaufen konnten. Die Zahl der Jugendlichen, die in der Kirche beschäftigt waren, war respektabel.

Da ich jedes Jahr ein anderes Weihnachtswort des Evangeliums zum Motto nahm, musste alles neu geplant und erstellt werden. Mit der Zeit kamen die Leute neugierig zu sehen,

welches Schriftwort ausgewählt und wie die Altäre am kommenden Weihnachtsfest gestaltet würden. Manchmal ging ich während der Weihnachtsfesttage in die Kirche und setzte mich in eine Bank, um ein wenig über das Geheimnis der Menschwerdung Jesu nachzudenken. Mir halfen die geschmückten Altäre. Gleichzeitig konnte ich erfahren, wie viele Leute, besonders Touristen, in die Kirche kamen und staunten. Es ergab sich, dass ich ihnen auch Erklärungen gab und so einen nicht programmierten Weg der Evangelisierung fand. Jedenfalls eine so aufwendig geschmückte Kirche strahlte Festlichkeit aus. Es erinnerte mich an die Primizen früherer Zeiten, wo die Gläubigen auch alles aufboten, die Kirche zu schmücken.

Allerdings kam einmal ein alter Priester in die Kirche, schaute kaum auf die Altäre und fing an zu schimpfen mit gar emotionalen Tönen. Er warf mir vor, die Kirche zu ruinieren und bedauerte sehr, feststellen zu müssen, dass ich keinen Kunstgeschmack hätte. Es betrückte mich wenig, auch weil ich wie ein Mantra ihm einen einzigen Satz wiederholte: „Mir gefällt es sehr, ich habe meinen Geschmack glücklich getroffen.“

Wenn ich an die Christkindlmärkte denke, die angeblich weihnachtliche Feststimmung erzeugen wollen und sollen, dann finde ich die Bemühung, die Weihnachtsaltäre zu schmücken sehr angebracht. Diese Aktion beweist, dass es möglich ist, diesen entfremdenden Weihnachtsstimulierungen der Leistungsgesellschaft auszuweichen und durch echte Stimmung zu ersetzen. Man sollte nicht vergessen, dass die handwerklichen und kulturellen Voraussetzungen griffbereit in der Pfarrei zur Verfügung stehen.

Die Andacht der Messbesucher stoppt den Schwung des jungen Predigers

Wenn ich zurückdenke an meine Kooperatoren Jahre in Brixen, kann ich nur schmunzeln über den Eifer, den die jungen Seelsorger des Brixner Widums an den Tag legten. Vor allem muss ich erwähnen, dass die Pfarrgeistlichkeit aus vier Kooperatoren und einem Dekan bestand, wobei der Dekan selbst nicht fünfzig Jahre alt war. Beim Mittag- und beim Abendessen war schwer zu unterscheiden, ob wir an unserem Stammtisch in einer Gaststube unseren Spaß hatten, oder ob wir beim gemeinsamen Essen uns nährten, oder ob wir bei einer Studiengruppe uns fortbildeten. Jedenfalls ereignete sich dies alles gleichzeitig und es war ein mehrjähriges Erlebnis, das seine Früchte brachte, die ich mit einem Wort zusammenfassen möchte: Motivation. Es wuchs wie von selbst eine starke Motivation und Freude zur seelsorglichen Arbeit, die in einem solchen Team sehr bereichernd und lebendig war.

Freilich hatte jeder Kooperator seine besonderen Qualitäten und auch seine besonderen Zuständigkeiten. Doch eine Tätigkeit war für alle vorgesehen. Jeder Kooperator musste vor der vollen Pfarrkirche predigen, und zwar damals selbstverständlich ohne Zettel in der Hand. Der Mund musste mit den Gesten beider Arme unterstützt und die Predigt auf der Kanzel vorgetragen werden. Eine technische Erleichterung gab es damals schon, die Lautsprecher. Ein Kooperator stieg bei der Sonntagsmesse auf die Kanzel und der andere zelebrierte am Altar. Die Messe durfte nicht länger dauern als eine Stunde, denn nach der deutschen Messe kam dann die italienische, wobei schon eine Zeit vorgesehen werden musste für den Aus- und Einzug, also den Wechsel der Messbesucher. Das klappte so ungefähr schon. Doch es war gar nicht so leicht zwei junge Kooperatoren,

auf das rechtzeitige Ende hin zu bremsen, wenn sie bei der Zelebration richtig in Schwung gekommen waren. Für die Einhaltung der Zeit war der Zelebrant am Altar maßgebend.

Als ich einmal diese Rolle innehatte, kam ich in große Verlegenheit. Der Kooperator, der die Predigt hielt, war sehr klein von Statur, die Gläubigen in den Bänken sahen von ihm kaum den ganzen Kopf und die Armbewegungen, also zu wenig, um echt zu beeindrucken. Dessen war er sich auch bewusst. Umso mehr drehte er das Volumen seiner sonoren Stimme auf, was eine besondere Folge hatte, dass nämlich er sich mehr anstrengen musste, was noch eine weitere Folge bewirkte, dass er nämlich in eine immer größere Begeisterung sich manövrierte. An diesem Sonntag wandte der Kanzelinhaber sich dazu noch in besonderer Weise an die Eltern und gab überzeugte Ratschläge für die Kindererziehung, wozu er sich kompetent fühlte als Religionslehrer mit über 20 Stunden in der Woche. Es gelang ihm so an diesem Sonntag eine Superspannung in das hörende Publikum zu bringen; sogar ich selbst, der ich vorne mit den Ministranten umgeben saß, vergas rechtzeitig auf die Uhr zu schauen. Der spätere Blick mahnte mich deutlich, den lauten Prediger zu stoppen. Aber wie konnte ich das vom Altar aus tun, ohne lächerliches Spektakel aufzuziehen. Ich ging einfach mit der Opferung unbemerkt weiter. Nach dem Sanctus hielt ich an, aber der kleine Mann bewegte jetzt nicht nur die Arme, auch mit den Füßen fing er an zu stampfen. Das alles machte auf die Leute großen Eindruck, aber gar keinen Eindruck auf die Uhr, die unberührt weiter tickte. Da fiel mir ein, dass bei der Wandlung die Ministranten zu ihrem schönsten Augenblick der Messe gelangten und die scheppernden Schellen erklingen lassen durften. Einige Gläubige blickten dann verstört zum Altar her, aber richteten ihr Ohr schnell wieder zum Prediger. Als ich dann die konsekrierte Hostie in die Höhe hob und die

Ministranten zum zweiten Mal mit aller Kraft die Glocken jubeln ließen, standen die sitzenden Hörer schnell auf, knieten alle vor dem Altarsakrament nieder und ließen den Prediger weiterreden. Doch jetzt fragte dieser sich, was er gesagt hatte, dass alle so geschlossen niederknieten, aber ungebührlich zum Altar schauten. Automatisch drehte er sein Gesicht mit sprechendem Mund zum Altar, erfasste blitzschnell die Situation und kniete mit höchster Eile nieder. Er war wie geschlagen, voll Scham, aber alle schauten zum Altar. Nur ich konnte nicht verzichten, den leidenden Mitbruder in den Blick zu nehmen. Es entstand kein Gelächter in der Kirche. Die Gläubigen waren von der Predigt beeindruckt, nahmen den überzeugten und überzeugenden Prediger dankbar und anerkennend an. Jede Miene eines kleinsten Lächelns von mir am Altar, wäre höchst unpassend gewesen. Die Messe war erfüllt von einer Feierlichkeit, die sich von der Aufrichtigkeit und dem echten Eifer eines jungen Priesters nährte. Es gab nichts Gesuchtes, keine einstudierte Neuheit, um anzukommen. Es war alles ehrliches Bemühen, und zwar starkes, überbordendes. Da lebt das gesunde Empfinden des Gottesvolkes auf und alles wird in seiner tiefen Wahrheit verstanden.

Die Bosheit vernichtet, die Schönheit siegt

Die Oberschüler besuchen die Schule aus Motiven der Nützlichkeit. Sie erwarten brauchbare Fähigkeiten, einen rentablen Beruf auszuüben und dann Geld zu verdienen. Bei jedem Fach stellen sie unbewusst die Frage der Nützlichkeit. Die Antwort ist bei manchen Fächern gar nicht so einfach. Was nützt Philosophie? Was nützen Gedichte? Was nützt Griechisch? Besonders schwierig ist es mit meinem Fach: Was nützt Religion? Ge-

legentlich bei solchen Diskussionen, die für die Jugendlichen keineswegs immer Fragen für Zeitvertreib sind, habe ich mich darauf eingelassen und mit einer Gegenfrage geantwortet: „Was nützt Freude?“. Jeder will Freude. Doch was nützt sie? Auf wie viel Freude müssen Studierende verzichten, und das nur, weil sie in den Schulfächern ausgerechnet nur die Nützlichkeit suchen!

Es ist sehr bedenklich, wenn Oberschüler der höheren Klassen in allem Ernst bekennen, nur an das zu glauben, was man sieht. Religion unterrichten an Schüler, die sehr stark vom Nützlichkeitsdenken motiviert sind, ist sehr schwer, wohl fast unmöglich. Mir ist immer bewusst gewesen, sie müssen irgendwie kosten vom Honig des Transzendenten. Sie müssen auf die eine oder andere Weise Schönheit erleben, die sich meistens glücklicherweise in greifbarer Nähe befindet, zum Beispiel, in den Erkenntnissen, die jedes Schulfach abgibt, oder in echten Beziehungen zu guten Menschen.

Für mich gab es einen originellen Weg, die Studenten zum Erlebnis von Freude zu führen, die mir gegeben war durch die Freude, die ich in der Musik erlebte. Der beste Geber von Freude und Schönheit in der Musik ist Johann Sebastian Bach. Ich fand bei allen Schulleitungen Verständnis mittels Stereoanlagen den Jugendlichen Kantaten von Bach gelegentlich vorzuführen. Vor Ostern erlaubte die Schule zwei Stunden für die Audition der Matthäuspassion, die ich Monate vorher gelegentlich stückweise hören ließ. Es war fast ein Fest alle Studenten im Festsaal versammelt zu sehen, die zwar alle verschiedene Schulen Klassisches Lyzeum, Realgymnasium und Handelsschule besuchten, aber alle ein Ohr hatten für diese Musik.

Die Einleitung bestand vor allem darin, diese Jugendlichen nicht nur aufzufordern, schön langsam mit dem Reden aufzuhören, sondern dazu innerlich still zu werden, den eigenen Blick nach innen zu lenken zum eigenen Herzen, bereit zu sein, Wunderschönes zu hören. Ich stand allen vor wie ein Dirigent. Es wurde in ungefähr fünf Minuten wirklich still. Ich machte sie aufmerksam auf die Stille. „Hört das Wunder der Stille!“ Ich forderte sie auf, angenehm zu sitzen, aber möglichst still zu bleiben. Diese Situation, wie jetzt, bekommt ihr nirgends. Musik bekommt ihr, überall, aber nicht in der Stille. Nicht in der Disco, nicht beim Christkindlmarkt, nicht in den Kaufhäusern, nicht bei den Waldfesten. Solche Musik bekommt ihr nur hier. Freilich, wenn einer stört, ist alles zerstört. Es wird nicht vorkommen, das habt ihr all die Jahre nie getan. Aber sollte es vorkommen, lasse ich die Anlage ausschalten, denn die Schule gibt euch nicht Musik mit Lärm, um Geschäft zu machen.

Unvergesslich die Ruhe dieser vielen Jugendlichen. Es war ein sichtbares und spürbares Zeichen ihrer Güte. Endlich gab ich das Zeichen zum Einschalten. Die wohlklingenden Töne wirkten wie Öl. Ich stand immer vor ihnen, versuchte ständig den Blickkontakt mit der möglichst größten Diskretion zu behalten. So wurde die lebendige Aufmerksamkeit der Hörenden gestützt. So ungefähr nach 20 Minuten, schaltete ich, wie üblich eine Pause ein, denn das Hören ist immer sehr ermüdend. Dann wieder Sammlung und Musik. Es lief wie immer.

Einen Studenten der Maturaklasse gab es, der von sich aus mir gesagt hatte, dass er den Teufel in sich habe. Bei dieser Äußerung zeigte ich, dass ich ihn verstanden hatte, aber ich sagte kein Wort. Irgendwie hatte er nämlich recht. Er war imstande in der Klasse während des Unterrichts zu essen, dass ich es bei allem Bemühen nicht merkte. Ich sah nur nach der Stunde

die vielen Papierhüllen, die er übrig ließ. Ich hatte mich sehr bemüht, drauf zu kommen, wann er aß. Es störte mich zwar nicht, aber diese perfekte Schlauheit beeindruckte mich. Bei bestimmten Ausführungen war er beim Unterricht äußerst aufmerksam, aber irgendwo musste er jemanden drein legen, besonders gern junge Professorinnen bei der Maturareise nach Deutschland, wo er sie total ausgeschaltet hatte, um selbst die Macht über die Klasse und über das Reiseprogramm zu übernehmen. Er war unheimlich.

Bei der Audition im Festsaal behielt er unerwartet fest den Blick auf meinen Kontaktblick, lächelte siegessicher und fing plötzlich an, zwar leise, aber immerhin vernehmlich zu reden. Der Saal war in Form eines Halbkreises gebaut. Er hatte den äußersten rechten Platz besetzt. Ich nahm den Blick weg, aber hörte kaum vernehmlich weiterreden. Als ich ihn wieder anschaute, triumphtierte er, er war entschlossen die ganze Harmonie der Versammlung mit Leichtigkeit zu vernichten. Mit dem Zeigefinger auf dem Mund und ruhigem Blick deutete ich ihm, still zu sein. Nun lachte er völlig und sprach laut. Alle schauten zu ihm und zu mir in der Mitte vor ihnen. Es war wie ein Erdbeben, das alles zerstört. Ich ließ die Vorführung ausschalten, blieb höchst ruhig vor allen stehen. Er hörte mit dem Reden auf, er hatte ja den Zweck erreicht. Alle Studenten blieben still sitzen. Ich wollte unbedingt, dass alle weiter still blieben. Sie kapierten alle meinen Wunsch, ohne dass ich ein Wort sagte, und verhielten sich ohne Musik unbeweglich und still gut 20 Minuten.

Erst dann begann ich die innere Spannung zu verlieren und nahm das Wort. Ich erklärte ihnen, dass einer allein aus Bosheit gestört hatte, aber um die Stille zu zerstören braucht es nicht mehr. Ihr seid eine Gemeinschaft und da gilt, wenn ein Glied stört, werden alle gestört. Ihr seid auch alle gestraft worden, aber

verdient habt ihr die Strafe nicht, die Gemeinschaft hat sie euch gebracht. Ihr seid sehr lieb gewesen und schön war die Musik.

Es wäre nämlich die Pause, gewesen, wenn ich sie früher entlassen hätte, so aber war sie ausgefallen. „Ich bin sicher,“ sagte ich, „dass der Herr Direktor mir zustimmen würde, wenn ich ihn um die Pause bitten würde. Deswegen erlaube ich euch, jetzt die Pause nachzuholen.“ Alle klatschten. Die vielen Guten hatten gesiegt.

Die Diözese Bozen-Brixen führt das Sabbatjahr für Priester ein

Oft war ich schon ins Heilige Land gepilgert, aber niemals hatte eine Pilgerfahrt so viel Veränderung gebracht, wie diesmal. Es war gegen Ende der 1980-Jahre. Bei einem Abendessen in Tiberias sah ich im großen Restaurant eine Gruppe von Pilgern, die alle Männer waren, schwarze Hosen und ein weißes Hemd trugen. Es waren sehr viele. Was kann man anderes sehen im Heiligen Land als Pilgergruppen? Leider sprachen alle englisch. Trotzdem sprach ich einen deutsch an. Ich hatte Glück; er sprach gebrochen Deutsch, denn er hatte Verwandte in der Schweiz. Was er mir von der Gruppe sagte, traf mich sehr tief. Sie alle waren katholische Pfarrer.

Als ich mit diesem Pilger in schwarzen Hosen sprach, war ich fast 60 Jahre alt. Er erzählte mir, dass er Amerikaner sei. Eines Tages hatte ihn der Bischof angerufen und ihm ganz trocken mitgeteilt, dass er heuer ein Sabbatjahr einschalten müsste, dass ihn ein Priester in dieser Zeit ersetzen werde und dass das Programm Schulung in Rom und im Heiligen Land

vorsehe. Es seien Studienfahrten vorgesehen und am Schluss könne er einen Monat Ferien verbringen, wo er wolle. „Ich werde in die Schweiz gehen“, sagte er. Dass ich ihn beneidete, merkte er, ohne dass ich ihm es sagte.

Diese Idee ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich hätte wieder den Schub gebraucht, den mir das Biennium in Mailand vor 20 Jahren gebracht hatte. Don Giancarlo Bertagnoli lud mich damals zu einer Schulung für Jugendseelsorger nach Mailand ein. Dort organisierten Salesianer Professoren ein Biennium, also eine Schulung von zwei Jahren. Einmal in der Woche waren vier Vorlesungen vorgesehen. Ich war schon zwanzig Jahre in der Jugendseelsorge und es schien mir von Jahr zu Jahr weniger klar, wie man Jugendseelsorge betreiben sollte. Ich spürte die Notwendigkeit einer solchen Schulung. Nach den zwei Jahren in Mailand war ich wie neugeboren. Eine ermutigende Sicherheit in der Jugendarbeit gab mir Freude und Kraft; ich fühlte mich wie ein Jungpriester, der endlich in der Seelsorge arbeiten kann.

Bischof Gargitter berief wieder eine ordentliche Sitzung der Dekane ein. Mitten in der Diskussion fiel mir der amerikanische Pfarrer in seinem Sabbatjahr ein. Es ergab sich für mich, das Wort zu ergreifen und ich erzählte die Geschichte des amerikanischen Pfarrers. Ich hatte schon während der Erzählung den Eindruck, je länger die Geschichte wurde, umso lieber war es dem Bischof. Also wagte ich alles. Ich wollte auch sagen, dass für uns so was ja auch denkbar wäre, so ungefähr alle 20 Jahre, doch die Idee der 20 Jahre ließ ich im Munde stehen, denn es hätte vielleicht der Bischof sich doch gewundert, wenn ich so viel verlangt hätte. Es wurde darüber diskutiert. Der Bischof war sichtlich dafür. Zu meinem Erstaunen schlug er ausgerechnet die Zeit vor. „Sagen wir alle fünf Jahre.“ Da meldete sich ein Dekan, um die Diskussion mehr in die Realität zu bringen:

„Alle 10 Jahre wäre realisierbarer.“ Ich merkte der Bischof war um diese Bremse nicht froh. Ich erlaubte mir einen kurzen Zwischenruf: „Unser christliches Leben bezieht sich ja sehr auf die Bibel, die der Menschheit die Woche geschenkt hat, also alle 7 Jahre.“ Der Sekretär des katechetischen Amtes war pronto: „Ja, das könnte man dann Sabbatjahr nennen.“ Bischof Gargitter gab dann den Auftrag, ein generelles Programm auszuarbeiten, und empfahl das Sabbatjahr sehr.

Tatsächlich wurde diese Möglichkeit dann eingeführt. Bei mir war dann die gar nicht einfache Frage, wann ich dieses Sabbatjahr einschalten wollte. Es kam merkwürdigerweise nie der geeignete Moment. Doch dafür sorgte hinter meinem Buckel großartig der Herr selbst. Ich hatte voreilig eine Pastoralassistentin für Abtei angestellt. Voreilig, weil ich fürchtete, dass andere Dekane sie mir wegschnappen könnten, also hatte ich zwar im Interesse der Pfarrei gehandelt, doch ohne den Pfarrgemeinderat vorher zu informieren und ihn um die Erlaubnis zu bitten. Diese gut gemeinte Unkorrektheit konnte mir der Pfarrgemeinderat nicht verzeihen und ich musste die Assistentin nach zwei Jahren entlassen. Da merkte ich, dass ich gescheitert war und entschloss mich, die Pfarrei zu wechseln. Der Wink von oben, endlich das Sabbatjahr einzuschalten, wurde mir deutlich und schien auf einmal leicht zu realisieren. Bei einem Treffen mit Bischof Egger bat ich ihn, mir nun diese Möglichkeit zu geben und mich ins Heilige Land ziehen zu lassen. Er gab mir eine Antwort würdig eines Bischofs: „Josef, wenn du fragst, befehle ich es dir.“ Bei der Dekanatskonferenz wunderten sich die Pfarrer, dass ich als Dekan wegziehe und das Dekanat so quasi verwaist lasse. Hingegen schlug ich ihnen vor und bat, dass wenigstens einer von ihnen mit mir ins Sabbatjahr komme. Nach diesem Vorschlag verstummten alle Bedenken und es trat völlige Stille ein.

Wie ich vom Sabbatjahr zurückkam, war ich voll Schwung und freute mich, wie ein Neupriester endlich die Seelsorgearbeit wieder aufzunehmen. Das starke Interesse der beiden Bischöfe für das Sabbatjahr verstehe ich jetzt sehr gut. Denn hätten viele Pfarrer diese Möglichkeit wahrgenommen, wäre starke Motivation in die Seelsorge gekommen. Die Spiritualität wäre intensiver geworden. Ob dieses Gesetz heute noch gilt, weiß ich nicht. Ich nehme an, es ist nicht außer Kraft gesetzt worden, es ist auch nicht verbraucht aus Verschleiß, es ist einfach verrostet.

Die Disziplin in der Klasse fällt nicht vom Himmel

Wie der Unterricht aussieht, wenn keine Disziplin erreicht wird, habe ich erlebt in den Jahren der Studentenrevolution, in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Studenten haben Schulen besetzt, Direktoren wurden von der Schule durch Gebrüll der Studenten gejagt, Professoren endeten ihre Unterrichtsstunde weinend. Die Studenten hielten Schreien und Brüllen als ihren wichtigsten und unerlässlichen Beitrag für eine bessere Gesellschaft. Euphorisch und revolutionsbewusst vergeudeten sie ihre besten Kräfte. Keine Polizei konnte Ordnung bringen. Das waren schreckliche Zustände. Mit dem Mord an Aldo Moro kam eine spürbare Wende und langsam normalisierte sich das Schulwesen, sodass die Disziplin nur mehr ein normales Bemühen forderte.

Allerdings kam ein neues Element diesbezüglich hinzu. Die Zahl der Schulstunden tendierte zuzunehmen. So kam es, dass am Montag die Studenten sieben Stunden absitzen mussten.

Wie bekannt sieht die Schulordnung in Religion eine Stunde pro Woche vor. Ich hatte am Montag in einer zahlreichen Matraklasse die siebte Stunde Religion. Ich war vom Stundenplan sehr enttäuscht, aber es ging nicht anders. Da wusste ich schon am Anfang des Jahres, die Mühe wird groß sein, gerade wegen der Disziplin, und das Ergebnis mehr oder weniger bedeutungslos. Die Jugendlichen konnten nicht mehr ruhig sitzen. Die Mittel der Disziplin, wo die Müdigkeit die Grenze setzt, sind sehr wenige. Wer kann so spannend unterrichten, dass die Müdigkeit überspielt wird? Die Note in Religion hat kein diesbezügliches Gewicht. Es bleibt noch Schreien und Schimpfen, denn im Guten geht es auch nicht. Es ist nicht einfach. Man lebt nach dem Grundsatz der antiken Römer: „Ad impossibilia nemo tenetur.“ Man macht, was man kann. Freude an einem solchen Unterricht hat niemand.

In solchen Situationen habe ich versucht Rat zu holen bei den Fachwissenschaftlern, die ja ihre Forschungsergebnisse immer wieder mitteilen. So las ich in einem Buch, was ein Professor in der Oberschule tun kann, wenn die Studenten übermüdet sind, aber der Unterricht doch stattfinden muss. Es wurde ein Vorschlag gemacht, der mir sehr überzeugend schien. Als erstes sollte der Lehrer die Fenster aufmachen, auch wenn draußen winterliche Kälte herrsche. Dann sollten die Jugendlichen aufgefordert werden, mit aller Kraft zu brüllen, wie Brüllaffen. Dadurch würden die Studenten das Gefühl von Freiheit, ja Ausgelassenheit und Zügellosigkeit empfinden. Durch die offenen Fenster hätten sie den Eindruck, irgendwie außer der Klasse zu sein. Sie vergäßen, dass sie an ihren Bänken sitzen und fühlten sich als freie Horde auf der Straße, die sich austobt. Wichtig sei allerdings, sie so lange mit dem Brüllen, ohne Pausen zu gestatten, zu entfesseln, als es nur gehe. Denn die Jugendlichen merkten nicht, dass das Schreien sehr viel Energie verbräuche und ordentlich müde mache.

Ich fand diesen Vorschlag sehr praktisch und leicht realisierbar. Es brauchte keine Erklärungen, auch keine Probe, wie beim Singen, schreien können alle von der Muttermilch an. Bei der nächsten Stunde setzte ich sofort die Methode ein. Was ich nicht gemeint hätte, war der Aufwand, den ich aufbringen musste, mit dem Schreien nicht aufhören zu lassen. Sonst war die Aktion sehr lustig. Tatsächlich waren die Jugendlichen nachher so müde, dass sie während der ganzen Stunde ruhig und diszipliniert blieben. Was ein guter Vorschlag Wert ist! Ich hatte die Disziplin für meine Religionsstunde erreicht.

Einmal geschah es, dass ausgerechnet beim großen Brüller eine fromme alte Frau vorbeiging. Sie erschrak sehr und versuchte sich dieses ungewöhnliche Phänomen zu erklären. Doch das erkannte sie klar, es war nicht ein Streit oder ein Kampf. Merkwürdig kam es ihr besonders deswegen vor, weil der Lärm ja von offenen Fenstern der Schule kam, aber es waren keine Studenten zu sehen, es schien alles friedlich und kriegerisch zugleich zu sein. Eine andere Frau, die entgegenkam, machte sich scheinbar gar nichts draus. „Was ist da los? Passiert da was?“ fragte die Fromme. Die andere erklärte ihr alles. „Nein, da passiert gar nichts, das geht schon viele Wochen so. Unser Dekan hält die Religionsstunde.“ Nach einem Seufzer meinte die Fromme: „Die Zeiten haben sich geändert, wo werden wir so hinkommen!“ Diese Begegnung wurde bekannt und wurde im ganzen Dekanat gern erzählt. Ganz besonders gut von einem Mitbruder, der Sinn für Humor hatte und auch Verständnis für Disziplinprobleme. Doch, dass ich beste Disziplin erreicht hatte, wusste nur ich. Die neuen Zeiten schauen oft ängstlich aus, aber in Wirklichkeit sind sie manchmal ein Durchbruch ins Bessere.

Die Fahne trage ich, oder ich ministriere nicht mehr

Es war an einem wunderschönen Herbstsonntag, voll Sonne und angenehmer Wärme. Zwei Aktionen standen auf dem Programm. Nachmittags wurde vom Wallfahrtsort Hl. Kreuz das Bild des kreuztragenden Heilandes in Prozession in die Pfarrkirche getragen. Ein Ereignis, das eine lange Tradition hatte und Gläubige vom ganzen Tal anzog. Der feierlichste Teil kam, wenn die lange Prozession sich der Pfarrkirche näherte, weil da noch der Dekan mit vier Ministranten und zwei Fahnen beim Klang aller Kirchenglocken der nahenden Prozession entgegen ging und sie zur Kirche begleitete.

Die andere Tätigkeit bestand darin, dass an diesem Sonntag ein Einkehrtag im Geburtshaus des heiligen Josef Freinademetz organisiert wurde und ich nachmittags einen Vortrag halten sollte. Nach dem Vortrag kehrte ich in die Pfarrei zurück, um in Prozession die ankommende große Prozession von Hl. Kreuz zu empfangen.

Wie ich zum Kirchplatz kam und aus dem Auto ausstieg, sprangen vier Ministranten daher mit einer gereizten Stimme und machten lautstark bekannt, dass jeder von ihnen eine der zwei Fahnen tragen wollte. Einer, der der entschlossenste war, erinnerte mich sofort daran, dass ich es ihm versprochen hatte. Ein anderer beteuerte, dass ich ihn eingeladen habe. Vor diesem Ansturm blieb ich mit einem Fuß im Auto sitzen und dachte nach, wen ich eingeladen hatte, wem ich die Fahne versprochen hatte, und konnte mich wirklich nicht erinnern, was ich eigentlich mit ihnen in Eile ausgemacht hatte. Mir war es nur wichtig gewesen, dass überhaupt Ministranten kämen. Als die Ministranten merkten, dass ich zögerte, wurden sie umso

entschlossener und einer kam gar mit einer Drohung. Plötzlich war ich sehr in Verlegenheit. Alle vier Ministranten waren Schüler der 3.Klasse Mittelschule, also vollblütige Pubertierende. Es ist nicht leicht die Ministranten in diesem Alter zu bekommen. Ich wollte sie unbedingt behalten, weil ich immer die Ministranten beim Beginn der Oberschule mit den Großen zu ministrieren einlud. Die Drohung kam mir sehr vernehmlich zu Ohren: „Entweder ich darf die Fahne tragen, oder ich ministriere nicht mehr!“ Ich spürte: Entweder ich finde jetzt eine akzeptable Lösung oder dieser Schreier bringt mir alle vier weg. Denn die Vier fühlten sich jetzt stark und hielten zusammen. Ich stieg langsam aus dem Auto, um Zeit zu gewinnen, aber es fiel mir die gute Lösung nicht ein. Ich wollte schon mit ihnen diskutieren und dachte, dass es überhaupt nicht angebracht sei, mit Drohungen anzufangen. Da sah ich die Mesnerin daherkommen. Sie war eine freundliche Großmutter, die sieben Kinder großgezogen hatte. Ich erzählte ihr das Problem, freilich um Zeit zu gewinnen, aber sie hatte auf der Stelle die Lösung. Sie erinnerte daran, dass es eben zwei Fahnen gebe. „Nett ist das von euch Buben, dass ihr vier seid, genau wie es eben braucht. Zwei tragen die Fahnen, wenn der Dekan der Prozession entgegen geht und die anderen zwei tragen die Fahnen beim Zurückkommen.“ Einfacher und klarer ging es nicht. Eine perfekte Lösung. Nur, ich konnte sie nicht finden. Die Pubertierenden liefen nach diesem klaren Vorschlag froh in die Sakristei, ihren Dienst zu tun.

Ich begleitete die Mesnerin in die Sakristei und machte ihr ein herzliches Kompliment. Ich vermerkte mit Freude, dass sie sieben Kinder großgezogen hatte. Mit Pubertierenden arbeitet man besser, wenn man bei Erfahrenen Rat holt.

Die Feindesliebe und die Watschen

Der liebe Schüler der V. Klasse Volksschule, Hans, überraschte mich wohl bei jeder Religionsstunde. Lernen war nicht seine Leidenschaft, zumal er ein sehr persönliches Maß zu messen hatte, wann er das, was er auswendig lernen musste, soweit gediegen fand, dass er sich sagen konnte, jetzt kann ich es. Er lernte immer mit offenem Buch vor seinen Augen, und wenn er bei seinem privaten Aufsagen nicht weiterkam, dann warf er einen ganz geheimen Blick auf das Buch und wusste weiter. So kam er in die Schule mit gutem Gewissen und im Bewusstsein, dass er für das Aufsagen bestens vorbereitet sei. Tatsächlich konnte er wenigstens anfangen. Er stand also zum Aufsagen auf, begann mit dem Text, kam glücklich bis zum dritten Wort und blieb, zu seiner großen Überraschung, stecken. Ich befahl ihm sofort weiter zu lernen und hörte ein fleißiges Mädchen, das ohne Fehler aufsagte. So machte ich einige Zeit weiter und kehrte zum lieben Hans zurück. Auf meine Frage, ob er es jetzt inzwischen gut gelernt hatte, antwortete er mit voller Überzeugung, jetzt alles zu können, denn gelernt hatte er ja zu Hause und gelernt hatte er jetzt in der Schule, aber eben mit offenem Buch vor den Augen. Also stand er wieder auf und kam drei Worte weiter als beim ersten Aufsagen. Dann musste er den Mund zumachen. Also kamen wieder die anderen dran und er lernte mit offenem Buch weiter. Wie lang denn? Bis er den ganzen Text kannte. Er nahm diese meine lästige Art in keiner Weise übel. Im Gegenteil! Wir verstanden uns immer besser.

Als das Wort Jesu über die Feindesliebe auswendig zu lernen war, da brachte er mich an die Grenze meiner Weisheit. Der Text lautete: „Euch aber, die ihr zuhört, sage ich: Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen! Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch beschimpfen! Dem, der dich

auf die eine Wange schlägt, halt auch die andere hin und dem, der dir den Mantel wegnimmt, lass auch das Hemd!“ (Lk 6,27 – 29). Es dauerte nach der oben beschriebenen Methode lange bis er den Text ohne Fehler aufsagen konnte. Aber schließlich klappte es. Da ich sehr viel Mühe dafür aufbringen musste, wünschte ich, dass er vortrete und vor der ganzen Klasse die anspruchsvollen Worte Jesu aufsage. Gern tat er es nicht, aber ich versicherte ihm, dass er jetzt eine gute Figur mache. Perfekt sagte er auf. Ich machte ihm dafür ein kleines Kompliment. Er strahlte und schaute mich als Sieger über sich selbst an.

Ich muss jetzt eine Einfügung machen, denn wie gesagt, der liebe Hans war ja inzwischen einer geworden, dem ich sehr bekannt war. Ich hatte gemerkt im Laufe des Jahres, dass er sehr schlagfertig war und oft sehr treffende Bemerkungen machte und auch wagte. So hatte er einmal, als ich mit meiner Methode nach seiner Auffassung unerträglich wurde, sofort seine Bemerkung gemacht. „Herr Dekan, heute bist Du sehr nervös!“ Es blieb mir nichts anderes übrig, als in seinem Stil zurückzugeben: „Wenn du mehr lernst, ist meine Nervosität vorbei.“ Ich dachte nach, woran er erkennen konnte, dass ich heute nervöser war als andere Male. Ich merkte aber nichts. Doch dann fiel mir ein, dass ich in der Nacht bis 3 Uhr in der Früh am neuen Gesangbuch gearbeitet hatte. Also recht hatte er sicher, auch wenn ich es nicht merkte.

Nachdem er so gut aufgesagt hatte, wollte ich auch sehen, was er vom Wort Jesu verstanden hatte. Ich erwartete eine schöne christliche Antwort. Meine erste Frage war einfach: „Hast du verstanden, was Jesus gesagt hat?“ Klar, sagte er, alles verstanden zu haben. Dann die Probe: „Wenn dir jemand eine Watsche versalzt, was tust du?“ Ich war nicht mit dem Satz fertig, da kam die Antwort wie ein Schuss daher: „Ich gebe ihm sofort

zwei zurück!“ Ich war total überrascht. Er musste mir den Text noch einmal aufsagen. Dann, wieder die gleiche Frage und wieder wie geschossen, die gleiche Antwort. Ich wollte wirklich wissen, wann er die Konsequenzen aus dem Text ziehen werde. So stellte ich ihm wieder und wieder die gleiche Frage. Hast du die Worte Jesu verstanden? Wieder ja, dann ohne zucken, wieder und wieder die gleiche Antwort. Mit der Zeit zweifelte ich an meiner Methode: Führte sie zur Einsicht, oder half sie ihm, seine Meinung zu festigen? Viele lange Erklärungen hatte ich in der Klasse reichlich gegeben. Ich verließ den Text und fragte ihn als Dekan zu Schüler: „Hans, willst du ein Christ sein?“ Da kam es nicht geschossen, aber ganz ehrlich und ruhig: „Ja“. „Dann darfst du nicht Watschen zurückgeben. Jesus am Kreuz hat das auch nicht getan. Du versuchst sicher auch, es nicht zu tun. Ich versuche auch, es nicht zu tun.“

Die Fronleichnamsprozession mit bester Folklore

Für die Prozession am Fest Fronleichnam hat es im Pfarrgemeinderat eine Sitzung gegeben, bei der die Liste aller Mitarbeiter durchgearbeitet wurde, um eine funktionierende Abwicklung zu garantieren. Es muss ein frohes Zusammenspiel verschiedener Riten, sowie die Bereitstellung von Heiligenbildern, Trachten, Fahnen, Lautsprechern, Kerzen usw. garantiert werden und alles in eine Prozession eingebunden werden, die Festlichkeit ausstrahlt. Wenn es während der Prozession nicht klappen würde, weil die Träger mit ihren Statuen nicht genau wissen, wo sie sich einreihen müssen, die Vorbeter nicht wissen, wann sie sich einschalten sollen, wenn viele Mitarbeiter ihren Platz erst suchen müssen, dann würde die Festlichkeit

sich in Nervosität und Gelächter verwandeln. Es gibt in einer so feierlichen Prozession so viele Aspekte, die auf lange Traditionen zurückgehen und Leistungen, die lange voraus vorbereitet werden müssen. Man denke an die Musikkapelle, die nur auf Grund ihrer jahrelangen Proben gut spielen kann. Auch die Glocken, die seit Jahrhunderten am Turm hängen, läuten wie immer. Dies und vieles mehr hat ein Dorf als Kultur in sich. Das alles muss unbedingt einer Aussage gerecht werden: Es muss funktionieren.

An diesem gut vorbereiteten Fronleichnamsfest hat es perfekt funktioniert. Das war für mich, aber wohl auch für viele Mitarbeiter, eine echte Festfreude. Aber wohl noch viel mehr. Denn die Prozession ist ja eine feierliche Kundgebung des christlichen Glaubens. Im Mittelpunkt der Prozession wird das Allerheiligste Sakrament des Altares getragen. Alles Singen, Beten, Spielen gilt der Verehrung Jesu in seiner Gegenwart in der Hostie, die in einer glänzenden Monstranz unter dem „Himmel“ gezeigt wird. Alle Teilnehmer an der Prozession sind innerlich angesprochen, bewegen sich diszipliniert und versuchen christliche Gedanken im Gebet und Gesang zu sammeln. Jeder und jede wirft dauernd den Blick auf die ganze Prozession und erlebt, so darf man hoffen, die Freude auch des gemeinsamen Glaubens. Man hat die Möglichkeit das andächtige Benehmen aller zu sehen und gewinnt dabei den tiefen Eindruck einer gläubigen Pfarrgemeinde. Als Pfarrer habe ich mir wirklich gedacht, heute, besonders bei dieser Prozession, hat der Glaube aller Teilnehmer eine neue Stärkung erfahren. Die Prozession dauert lange, aber da gibt es niemand der klagt, dass es nie aufgehört hat, dass es langweilig war. Im Gegenteil. Ich war mir sicher, dass alle begeistert waren, alle dankbar waren für das Erlebnis eines echten Glaubensfestes.

Nach der Prozession haben die Ministranten und die Jugendlichen, die besonders mitgeholfen haben, eine kleine Stärkung in der Sakristei bekommen. Es kam zu einer gemütlichen Runde, in der man über vieles sprach, aber immer wieder kehrte das Gespräch zur Prozession zurück. Ich fand alle in einer echten Festtagsstimmung. Über die Prozession wurden meistens kleine Pannen erwähnt, die zum Teil sogar witzig klangen, zum anderen Teil eine Geschicklichkeit beschrieben, die es ermöglicht hatte, alle Schwierigkeiten unauffällig zu beheben. Man glaubt gar nicht, wie nahe die Gefahr eines Missgeschickes dauernd die Prozession begleitet.

Doch ich wollte besonders von den Jugendlichen ein Wort eines frohen Festerlebnisses, vielleicht eines Glaubenserlebnisses hören. Deswegen stellte ich eine direkte Frage an einen der Jugendlichen: „Hat dir die Prozession gefallen?“ Ich erwartete mir ein begeistertes „Ja“. Der Jugendliche aber bewegte den Kopf hin und her und wusste nicht recht, was er auf diese Frage antworten sollte. Eines schien leider klar zu sein: Begeistert war er sicher nicht. Aber ich insistierte: „Hat es dir nicht gefallen?“ Ausweichend: „Es hat schon gut funktioniert.“ Das war immer noch zu unklar. „Hat es dich nicht irgendwie zum Nachdenken gebracht, dass du Freude am Glauben gespürt hast?“ Jetzt waren alle still, er auch. Die Frage über die Freude und die Freude am Glauben fand er bei den Haaren herbeigezogen. Als ob die Prozession mit dem Glauben eigentlich nichts zu tun hätte. Jedenfalls dieser Zusammenhang lag im fern. Ich konnte das nicht verstehen und bohrte weiter: „Hat dir die Prozession keinen Eindruck gemacht?“ Wohl einen Eindruck gab er zu, aber nicht einen guten. Denn nach seinem Empfinden hat alles nicht recht zusammengepasst. Ich bat um nähere Erklärung. Die blieb nicht aus, sie war kurz und bündig: „Mir hat alles den Eindruck eines Waldfestes gemacht. Besonders die Musikkapelle hat mich an Bier erinnert.“

Schlussbemerkungen: Einerseits hat sich der Pfarrgemeinderat sehr bemüht für das Funktionieren, aber nicht für den Glauben. Andererseits hat die Gesellschaft kirchliche Kulturelemente ohne Bedenken für wirtschaftliche Zwecke immer wieder verwendet und dadurch sie mit weltlichen Assoziationen verfremdet. Beides mag man in guter Meinung zu einer festlichen Prozession zusammenfügen, aber wer den Glauben nicht sucht, wird ihn nicht finden.

Die Führung der SKJ muss auf das gleiche Ziel blicken

Fragt man einen Jugendführer, was er sich von der Pfarrjugend erwartet, dann antwortet merkwürdigerweise jeder etwas anderes: Gemütliches Beisammensein, Freundschaft, gute Organisation, Aktionen, die ankommen, Festtage, Reisen, Jugendmessen, Partys, Wallfahrten usw. Stellt man die gleiche Frage an die Pfarrer, so fallen die Antworten etwas religiöser aus, aber nicht einheitlich. Jeder Pfarrer erwartet sich von der Pfarrjugend etwas anderes.

Wenn man in einer Gruppe eine Bergwanderung organisieren will, leuchtet es gleich ein, dass alle auf den gleichen Berg steigen müssen. Nicht gut ist es, wenn einzelne einen anderen Berg im Kopf haben. Denn es würde sich bald eine Unzufriedenheit bemerkbar machen, mit der Zeit würden unnütze Diskussionen geführt werden, ja sogar Streit könnte den Ausflug kompromittieren und statt Freundschaft, Krisen herbeiführen.

Deswegen war es mein Bemühen, alle Mitarbeiter dahin zu bringen, dass sie ehrlich das gleiche Ziel verfolgen sollten.

Das ist umso schwieriger, je mehr Personen mitbestimmen. Es muss Bereitschaft bei allen vorhanden sein, die Zeit zu opfern, die die Zielfindung beansprucht. Es braucht viel Gespräch, viel Hören auf jede Meinung. Mit der Zeit erst merkt man, wie weit auseinander die einzelnen denken. Das ist auch die Phase, in der die Geduld und das Zuwarten auf die Probe gestellt wird. Wer war geduldiger, die Pfarrer oder die Jugendlichen? Auf beiden Seiten meldeten sich solche, die schnell zur Tat, zur Durchführung übergehen wollten. Doch hat immer noch jeder ein anderes Ziel im Kopf gehabt. Also muss der endgültige Beschluss verschoben werden und es muss Zeit gegeben werden, Einheit im Ziel zu gewinnen. Man möchte es nicht glauben, wie viel Mühe und Zeit oft notwendig sind für eine einheitliche Entscheidung. Wir trafen uns alle einmal in der Woche. Erst nach vier Monaten war es möglich ein gemeinsames Ziel zu formulieren. Das Ziel lautete: „Es soll der Glaube der Jugend gefördert werden.“

Was aber fördert den Glauben? Diese Frage wurde sehr verschieden beantwortet. Die Jugendlichen gingen sofort über auf verschiedene fromme Vorschläge, die ich fast alle dadurch entkräften musste, weil sie den Glauben schon voraussetzten. Die Pfarrer waren viel vorsichtiger. Ich wusste, dass sie die richtige Antwort auf der Zunge hatten, aber diese Antwort wollten sie nicht sagen, weil sie ahnten, dass sie dadurch unsere gewöhnlichen Programme umwerfen und viele Jugendliche gleich verschrecken würden. Doch ich gab nicht nach: Was fördert den Glauben? Es zeigte sich, dass alle es ernst meinten mit der Seelsorge für die Pfarrjugend. Sie hielten lange mit dem Suchen nach der richtigen Antwort inne. Schließlich war es klar, dass nur die Pfarrer die richtige Antwort geben könnten. Ich versuchte der erschreckenden Antwort, die jeder Pfarrer wohl im Kopf gehabt hätte, nahe zu kommen, aber mit Diskretion.

Ich sagte: „Denkt jetzt lateinisch!“ Die Antwort kam: „Fides ex auditu“ vom hl. Paulus. „Der Glaube kommt vom Hören des Wortes Gottes.“

Jetzt standen wir alle vor einer großen Risikofrage. Wir mussten die Bibel in die Hand nehmen. Getrauen wir uns, mit der Bibel uns an die Jugend zu wenden, an die heutige Jugend? Es waren alle sehr skeptisch. Wir hatten so lange das Ziel geklärt, dass alle einverstanden waren, irgendwie das Wort Gottes den Jugendlichen hören zu lassen. Die Bibel ist ein dickes Buch, man muss einen Abschnitt aussuchen, der aber nicht zu lang sein sollte. Da ich bei den Studenten in der Oberschule mit den Psalmen eine sehr gute Erfahrung gemacht hatte, schlug ich einen Psalm vor. Die Gruppe wählte dann den Psalm „Miserere“ 50/51, den man bei Begräbnissen singt. Da aber niemand von den Jugendlichen recht wusste, was ein Psalm ist, bereitete Albert, ein brillanter Jugendlicher, gern einen Vortrag über die Psalmen vor. Die Gruppe war beeindruckt, ich auch, der konnte reden. Dann kam wochenlang die Erklärung des Psalms. Die Jugendführer in der Gruppe hörten jetzt das Wort Gottes. Es kam eine Atmosphäre der Freundschaft in der Gruppe auf. Freude und Dankbarkeit gaben auf einmal viel Hoffnung.

Es blieb noch die Organisation der Begegnung mit den Jugendlichen in den Pfarreien, die ganz in die Hand der Jugendführer gelegt wurde. Sie gingen zu zweit in alle Pfarrkirchen des Dekanates Abtei, um bei den Gottesdiensten die Jugendlichen aller Pfarreien zu den Treffen einzuladen. Nur eine Regel hatte ich vorgegeben. Es sollte, wie die Jugendlichen wünschten, ein Pfarrer bei jedem Treffen dabei sein, aber er sollte das Wort nur ergreifen, wenn er ausdrücklich darum gebeten wurde. In allen Pfarreien wurde von den Jugendlichen der Psalm erklärt. Während diese Aktion durchgeführt wurde, erkrankte ich, was mir

sehr recht war. Alles verlief nach Programm. Viele Jugendliche kamen. Es kamen auch Erwachsene, die ausdrücklich nicht ausgeschlossen wurden. Ein Kompliment bekam ich: Man sollte öfters diese Jugendvorträge anbieten. Leicht gesagt! Zudem die Feststellung: die beklagte Wurstigkeit der Jugend von heute entpuppte sich als Fehlinterpretation.

Die JugendführerInnen treten zurück

Ohne Jugendführer kann kein Seelsorger die Gruppe der Pfarrjugend betreuen. Es kommt in der Jugendgruppe dauernd vor, dass jemand nicht mehr mittut. Schon das ist immer ein wahrer Schmerz, aber die Gruppe lebt trotzdem weiter. Aufregend wird es, wenn die ganze Jugendführung zurücktritt, dann geht es nicht mehr weiter. So dramatisch solche Momente aussehen, kann es oft höchst notwendig sein, zu überlegen, was schiefgelaufen ist und wie sich die Jugendarbeit weiterführen lässt.

In Brixen hat es sich im Herbst bei Beginn des neuen Arbeitsjahres gezeigt, dass trotz fleißiger Einladung, schriftlich und mündlich, nur zwei Burschen und nur zwei Mädchen sich zum Treffen der Jugend einfanden. Die Enttäuschung war auf beiden Seiten sehr groß. Die Jugendlichen sagten es klar heraus: „Es hat keinen Sinn, dass wir uns noch weiter bemühen, die Zeiten haben sich stark geändert, es ist nicht mehr wie früher! Wir steigen aus.“ Auf meiner Seite war die Enttäuschung nicht minder groß, mit dem Unterschied, dass ich nicht aussteigen konnte. Ich war sehr genervt, dauernd einzuladen, dauernd zu betteln, wobei ich wusste, dass viele nur kamen, um mir den Schlaf nicht zu verderben. Doch hatte ich bei einer Schulung der Kooperatoren gelernt, dass man eine Gruppe dadurch zum

Leben bringen kann, dass auch wenige Personen, aber immer alle miteinander und immer die gleichen, sich regelmäßig treffen, bis nach längerer Zeit ein Zusammengehörigkeitsgefühl heranreift. Dem Herrn Dekan beschrieb ich die Situation und bat ihn, die Jugendarbeit drei Monate, also bis Jänner aussetzen zu dürfen. Stattdessen schlug ich vor, mich dreimal in der Woche mit den vier bereitwilligen Jugendlichen zu treffen und Programme und Methoden zur Jugendarbeit festzulegen. Der Dekan gab mir zu verstehen, dass er den Vorschlag riskant fand, aber er stimmte doch ausnahmsweise zu: „Weil Du es bist!“ Es war ein Glück, dass die vier Jugendlichen zu den besten Oberschülern zählten und dass sie fast begeistert zustimmten. Ich war überzeugt, dass eine Ursache der Krise darin bestand, dass die Jugendstunden oberflächlich vorbereitet wurden, und dass viel auf Improvisation fußte. Sich für die Vorbereitung Zeit nehmen, stärkt immer die Motivation. Die Gruppe lebte wieder auf und man spürte mehrere Jahre neues Leben.

In Abtei meldeten sich die Jugendführer/Jugendführerinnen schon nach einem Arbeitsjahr. Dort wollte ein Dutzend Leaders aussteigen. Bei einer Krisensitzung zeigte sich, dass die Jugendlichen sehr enttäuscht und entmutigt waren. Die Probleme waren viele, sie wurden auch angesprochen, aber ich musste ihnen unbedingt verständlich machen, dass die Jugendarbeit eine schwere Arbeit ist. Dankbarkeit und Komplimente darf man sich kaum erwarten. Beleidigungen muss man zu ertragen lernen, da es ja so ist, dass jeder selbst entscheidet, ob er sich beleidigen lässt. Wer sich von jedem beleidigen lässt, ist gezwungen, das zu tun, was die anderen wollen. Wer sich nicht beleidigen lässt, bleibt selbst frei und tut, was er für richtig findet. Nach einer längeren Beschreibung, wie man mit den Jugendlichen umgehen soll und welche Ziele wir hatten, noble Ziele zu erreichen, nämlich, den Glauben der Jugendlichen zu fördern,

stellte ich die Vertrauensfrage: „Wer ist bereit mir, als Dekan, bei der Arbeit mit der Jugend zu helfen?“ Ich war sehr besorgt, denn wenn sie die Mitarbeit abgelehnt hätten, wäre es schwer gewesen andere Mitarbeiter zu motivieren. Der Jüngste hob die Hand auf: „Ich helfe ihnen gern!“ Ich dankte ihm sehr. Dann kamen die anderen alle der Reihe nach. Wir hatten beschlossen uns regelmäßig zu treffen, die Probleme auszusprechen und uns für die Abhaltung der Jugendgruppe vorzubereiten.

Dieselbe Krise trat auch in Vahrn auf und auch am Ende des ersten Arbeitsjahres. Es blieben letztlich drei Mädchen und ein Bursche zur Mitarbeit bereit. Sie waren die ältesten Leaders. Bei einer Krisensitzung kam eine Klage über meinen Führungsstil, die ich unsachlich fand. Da der Sprecher seine Kündigung und die Kündigung der Mädchen meldete, konnte ich schließlich nur für ihre mehrjährige Arbeit, die ich nicht kannte, danken. Seine letzten Worte lauteten: „Ich werde mit Ihnen nicht mehr weiter mitarbeiten, solange es nicht wieder gut funktioniert!“ Der Sprecher stand auf und verließ die Sitzung. Es war fast sicher, dass die Mädchen, wie ausgemacht, ihm folgen würden. Doch die Mädchen blieben sitzen. Eines fragte: „Herr Pfarrer, was machen Sie jetzt?“ Es war jedenfalls eine gewisse Würde in dieser Frage. „Ich werde die Jugend nie verlassen. Ich beginne von Neuem. Sollte es sein, dass keine Jugendlichen herkommen, werde ich sie zum Beispiel daheim besuchen. Es gibt viele Möglichkeiten für die Jugend zu sorgen.“ Die Mädchen schauten sich an und sagten ihre Mitarbeit der Reihe nach zu, zuerst das erste, dann das zweite und schließlich das dritte. Jedes Mal dankte ich für das Versprechen. Daraufhin blieben wir noch lange sitzen und besprachen in großen Zügen die Programme für den kommenden Herbst. Im Herbst erschien der ausgetretene Jugendführer und wollte die Führung der Jugendarbeit des beginnenden neuen Arbeitsjahres ohne Aussprache mit den

verbliebenen Führerinnen und mir wieder übernehmen. So einfach ließ ich es nicht laufen. Probleme soll man nicht unter den Teppich kehren und tun, als ob nichts gewesen wäre. Er musste wegbleiben.

Die Jugendtreffen fanden dann jahrelang wöchentlich statt. Es ist oft so, dass sich verschiedene Probleme ergeben. Kündigungen zeigen, dass die Orientierung und die Motivation der jungen Menschen sich ändern, ja auflösen kann, zeigt aber gleichzeitig auch, dass die Jugendarbeit von den Jugendlichen selbst idealisiert wird. Auch in der Jugendarbeit ist es ratsam das Kreuz der Entzweiung nicht zu verschweigen.

Die Kindermesse kam bei den Eltern sehr gut an

Die Nachkriegsjahre waren schon gesegnet von den Früchten der liturgischen Bewegung. Es war nicht mehr gut möglich eine lateinische Messe, die die Kinder nicht verstanden, ohne Bedenken anzubieten.

Um den erwachten Wunsch, die Texte der heiligen Messe verstehen zu können, führte man die sogenannte Kindermesse am Sonntag ein. Das war eine erfrischende Neuheit. Es wurde alles „kindgerecht“ gefeiert. Zuerst pflegte man dabei besonders den Gesang durch wöchentliche Singproben, zu denen fast alle Kinder kamen. Tatsächlich sangen sie begeistert bei der Messe und erfreuten sehr die Erwachsenen.

Dann kam die Predigt dran. Auch diese wurde kindgerecht gehalten. Diese Neuheit der Kindermesse bot einen großen Vorteil, der die Eltern fast begeistern konnte. Alle Kooperatoren

hielten nämlich damals Religionsunterricht und konnten auf Grund ihrer großen Erfahrung optimal die Kinder ansprechen. Durch die Kinderpredigt konnte man schon sogar Komplimente hören, wie „so einfach, so rührend und so verständlich seien jetzt die Predigten“. Die Neuerung führte tatsächlich dazu, dass sich die große Pfarrkirche von Brixen bis zum Rand füllte.

Inzwischen hatte ich in den 70er Jahren die schöne Pfarrei Tils übernommen. Dort hörte ich gelegentlich die Mütter klagen, wie schwer es geworden sei, die Kinder zur täglichen Schülermesse zu bringen. Nur wenn ein Elternteil mitging, gelang es. Für den Sonntag wurde der Wunsch immer deutlicher, es sollte die Predigt unbedingt kürzer werden, also nach dem klaren Spruch „in der Kürze liegt die Würze“. Warum dieser verbreitete Wunsch nach Kürze? Hatten die Glaubenswahrheiten ihren früheren Glanz verloren?

Besonders beeindruckt blieb ich an einem Ostersonntag. Es wurde sehr feierlich gefeiert, mich berührte es tief. Doch von den Jugendlichen redete niemand über die schöne Messfeier. Ich fragte einen Jugendführer, ob er am Ostersonntag an Jesus den Auferstandenen gedacht habe und ob er sich über ihn gefreut habe. Er wunderte sich über meine Frage, aber blieb im Gespräch. „Was hast du bei der Messe am Ostersonntag empfunden?“ Er gab mir eine ehrliche Antwort: „Ich habe eine große Feierlichkeit empfunden!“ Bei einer weiteren Frage, ob er an den Auferstandenen gedacht hatte, kam ein klares „Nein“, an ihn habe er nicht gedacht.

Gern hätte ich mit Erwachsenen Männern darüber geredet, aber ich hatte mit den Männern kaum eine solche Beziehung, dass ich über ihr Empfinden bei der Ostermesse reden hätte können. Doch der Herr half mir in dieser Hinsicht. Bei einem

Besuch bei einer Familie, saß ich mit einem Vater, der etwas älter war als ich, an seinem Tisch und das Gespräch gelang fast wie unter zwei Freunden. Ich war sehr beeindruckt von der Ehrlichkeit dieses Vaters und vor allem von seiner Hochschätzung des Glaubens. Ich stellte ihm die Frage, ob er beim Ostergottesdienst an Jesus den Auferstandenen gedacht hatte. Ich hatte die Grenze der Vertraulichkeit erreicht, doch antwortete er in seiner Aufrichtigkeit mit einem sehr empfundenen „Ja“. Und fügte hinzu, das sei auch der Grund, warum er gern zur hl. Messe gehe.

Doch dann fuhr er weiter. Er bezog sich auf die Kindermesse in der Pfarrkirche von Brixen. Er war früher aus alter Tradition immer zur Sonntagsmesse nach Brixen gegangen. Die Neuheit der Kindermesse überzeugte ihn nicht ganz. Wegen der Predigt. „Ich höre nicht gern eine Predigt für Kinder, ich bin ja ein Vater und habe andere Pflichten als Christ, als die Kinder. Ich fühle mich als Vater nicht angesprochen. Ich verstehe nicht, dass so viele Eltern zu dieser Messe gehen. Die brauchen doch alle eine Predigt für Erwachsene. Praktisch wird diesen Eltern durch die Kinderpredigt die Predigt genommen. Deswegen komme ich seither immer nach Tils zur Sonntagsmesse.“ Ich bekam von ihm sogar eine Ermutigung.

Eine so deutliche Auslegung der Kindermesse hatte ich nie gehört. Schnelle und praktische Lösungen von Gottesdienstproblemen, die „ankommen“, sollte man mit Vorsicht durchführen und bewerten.

Die Kraft des Schönen

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brach in Südtirol unerwartet eine neue Gefahr herein. Es verbreitete sich die Drogensucht und immer mehr Jugendliche fielen ihr zum Opfer. Es war der Priester Don Giancarlo Bertagnolli, der vom Bischof Gargitter den Auftrag erbat, sich hauptamtlich den Drogensüchtigen widmen zu dürfen. Er gründete dafür den Verein „La strada – Der Weg“ und ging das Problem mit seinem Team mutig an.

Um wirksame Behandlungsmethoden kennenzulernen bereiste Don Giancarlo ganz Italien. In Florenz hatte der Erzbischof ein Haus zur Verfügung gestellt und ein Team aufgebaut, das schon etwas älteren Drogensüchtigen, die bereits Familie hatten und einer Arbeit nachgingen, half, von ihrer Sucht loszubringen. Die Abhängigen hatten alle schon mehrere Entwöhnungskuren hinter sich, die leider wirkungslos blieben, weil sie die Wurzel der Sucht nicht beseitigen konnten. Zudem waren sie allesamt heroïnabhängig, was ein Loskommen von der Sucht nochmals stark erschwerte. Da sie ihre Arbeit glücklicherweise nicht verloren hatten und diese auch nicht unterbrechen konnten, entwickelte das Expertenteam einen neuen Therapieansatz.

Um diese alternative Methode kennen zu lernen, fuhr Don Giancarlo mit einer Gruppe von Priestern nach Florenz. Ich war mit dabei. Wir trafen uns dort mit acht geheilten Personen und einigen der Therapeuten und ließen uns von ihnen den Therapieansatz erklären.

Die Methode sah in einem ersten Schritt vor, dass eine kleine Gruppe von vier bis fünf Drogenabhängigen sich dreimal in

der Woche abends drei Stunden lang traf, um einander zu erzählen, wie der Drogenkonsum in den vergangenen zwei Tagen bei ihnen konkret ausgeschaut hatte. Das scheint sehr einfach zu sein, wenn es den einen Haken nicht gäbe: Drogensüchtige lügen, was das Zeug hält. Sie belügen sich selbst und auch die anderen. Diese Tendenz zum Lügen musste in den Augen der Gruppenleiter zuallererst beseitigt werden, um von der Sucht loszukommen. Deswegen mussten sich die Teilnehmer so lange neun Stunden pro Woche gegenseitig von ihrem Heroinkonsum erzählen, bis sie endlich fähig wurden, das Lügen aufzugeben und die Wahrheit angstfrei und ungeschönt auszusprechen. Das ist nicht einfach und dauert – wie man uns zu unserem großen Erstaunen mitteilte – oft bis zu vier Monaten.

Sobald die Therapiegruppe gelernt hatte, zur Wahrheit zu stehen, begann die zweite Phase: Die Drogenabhängigen sollten sich nun in den Gruppenstunden gemeinsam mit etwas beschäftigen, was ihnen große Freude macht, und ein Glücksgefühl auslöst.

Den Beschäftigungsgegenstand konnten sich die Gruppen selbst auswählen: Eine Gruppe setzte sich mit der Geografie der Türkei auseinander, eine andere mit der „Divina Commedia“ von Dante, wieder eine andere mit der Oper „Aida“ von Giuseppe Verdi. Ziel der Auseinandersetzung war es nicht, sich etwas anzueignen, um damit eine Prüfung zu bestehen oder eine Qualifikation zu erwerben. Vielmehr sollten sie die Schönheit entdecken, die in diesen Beschäftigungsgegenständen verborgen lag, und sich gemeinsam daran freuen. Die Rechnung ging auf. Die Themen begannen sie immer mehr zu faszinieren, was ihnen eine so große Freude und Erfüllung schenkte, dass sie das Heroin mit seiner euphorisierenden Wirkung nicht mehr brauchten.

Ich konnte dies kaum glauben und fragte deshalb nach, ob ich nicht etwas falsch verstanden hatte. Doch man bestätigte mir, dass es wirklich die gesuchte und gefundene Schönheit war, die die Menschen schrittweise von der zerstörerischen Sucht losbrachte. Ich war sprachlos. Neben mir saß Don Giancarlo. Ich schaute ihn erstaunt an und sagte zu ihm: „Denk an unsere Schulen!“. Die Felder, die diese Schönheit verborgen hielten, waren ja alles Schulfächer: Geografie, Literatur, Kunst, Musik, Geschichte etc. In allen diesen Fächern konnte man Schönheit entdecken, wenn man sich mit ihnen beschäftigt.

Wieso kommt es dann aber, dass sich Studentinnen und Studenten fast immer freuen, wenn eine Schulstunde ausfällt und geradezu jubeln, wenn ein ganzer Schultag ins Wasser fällt? Und waren die Jugendlichen, die drogensüchtig wurden, nicht fast alle Studierende? Was macht den Unterschied, dass die Beschäftigung mit denselben Themen den einen das Leben schwer macht, während sie anderen hilft, von einer hartnäckigen Sucht loszukommen? Die Antwort ist einfach: Den einen geht es nur um den äußeren Nutzen, die guten Noten und den Erhalt von Qualifikationen, während die anderen zur echten Schönheit und wirklichen Wahrheit vordringen. Wer nur die Nützlichkeit sucht, bleibt innerlich leer und arm, wer zur Schönheit und Wahrheit vordringt, und diese auskostet, wird reicher und zufriedener. Genau das erlebten die Süchtigen. Indem sie sich neun Stunden pro Woche gemeinsam mit ihrer Thematik auseinandersetzten und immer tiefer in sie eindrangen, entdeckten sie allmählich, wie sehr sie diese fasziniert und wie viel Schönes und Wahres sie für sie bereithält. Freilich brauchte es dafür einen langen Weg mit viel Anstrengung und Ausdauer, bis sich Genuss und Freude einstellten und der Sucht ihr Fundament entzogen.

Dieser Besuch in Florenz hat mich sehr zum Nachdenken gebracht. Ich habe seitdem in meinem Unterricht versucht, das Schöne und Wahre mehr aufleuchten zu lassen als die Nützlichkeit. In unserer Leistungsgesellschaft ist das nicht einfach, aber ungemein wichtig und notwendig.

Die Ministranten fluchen schrecklich beim Fußballspiel

Von der Plose bei Brixen kann man gegen Norden hinuntersteigen zur Ochsenhütte und von dort Richtung St. Leonhard kommt man durch den Wald zu einem Platz, der umgeben ist von Bäumen, schön eben da liegt, als hörte man ihn rufen: „Kommt her, bei mir Fußball zu spielen.“ Diesen Ruf habe ich einmal angenommen und bin mit meinen Ministranten von Tils über Brixen hinauf nach St. Leonhard gestiegen, von dort hinauf durch den Wald bis zum romantischen Fußballplatz hochgegangen. Das war schon eine Leistung, aber nach einer Jause am Rande dieses schönen Platzes konnten die Mittelschüler schon nicht mehr ruhig sitzen. Also dann wird eben endlich Fußball gespielt. Ein 20-jähriger Altministrant half mir. Er stellte die Mannschaften auf und pfiff das Spiel an. Ich benutzte die Zeit zum Brevier beten. Unter einer breiten Fichte im Schatten kam sogar die Andacht auf. Ich ließ mich nicht sehr stören, denn der Jugendliche war ein guter Schiedsrichter. Während ich die heiligen Worte der Psalmen betete, überhörte ich die Schreie der Kinder. Dazu hatte ich schon meine Übung, denn ich pflegte oft in dieser Weise mein priesterliches Gebet in der Nähe meiner Jugendlichen zu verrichten. Doch auf einmal vernahm ich italienische Worte. Ich spitzte die Ohren. Was ich hörte, war entsetzlich: Fluchworte gegen Gott, gegen die Madonna und gegen

Jesus selbst. Verbale Pornografie bestimmte die göttlichen Namen so frech, wie ich nie Fluchworte gehört hatte. Ich war vielfach in der italienischen Seelsorge tätig. Die Italiener fluchen bekanntlich gern. Aber, in der Nähe eines Priesters nehmen sie sich zurück. Ich kann gar nicht beschreiben, wie unerhört es klang, was die Spieler meistens schreiend daher fluchten. Ich ließ sofort das Spiel unterbrechen und mit einer gewissen Strenge wies ich sie an, mit dem Fluchen sofort aufzuhören. Da war ich sehr naiv mit dem Wort „sofort“. Als sie weiterspielten ging ich wieder zurück zum Schatten meiner großen Fichte und versuchte mit Andacht weiter zu beten. Nach ein paar Minuten hörte ich schon wieder Fluchworte daher schreien, als würden sie mich steinigen. Brevier zu, Stopp pfeifen und jetzt Predigt mit dem Schlusswort: „Habt ihr verstanden!“ Alle gaben ihr Amen mit einem gemeinsamen „Ja“. Wieder suchte ich den unschuldigen Schatten meiner Gebetsfichte. Ich kam nicht weit, dass die lauten Fluchworte mich einholten. Ich rief sie alle zusammen versuchte ihnen zu erklären, was die Worte, die sie daher sagten, bedeuteten. Sie verstanden die Worte nicht. Sie kamen alle aus deutschen Familien und konnten daher diese Fluchworte nicht zu Hause gelernt haben. „Seit wann habt ihr angefangen so zu fluchen?“ Es stellte sich heraus, dass sie in der deutschen Mittelschule eine Professorin bekommen hatten, die beim Italienisch Unterricht in diesem Stil fluchte. Sie erzählten mir dann, dass die Eltern beim Direktor protestiert hatten und die Lehrperson von der Schule entfernt wurde. Das Fluchen blieb aber ordentlich hängen. So fand ich jetzt das Fußballspiel ein sehr geeignetes Mittel, den Ministranten das Fluchen abzugewöhnen. Sie spielten weiter, aber jetzt nicht mehr nur zur Unterhaltung, sondern mit einem klaren Erziehungsziel: Sich das Fluchen abzugewöhnen. Bei jedem Fluchwort wurde das Spiel abgepfiffen. Der Junge Schiedsrichter war sehr konsequent.

Die Freude am Spiel war so groß, dass die Ministranten alle Mühe aufbrachten, die Fluchworte zu vermeiden. Klar, dass ich sie spielen ließ, bis sie nach langer Zeit genug hatten.

So traurig mich diese fluchenden Ministranten gestimmt hatten, war ich doch froh, etwas getan zu haben, um sie zu bessern. Als Seelsorger bin ich der Meinung, dass bei Aktionen, die man als Pfarrei für die Jugend plant und durchführt, sich möglichst selten damit begnügen sollte, als Ziel der Aktion nur Spaß gelten zu lassen. Vielmehr sollte jede dieser Aktionen bezwecken, einen erzieherischen Gewinn zu erreichen. Wenn die Pfarreien oder die kirchlichen Jugendgruppen nur beitragen unsere Spaßgesellschaft zu fördern, dürfen sich die Organisatoren nicht wundern, dass die Mühe für die Jugend so wenig bewirkt. Das ist besonders wichtig für religiöse Ziele.

Die Musikart spaltet die Jugend eines Dorfes

Wenn man einen Blick auf unsere Gesellschaft wirft, dann hat man den Eindruck, dass unsere Gesellschaft aus mehreren Gesellschaften besteht. Dieser Eindruck wird schon sichtbar in einem kleinen geschlossenen Dorf. Ich war Pfarrer in einer Pfarrei mit 300 Seelen, die eine geschlossene Gemeinschaft zu sein schien. Sie sprachen alle die gleiche Sprache, Deutsch, und hatten von der Geschichte her alle die gleichen Wurzeln. Sie waren auch alle katholisch und hörten alle die gleichen Glocken läuten. Als Pfarrer rechnete ich damit ein einheitliches Denken und Fühlen vor mir zu haben. Doch gar bald wurde ich eines Besseren belehrt.

In der Jugendgruppe hörte ich immer wieder die Klage, es sei langweilig im Dorf, weil nichts los sei. Die Langeweile ist

ein Alarmzeichen für den Seelenzustand, wie das Fieber ein Alarmzeichen für die leibliche Gesundheit ist. Die Klage war eine klare Schuldzuweisung an andere im Dorf, andere die unbekannt waren, von denen man erwartet hatte, dass sie erfinderisch und rührig die Langeweile der Klagenden vertrieben. Aber es wäre keinem einzigen Jugendlichen eingefallen aus der Not eine Tugend zu machen. Dieses Denken, ein egoistisches Denken, hat mich im ersten Moment immer mehr geärgert als beeindruckt. Doch dann reizte es mich, irgendwie die Jugendlichen wachzurütteln und zu einer Eigeninitiative zu führen. Eine unangenehme Frage war der Zünder. „Was könntet ihr selbst machen?“ Es kamen schon mutlose und aussichtslose Vorschläge, die aber freilich nicht viel nutzten. Unmotivierte Jugendliche zeigen sich meistens sehr sperrig. Schließlich kam eine Idee, die die Jugendlichen zu bewegen begann. Warum nicht einen eigenen Tanzabend organisieren?

Für den Tanzraum verwendete ich mich und die Lösung schien praktikabel. Dann kamen meine Auflagen für die Tanzzeit und für die Tanzdauer. Wann beginnen, wann aufhören. Das verlangte viel Diskussion und war für die Jugend eine klare einschränkende Pfaffenregel. Aber sie wurde akzeptiert, was nicht verwechselt werden darf mit eingehalten. Diese wichtige Unterscheidung kannte ich damals auch nicht gut, denn solche Probleme hatte ich bei meinem Philosophiestudium nicht analysiert. Die Frage der Tanzmusik wurde aufgeworfen, machte aber keine großen Probleme, weil eine Musikband sich die Pfarrjugend schon finanziell nicht leisten konnte und selbst hatte sie keine. Also war die Lösung ganz einfach bezüglich der Musikart, die auch erwähnt wurde, der ich aber keine Bedeutung beimaß, weil Schallplatten auswählen auch die Vögel könnten. Es kam so weit, dass das Tanzprogramm der Jugend stand und veröffentlicht werden konnte.

Wenn die Jugendlichen am Sonntag zur Messe kamen, gingen sie in die Kirche ganz natürlich: Zuerst Weihwasser nehmen, sich bekreuzen, hintenanstehen und dann war es schon. Zum Tanzraum gingen alle sehr merkwürdig, krebsartig: ein Stück vorwärts, dann quer, möglichst sich jemandem anschließen, Sprüche loslassen, für jede Kleinigkeit laut lachen, die Mädchen kicherten und beugten sich zueinander, suchten sich sogar zu umarmen. Jeder hatte seine Angst zu verbergen und jede tat das in „jugendlicher“, verfälschter Weise, dass jeder Erwachsene mit einem Blick die Unsicherheit erkannte, die die Jugendlichen durch ihr Verbergen erst recht erkennbar machten. In den Tanzsaal eintreten, ist für die Jugend ein großes Ereignis und Problem. Wenn sie in die Disco gehen, versuchen sie, sich schon vorher in einer Bar zu treffen, um sich zu Gruppen zusammen zu schließen. Wer hat den Mut, allein in die Disco zu treten? Doch dieses spannungsvolle Treiben schaute ich mir nicht an. Erst viel später ging ich zu den tanzenden Jugendlichen, um bei ihnen zu sein und auch um die Einhaltung des ausgehandelten Programmes zu unterstützen.

Da kam für mich die große Überraschung. Die Musik hörte ich schon von weitem. Doch verstand ich nicht, warum eine große Gruppe von Jugendlichen nicht im Tanzsaal war, sondern draußen im Freien sich aufhielt, nicht unbedingt lustig. Ich hatte den Eindruck, sie würden warten, so wie es aussieht, wenn bei den Schulausflügen, die Jugendlichen auf den Bus warten. Es hörte die Musik im Saal auf. Da strömten viele Jugendliche fast wie auf Befehl, vom Saal heraus. Das löste eine Gegenbewegung aus. Plötzlich strömten die Wartenden in den Saal hinein und die Herausgekommenen verhielten sich ihrerseits, als warteten sie auf einen Bus. Ich konnte diesen auffallenden Austausch nicht verstehen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als bei den Akteuren, um Information zu bitten. Der

Auslöser dieser merkwürdigen rhythmischen Bewegung war die Musikart. Wenn Ländler und Polkas aufgelegt wurden, floh die halbe Pfarrjugend ins Freie, wenn Rock und Ähnliches aufgelegt wurde, flohen die anderen. Es war undenkbar, dass sie gemeinsam mit der Musik der anderen Gruppe getanzt hätten. Doch so viel Gemeinschaft hielt ich für unbedingt notwendig in einer Pfarrjugendgruppe. Vorsichtig versuchte ich sie auf diese unchristliche Spaltung hinzuweisen. Dafür gab es kein Ohr. So viel Freundschaft war nicht zumutbar.

Das Thema Gemeinschaft in einer Pfarrjugendgruppe besprach ich mit den Jugendlichen in der Jugendstunde, die ich jede Woche mit ihnen hielt. Da gingen mir erst die Augen auf, welche Entfernung die Jugendlichen voneinander einhielten. Was soll man von einer Pfarrei denken, wenn schon die Jugendlichen im Musikerleben so verschieden voneinander sind, als wären es Ausländer mit verschiedenen Sprachen gewesen. Ich schlug einen weiteren Tanzabend vor, mit dem gleichen Musiksystem, um den Gemeinschaftsgeist in der Jugendgruppe zu üben und aufzubauen. Alle sollten trotz verschiedener Musikart gemeinsam tanzen, ohne Gruppenbildung. Das Ergebnis war eindeutig: Lieber nicht tanzen, als ein solches Opfer für Eintracht zu bringen.

Die Platzwahl bei einer schwach besuchten Messe

Die Bibelrunde ist eine Sitzung, die oft pastorale und liturgische Ideen einfallen lässt. Eine solche Idee war von einer Frau hervorgerufen worden, die sich wünschte, dass die Werktagmesse doch etwas lebendiger, anziehender werden sollte. „Diesbezüglich sollte man schon ‚a bissl etwas‘ tun?“ (a bissl eppas = dem Wortlaut ‚so wenig als möglich‘, gemeint aber fast so viel als Wunder wirken) Es ist eine zu praktische Frage, die in sich selbst schon die unausgesprochene Warnung enthält: „Ich erwarte eine Patentlösung“. Also eine Änderung, die möglichst wenig Bemühung kostet, wo möglichst andere die Initiative ergreifen und der Erfolg groß, wie ein Berg sein wird. Dass ein Pfarrer diese Lösung nicht anbieten kann, ist klar. Aber klar ist auch, dass das Anliegen sicher berechtigt ist. Deswegen war es gleich mein Bemühen irgendetwas vorzuschlagen, dass zwar mit einer gewissen Mühe aber doch zu einer größeren Lebendigkeit führen könnte. In solchen Fällen ist meistens für die Antwort wenig Zeit. Damals hatte ich Glück. Es fiel mir eine Idee ein, die ich sowieso schon immer vor Augen hatte und in kleinen Schritten zu erreichen suchte. Doch kaum war mir die Idee eingefallen, wusste ich auch, dass der Bibelkreis noch schneller war, sofort die nötigen Gründe dagegen aufzutischen. Um dem vorzubeugen, habe ich ein ziemliches Theater vorgeführt. Ich beteuerte in vielen Wendungen, dass ich die Idee hätte, aber meine Erfahrung warne mich schon gleich, diese Idee gar nicht mitzuteilen. Allerdings habe diese Idee den großen Vorteil, sie setze keine Schulung, auch keine weitere Vorbereitung voraus. Es sei schon etwas zu tun, aber genau etwas, was sowieso jede tut, jedes Mal wann sie zur Messe kommt. Trotzdem getraue ich mich nicht, diese Idee auszusprechen,

weil sie das ganze Dorf aufwecken könnte, nicht nur die Messe. Es könnte ein Gerede entstehen, aber allerdings über eine Tat, die total gut und unschuldig ist. Mit der Zeit machte ich eine Pause, in Erwartung, die Frauen würden, suggeriert von ihrer Neugierde, mich auffordern nun endlich die mysteriöse Tat mitzuteilen. Insoweit hatte ich bereits diesen Erfolg. Tatsächlich kam die Aufforderung: „Nun teilen Sie uns mit, was Sie vorschlagen wollen!“ Aber laut Erfahrung mehrerer Jahrzehnte hatte ich noch nicht lange genug Theater gespielt. Doch es gelang mir jedenfalls zwischen Ernst und Übertreibung die Glaubwürdigkeit aufrecht zu erhalten. Ich fuhr fort. „Ich muss es euch ehrlich sagen, es braucht dazu gar ein bisschen Mut.“ Dann bat ich sie, im Falle, dass sie diesen Mut nicht aufbringen wollten, sollten sie die Idee einfach als einen Vorschlag betrachten. Ich würde ihnen nichts nachtragen. Dann fügte ich noch hinzu, wenn nicht alle einverstanden sein sollten, wäre ja auch schon eine kleine Verlebensigung erreichbar, wenn nur einige zustimmen würden. Nächste Kunstpause. Jetzt kam keine Aufforderung mehr. Da dachte ich mir, jetzt werden sie den Vorschlag ernst nehmen. Doch konnte ich noch nicht verzichten eine fast dramatische Bemerkung zu machen: „Bitte, haltet euch jetzt fest am Stuhl.“

„Es geht um die Plätze in der Kirche.“ Ich bat sie einfach von der ersten Kirchenbank beginnend, beim Hereinkommen in der Kirche vorzugehen bis zur ersten Bank, diese voll zu besetzen und erst dann die zweite voll zu besetzen usw. Das würde einen ungeheuren Eindruck machen. Zuerst erwähnte ich den Gesang. Ihr werdet viel leichter und besser singen. Ihr werdet viel leichter bei der Messe dabei sein. Auch der Pfarrer ist mehr bei der Messe. Wenn viele beisammen sind, anstatt in der Kirche herumgestreut zu sein, fühlt er sich viel mehr mit euch verbunden und dadurch wird die Messe lebendiger. Aber dann

kam ich auf den wunden Punkt. Die Personen, die in ihren gewohnten Plätzen bleiben, was werden sie empfinden? Werden sie es merken? Die haben nichts geändert, sie sind am gleichen Platz geblieben. Nein, genau sie werden am meisten die Änderung spüren. Denn jetzt sind Plätze leer geworden, die sie vorher irgendwie mitten drinnen sein ließen. Jetzt sind ganze Flächen leer. Sie sind nicht mehr bedeckt mitten drinnen. Exponiert, sehen sie sich fast, als würden sie verstoßen. Ihr werdet schon sehen, wie sie anfangen zu protestieren. „Ladet sie ja nicht vorzugehen ein, sie sollen den Platz nehmen, den sie mögen. Aber warum sind sie nicht mehr mit dem alten Platz zufrieden? Eine große Frage.“ Ich riet ihnen bei der Wahrheit zu bleiben, denn sicher werden sie verärgert fragen, warum sie auf einmal „narrisch“ geworden sind. Sagt nur: „Es gefällt uns besser vorne und zusammen.“

Endlich meine entscheidende Frage: „Was sagt ihr zu meinem Vorschlag?“ Sie hatten den Vorschlag genügend verstanden! Sie konnten jetzt wirklich eine überlegte Antwort geben. Es waren sehr gute Frauen. Sie waren alle bereit, diesen Vorschlag anzunehmen und stellten sich der Kritik, die mitprogrammiert war. Ich bekam Respekt vor ihnen. Doch ohne Kritik zu verursachen, lässt sich wohl kaum Lebendigkeit bei einem Gottesdienst aufbauen.

Wie reagierten die Messbesucher dann tatsächlich? Es kam, wie ich vermutet hatte. Ich habe in vielen Pastoraljahren nie einen anonymen Brief bekommen, auch Protesttelefonate bekam ich nur ganz sachliche. Aber bei dieser Gelegenheit telefonierte mir eine ältere Frau, aber schon voll Zorn. An sich sparte sie mit persönlichen Beleidigungen nicht, aber alles Toben war keine Beleidigung für mich, vielmehr war es eine Bestätigung, dass ich ohne Gewaltanwendung, ohne Drohungen, ohne Be-

fehle die Kirchenbesucher zum Denken gebracht hatte. Kardinal Martini meinte einmal: „Die Atheisten sind für mich nicht das große Problem; das wahre Problem sind die Gläubigen, die nicht denken.“

Doch bleibt die Frage: Warum ist es für die Kirchenbesucher so schwer, auch nur eine Bankreihe vorzugehen? Die Antwort kurz und bündig: Es ist die Angst von den anderen negativ beurteilt zu werden, die Angst vor allen, von denen man weiß, dass sie einen nicht mögen, oder gar die Angst in die Nähe von Kirchenbesuchern zu kommen, mit denen man selbst schuldig geworden ist. Die Plätze, die die Kirchenbesucher einnehmen, bei einer halb leeren Kirche, sind die optimale Position, der Angst auszustellen. Freilich beinhaltet dieses Verhalten auch den Vorsatz, nichts zu tun, um die Angst zu überwinden. Die Platzauswahl ist der stärkste Versuch, die Messe so zu besuchen, damit die hl. Messe keine Änderung in meiner Persönlichkeit abverlangt. All das läuft unbewusst, aber real ab.

Die Psalmen den Oberschüler*Innen zumuten

Als nach dem 2. Weltkrieg 1945 das „Wissenschaftliche Lyzeum „in Brixen errichtet wurde, gab es zu allen Fächern auch Latein und Religion. Die Studenten und die Professoren kamen aus der Erfahrung des Krieges und des Nationalsozialismus. In der Oberschule erteilte Dr. Joseph Gargitter, der spätere Bischof von Brixen, den Religionsunterricht. Am Anfang der Stunde standen die Studenten auf und mit ihnen machte der Religionsprofessor zum Gebet ein Kreuzzeichen. Mehr wagte er an Gebet nicht, denn er ahnte, dass ein großer Teil der Studenten es als unangenehm empfunden hätte.

Später bekam ich den Auftrag vom Bischof Gargitter in der Oberschule Religion zu unterrichten. Wie mein Lehrer machte auch ich zu Beginn der Stunde ein Kreuzzeichen als Gebet. Denn auch ich hatte, allerdings in republikanischer Zeit, bei Studenten, die nicht Kriegserfahrungen und Nazi Erlebnisse hatten, das gleiche Gefühl, mehr für das Gebet zu wagen, wäre nicht zumutbar. Doch nach etlichen Jahren erkannte ich, dass das Gebet wesentlich für ein christliches Leben sei, und ich entschloss mich eines Tages mindestens ein „Vater unser“ zu wagen. Unbedacht fing ich damit ausgerechnet in der Maturaklasse an. Kaum war das Gebet fertig, kamen die Fragehände zum Protest hoch: „Herr Professor, wir sind hier nicht im Kindergarten!“ Ich war erschüttert. Das „Vater unser“ erniedrigt zum Gebet für Kinder! Ich blieb sprachlos. Also war das wichtigste Volksgebet mit Hypotheken aus der Kinderzeit belastet. Ich dachte nach, welches Gebet wohl „unbelastet sein könnte“. Es war die Zeit nach dem Konzil. Das Konzil hat das Stundengebet, das offizielle Gebet der Kirche, stark modernisiert und dabei das Gebet der Psalmen wärmstens empfohlen. Dass die Psalmen für die Studenten nicht mit unangenehmen Kindheitserinnerungen belastet waren, davon war ich mir sicher. Ich schlug der Schule vor, 30 Bibeln anzuschaffen. Damals war die Schule bereits sehr demokratisch strukturiert. Bei einer Sitzung mit Vertretern der Professoren, Eltern und Studenten waren einige Professoren und einige Eltern gegen diese Anschaffung. Doch die Studenten waren alle dafür, was mich nicht nur freute, sondern mir auch Mut gab meinen Gebetsplan zu wagen.

Als in der Klasse das erste Mal ein Psalm gebetet wurde, gingen wieder die Protesthände hoch: „Wir verstehen den Psalm nicht, also ist es nutzlos, dass wir ihn beten“. „Eure Feststellung, dass ihr den Psalm nicht versteht, ist richtig, aber die Folgerung daraus ist falsch. Ihr kommt in die Schule, um etwas zu

verstehen, was ihr eben sonst nicht versteht. Ich erkläre euch vor dem Gebet kurz den Psalm und dann hat es einen Sinn, ihn zu beten“. OK, damit waren die Studenten einverstanden.

Doch dann kam für mich die große Wende. Bei der Erklärung waren die Studenten schlagartig schweigsam und aufmerksam. Das war in den 70er-Jahren selten wie ein Wunder. Die Sprache dieser höchst originellen Gebete ließ jeden Studenten empfinden, was der Psalmist ausruft: „Eine Stimme höre ich, die ich noch nie vernahm“ (Psalm 81,6). Als sie zum Gebet aufstanden mit der Bibel in der Hand und gutherzig beteten, konnte meine Verwunderung nur ansteckend wirken. Es wurde gebetet, wie ich es mir nie erträumt hätte.

Nach dem Gebet war ich bereit mit meiner üblichen Thematik, von der ich jahrelang fast umsonst gehofft hatte, dass sie irgendwie ankäme, und siehe es gingen wieder die Hände in die Höhe. Aber von nun an, um zu fragen. Und die Fragen lauteten ganz schlicht und einfach immer gleich: „Herr Professor, was heißt das ...in Vers 5?“. Es waren auf einmal alles Fragen über den Glauben. Es kamen wie geschenkt alle Glaubensgeheimnisse unseres Glaubens zur Sprache. Die Religionsstunde wurde zu einer Glaubensstunde in der der Professor über Gott, über Jesus, über Kirche, über gläubige Menschen sich mit den Studenten auseinandersetzen konnte. Die Atmosphäre in der Klasse war von lebendigem Interesse und Freude bestimmt. So blieb es Jahrzehnte in allen verschiedenen Schulen, Klassisches Lyzeum, Realgymnasium, Handelsschule, an denen ich unterrichtete. Überall wagte ich es, die Psalmen als Gebete den studierenden Oberschülern zuzumuten. Durch die konstante Resonanz der Studenten entdeckte ich, welche Kraft in den Psalmen steckt und wie gesund und tiefreligiös unsere Jugendlichen, die sich für den Religionsunterricht melden, mit wenigen Ausnahmen, in ihrem Herzen sind.

Die Psalmen in der Religionsstunde

Letztlich beim Stundengebet fand ich es bemerkenswert, dass in der Lesehore die Einleitung des Rundschreibens „Divino afflatu“ Pius X von 1911 als Lesung vorgesehen sei. In dieser Lesung wird das Psalmengebet mit allen möglichen Superlativen als das beste Gebet für die Gläubigen gepriesen und beschrieben, und als Zeugen dieser Feststellung werden die wichtigsten Kirchenväter und viele Heiligen bemüht. Warum finde ich das bemerkenswert? Weil ich nie in einer der vielen Religionsstunden bis zur Matura je eine Erklärung eines Psalms bekommen habe, geschweige, dass je ein Psalm in einem Gebetbuch einmal zu finden gewesen wäre. Der Pfarrer meiner Schul- und Studentenzeit, den ich sehr geschätzt habe, hat öfters laut auf der Kanzel behauptet, die Psalmen wären die schönsten und wichtigsten Gebete, schon auch deswegen, weil sie vom Heiligen Geist in der Bibel inspiriert seien. Es hat mich immer als Jugendlicher gewundert, dass in einem Andachtsbuch kein Psalm zu finden war. Dass die Seelsorger im Jahrhundert nach diesem Rundschreiben des heiligen Papstes gehorsam gewesen wären, kann man wirklich nicht behaupten. Aber dem Konzil gegenüber ist der Gehorsam auch nicht besser, wenn man den Religionsunterricht ein bisschen unter die Lupe nimmt. Beim Gebet in der Religionsstunde wird selten ein Psalm gebetet.

Umso bedeutsamer ist die Erfahrung einer Professorin, die im Religionsunterricht in der Mittelschule den Psalmen einen sehr großen Raum eingeplant hat. Sie hat die Kinder vorerst motiviert Psalmen auswendig zu lernen. Es sind ja Gebete für das Leben und deswegen sollten sie in den Köpfen und in den Herzen der jungen Schüler für das ganze Leben bleiben. Das zu erreichen, zeigte sich als viel einfacher, als die Lehrperson vermutet hatte. Sie schlug so ungefähr 4 – 6 Verse eines Psalms

für jede Woche vor und lernte mit den Schülern selbst den Psalm auswendig, was auch viel leichter ging, als sie meinte. Mit den Jahren merkte sie selbst den Vorteil dieser Methode, weil sie meistens beim Autofahren die Psalmen auswendig beten konnte. Sie teilte zeitweise die Psalmen im Unterricht so ein, dass sie in den drei Stufen, drei verschiedene Psalmen wählte, auch um selbst tiefer in dieses Gebet hineinzukommen. In wenigen Jahren kannte sie schon etliche Psalmen auswendig, die ihr persönliches Gebet sehr bereicherten. Sie fand auch eine eigene Methode, die Kinder auszufragen. Es gibt in der Nähe ihrer Schule einen schönen ebenen Spazierweg, wo keine Autos stören. Zu diesem Weg hat sie die Klasse geführt, hat sie zu zwei und zwei eingereiht und sie ist hinter der „Prozession“ mitgegangen und hat sich einen nach dem andern die SchülerInnen zu sich her geladen und dann aufsagen lassen. Es hat sich dann ein Gespräch als Erklärung des heiligen Textes mit sehr persönlichem Ton und mit vielen Antworten auf ihre Fragen wie von selbst ergeben. Der Reihe nach sind alle persönlich zum Zug gekommen, wobei sich aus diesen Gebetstexten eine spirituelle Atmosphäre von großer Intensität ergeben hat. Sie hat mir ihr Erlebnis mit folgender Formulierung zusammengefasst: „Mir ist vorgekommen, als wäre ich der Beichtvater dieser Kinder.“

Jedes Kind hat seine eigene Sensibilität. Die Professorin lud die Schüler immer ein, daheim mit den Eltern die Psalmen auswendig zu lernen und auch dann mit ihnen zu beten. Bei einem Elternsprechtag kam eine Mutter und fragte die Religionslehrerin, was denn eigentlich die Psalmen sind, denn ihr Sohn, ein Schüler der III. Klasse, also ein voll pubertierender, so begeistert für diese Gebete sei. Besonders ein Psalm habe ihm sehr gefallen, der Psalm 139 „Herr du hast mich erforscht und du kennst mich.“ Der Junge wollte unbedingt, dass dieser Psalm

vor dem Mittagessen gebetet würde. Es ist nämlich ein eher langer Psalm. Die Mutter und auch der Vater sagten aus Klugheit und Respekt zu. Mit der Zeit, nachdem jeden Tag der Psalm erklungen war, gefiel der Psalm auch der Mamma mehr und mehr. Doch der Sohn ging weiter, er wollte den Psalm auch vor dem Abendessen beten. Mit der Zeit überzeugte dieses Gebet auch den Vater sehr. Beide Eltern hatten jetzt die Frage, wie es sein konnte, dass sie nie von diesen so schönen Gebeten gehört hatten. Gleichzeitig machte sich die Neugierde bemerkbar, wie die Psalmen entstanden seien, was sie seien. Eben das, was diese Mutter bei der Gesprächsstunde die Religionslehrerin gefragt hatte.

Die Religionslehrerin erkannte froh, dass eine Religionsstunde, die bis in die Spiritualität der ganzen Familie greife und sie fördere, eine wertvolle Religionsstunde sei.

Die Sprache des Predigers wird vom Publikum beeinflusst

Wer kann nicht Witze erzählen? Aber nicht jeder, der Witze erzählt, bringt die Hörer zum Lachen. Es ist schwer zu sagen, was zur Sprache hinzukommen muss, damit das Gesagte, Lachen hervorruft. Bei der Predigt findet auch etwas Ähnliches statt. Es ist zwar eine allgemein bekannte Tatsache, dass die Predigt irgendwie das Herz des Gläubigen treffen soll, aber oft ist es nicht der Fall, obwohl die Sprache korrekt, allen syntaktischen Regeln entspricht. Es ist schwer zu sagen, was zur Sprache hinzukommen muss, damit es dem Prediger gelingt „zu Herzen zu gehen.“

Eine Voraussetzung wird genannt, worüber alle sich einig sind: Es muss ein genügendes Maß an persönlicher Beziehung zu den Gläubigen bestehen und diese muss dann auch durchklingen. Wenn ein Pfarrer schon Jahre in der gleichen Pfarrei tätig ist, dürfte er doch viele persönliche Beziehungen aufgebaut haben. Es freute mich immer an Festtagen, die Hl. Messe umgeben von Jugendlichen, die am Altar ministrierten, zu feiern. Mit der Zeit ist mir die Predigt immer leichter vorgekommen, wenn an Sonntagen einige dieser Jugendlichen in der Kirche waren. Ich kannte ein wenig ihr Denken, wusste von einigen Vorurteilen, die sie hatten und auch von einigen ihrer Schwierigkeiten im Glauben. So konnte ich beim Predigen irgendwie zu ihnen sprechen. Mit 25 Jahren hörten diese Männer auf zu ministrieren und schön langsam verbleichte die Beziehung, die ich mit ihnen immer gepflegt hatte, sodass ich eine gewisse Unbeholfenheit verspürte, wenn ich am Sonntag vor ihnen predigte. Es tat mir leid, feststellen zu müssen, dass diese mir bekannten Männer fremd geworden waren. Es war auch das erste Mal in meinem Leben, dass ich diese Erfahrung machte, weil ich dem geschätzten Rat von Bischof Gargitter folgend die Pfarrei immer nach 11 Jahren verlassen hatte, um eine andere zu übernehmen. Nur in der letzten Pfarrei blieb ich 15 Jahre.

Da nahm ich das Telefon in die Hand und begann die alten Freunde anzurufen. Ich bat sie direkt, sich eine Stunde Zeit zu nehmen, einzeln zu mir zu kommen und mir über ihr Glaubensleben zu erzählen. Ich teilte ihnen gleich mit, dass ich das auch ein bisschen aus egoistischen Gründen wünschte, weil ich bei der Predigt nicht mehr den persönlichen Kontakt mit ihnen spürte und so mir die Predigt kühler und lebensfremder vorkam. Natürlich wies ich auch darauf hin, dass für sie ja auch eine persönliche Aussprache über den eigenen Glauben nur förderlich sei. Ich gebe zu, dass ich bei der ersten telefonischen

Begegnung aufgeregt war. Ich vertraute, dass es gelingen würde, aber es hätte mir sehr leidgetan, wenn ich der Reihe nach Absagen ernten hätte müssen. Die 30-jährigen Männer waren noch meine 30-jährigen. Jeder stimmte zu. Einer kamen auch mit der Freundin. Die Begegnungen brachten ihre neuen Glaubensfragen, ihre alten und neuen Vorurteile und gar manche fundamentalistische Auffassung zur Diskussion. Aber für mich sehr ermutigend, die Begegnung brachte auch schon eine spürbare Reifung im Glauben zum Vorschein. Mit jedem einzelnen so ehrlich über den persönlichen Glauben zu reden, war eine sehr kostbare Stunde. Ich bat jeden, wenn er am Sonntag zur Messe ging, wenn es möglich wäre, in meiner Pfarrei zu kommen, denn ich würde viel leichter predigen, wenn ich ihn vor mir sehe. Auch habe ich mir einige wichtige Probleme notiert und versprochen sie bei Gelegenheit in der Predigt näher zu behandeln.

Ich hatte auch andere Männer in diesem Alter, die ich nur mit Namen kannte, eingeladen, aber die kamen nicht. Mädchen gab es in dieser Situation nicht, weil früher nur Buben, oder Burschen ministrierten. Ich fand es höchst notwendig auch die Mädchen ministrieren zu lassen. Als ich mich dafür verwendete, machte ich die Erfahrung, dass ich dadurch gleichzeitig einige fleißige Männer-Ministranten verlor, weil sie ministrieren für reine Männersache hielten, und wegblieben.

Diese Aktion habe ich nur einmal durchgeführt und ich und die Männer haben wirklich gegenseitige Hilfe bekommen. Ich denke, dass ein Pfarrer, der längere Jahre in der gleichen Pfarrei wirkt, so eine persönliche Aussprache einmal im Jahr durchführen sollte. Es würde ein spürbarer Beitrag für den Aufbau einer Kerngemeinde sein. Ich habe es nicht mehr getan. Das war sicher ein Fehler.

Die Vesper von Ferragosto

An diesem Fest wurde immer eine feierliche Vesper gehalten. Feierlich bedeutete, dass der Kirchenchor mit Orgelbegleitung abwechselnd mit dem Volk die Psalmen sang. Es fanden sich immer weniger Gläubige ein und ich dachte daran diesen schönen Gottesdienst zu verlebendigen. Eine Tatsache war sicher: Die Gläubigen hatten wegen der Hochsaison immer mehr Arbeit und blieben weg, andererseits kamen immer mehr Touristen, die nicht nur mit Folklore eine Freude hatten, sondern viele schätzten die Gottesdienste. Das hatte ich bei verschiedenen Gelegenheiten festgestellt. Also war bei meinem Bemühen, die Vesper zu fördern naheliegend, dass ich die Touristen einzubinden versuchte. Um diese herzulocken, versuchte ich zuerst die Vesper feierlicher zu gestalten, mit einer Zugabe, die leicht möglich schien. Es gab im Dorf eine Musikkapelle, die sich zeigen konnte, gut geführt und mit einer respektablen Zahl von Musikanten. Wenn diese bei Prozessionen die Psalmtöne spielten, fühlte jeder eine große Feierlichkeit. So dachte ich zur Feier der Vesper die Musikkapelle einzuladen und sie zu bitten die „falsi bordoni“, also die vierstimmigen Psalmtöne in der Kirche zu spielen. Damit konnte ich mit guten Gründen eine volle Kirche erwarten. Die Einheimischen hatten eine Unterstützung im Gebet nötig und von der Sensibilität der italienischen Touristen war sowieso allgemein die Rede.

Also nahm ich mit der Musikkapelle Kontakt auf und erklärte den Vorschlag. Wenn ich sagen würde, dass die Vorsteher der Musikkapelle erschrocken sind, würde ich sicher übertreiben, aber begeistert waren sie nicht, wenn auch die Idee selbst sie überzeugte. Nach der internen Beratung der Musikkapelle kamen die Bedenken: Da die Vesper immer um 14 Uhr begann, fand man, dass dieser Termin unpraktikabel war, weil viele

Musikanten mit dem Festessen der Touristen beschäftigt wären. Die Touristen selbst waren auch noch bei ihrem Festessen. Die Vesper später ansetzen war auch unmöglich, weil viele Musikanten heim zum Füttern mussten. Es hieß, zu Ferragosto sei mein Vorschlag absolut undurchführbar. Es tat mir sehr leid, aber ich musste es glauben.

Der Vorschlag wurde abgelehnt, aber die Idee weckte bei den Organisatoren des Tourismus ein Weiterdenken und sie erkannten, dass der Nachmittag von Ferragosto in keiner Weise für Initiativen, die sicher ertragreich hätten sein können, voll ausgenutzt wurde. Nach einem Jahr wusste ich Bescheid, worin diese bestanden. Es wurde ein großer Umzug mit geschmückten Wagen, die von vielen Pferden gezogen wurden, aufgezo- gen. Es floss reichlich Bier, denn laut Bericht in den Medien wurde die Zahl sogar bekannt gegeben, als Zeichen des großen Erfolges. Die Leute strömten herbei in kaum überschaubaren Mengen. Wie war das möglich? Wann begann die gut organisierte Veranstaltung? Um 14 Uhr oder um 14, 30 Uhr? Sie begann um 13 Uhr. Und was geschah mit dem Festessen der Touristen? Kamen die Bauern rechtzeitig zum Füttern? Keine Zweifel. Sind die Musikanten alle zum Aufspielen erschienen? Keiner hat gefehlt. Wer hat denn die Wagen vorbereitet? Die Männer! Und wann? Einige Tage haben sie daran gearbeitet.

Es ist für die Pfarreimitglieder ein großer Unterschied, ob eine Initiative zu Ehren Gottes und der Muttergottes ergriffen wird, oder ob das Ziel der Initiative das Bier und das Geld ist.

Die wilde Religionsstunde

Ein ganzes Schuljahr lang folgt Schulstunde nach Schulstunde. Die letzte Stunde soll nicht ohne Ritus sein. Nämlich, wie immer, ausfragen, ein neues Argument behandeln, warten auf das Glockenzeichen, dann alle aus der Klasse stürmen und Amen. Etwas Besonderes muss her, das Ende muss gefeiert werden. Da nicht alle Klassen von Fantasie sprudeln, werden manchmal Feiern gewählt, die nach nichts schmecken, manchmal in die Langeweile abrutschen, manchmal in Verlegenheit bringen. Welcher Professor hat es nicht erlebt, dass manchmal die Feier im Spital endet, denn Pubertierende meinen besonders geistreich zu sein, wenn sie unbemerkt zu Alkohol greifen und meinen besonders mutig zu sein, wenn es sein muss, eine ganze Flasche Cognac in den Magen zu jagen. Das wird der ganzen Klasse angeberisch vorgeführt.

Die Summe meiner literarischen Produktion lässt sich an einem Finger abzählen. Aber die Produktion hat sich gelohnt. Ich habe eine perfekte Geistergeschichte in einer Notsituation beim Lagerfeuer eines Zeltlagers geschaffen. Diese Geschichte habe ich fast 40 Jahre bei der letzten Religionsstunde des Schuljahres in allen Klassen vorgeführt. Sie hat etliche Vorteile gehabt. Sie hat nicht nur die Alkoholfrage ausgeschaltet, sondern auch alle Mehlspeisen, Kekse und Maskeraden usw. Allerdings hat sie die Faulheit der Studenten unterstützt. Nur ich war Akteur. Sie ist im Zeltlager entstanden, wo nur Animalia rationalia männlichen Geschlechtes teilnahmen. Für die Mädchen in der Klasse war sie ein bisschen maskulin, aber das Gruseln lehnen die Mädchen nicht radikal ab. Doch hatte die Geistergeschichte einen eigenen Vorteil für die Klasse, aber gleichzeitig einen extra Vorteil für mich. Die Klasse bekam die gewünschte Gänsehaut und ich bekam endlich die Zeit, in aller Ruhe das

Professorenregister für die Notenkonferenz in Ordnung zu bringen. Wie ist das möglich? Stille und Geistergeschichte? Ja, es ist eine Frage der Einteilung. Zuerst 20 Minuten Stille am Pult und dann das Theater auf der Klassenbühne. Für die Einteilung hatte ich meine Kniffe. Anfangs die Abstimmung: was wollt ihr in der letzten Stunde, Glaubenslehre oder Gänsehaut? Da es fast in jeder Klasse Studenten gibt, die eher mit den Hörnern als mit dem Intellekt mittun, solche Oberschüler könnte man mit einem Bild aus dem Tierreich Böcke nennen, fühlte ich mich verpflichtet, diesen rebellischen Sonderlingen die exklusive Ehre zu geben, sie extra und einzeln, um ihre Position demokratisch zu fragen. Bei der Gelegenheit waren sie sehr sympathisch: Sie waren entschieden einverstanden für die Gänsehaut. Dann kam die Verkündung eines psychologischen Satzes, der von mir als Dogma erklärt wurde. Das Dogma lautete: „Wenn du alles befolgst, was ich verlange, garantiere ich dir hundertprozentig eine respektable Gänsehaut.“ Darauf die Glaubensfrage: „Vertraust du auf mich?“ Keine Glaubenszweifel. Die „Böcke“ stimmten am lautesten und überzeugtesten zu. Außerdem kam die Zeichnung auf die Tafel: ein kleines Plus mit dem Hinweis ganz locker zu sitzen und ganz locker auf das Pluszeichen zu schauen, locker schauen, aber auf keinen Fall wegschauen und wenn ein Erdbeben das Haus erschüttert. Ihre Bereitschaft musste ich auf die Probe stellen: Ich stampfte auf den Boden, machte die Klassentür auf und schlug sie zu. Es war ein Spektakel, diese Jugendlichen auf einmal brav wie die Engel zu sehen. Selbst die „Böcke“ lenkten den Blick von der Tafel nicht mehr ab. Eine Stille kehrte plötzlich in den Klassenraum ein, wie ich sie während des Jahres nie erlebt hatte. Schmunzelnd schaute ich mir diese Jugendlichen an. In Wirklichkeit waren es alle liebe Menschen. Jetzt begannen die 20 Minuten bester Arbeitsbedingung für die Kontrolle meines Registers.

Nach getaner Arbeit trat ich sozusagen auf die Bühne: „Schaut jetzt alle her zu mir!“ Die lange lockere Stille hatte schon ihren Teil bewirkt. Es war einfach ein Vergnügen für mich, ihnen die Geschichte zu erzählen. Ich erzählte ihnen jedes Jahr die gleiche Geschichte. Alle kannten sie schon bestens. Ja, sie spielten ihrerseits auch mit mir Theater. Es war wie ein Spiel mit zwei Mannschaften. Auf der einen Seite ich, auf der anderen die Studenten. Sie haben genau gewusst, dass ich mit dem großen Lineal auf den Pulttisch schlagen und einen Brüller loslassen werde wie ein Riese. Die Frage bestand darin, ob ich imstande war, sie wirklich mit dem Schrei zu überraschen und zu erschrecken, oder nicht. Diese Herausforderung gefiel mir sehr, denn bald wollten sie nicht mehr meinem Erzählen distanziert zuhören. Sie überließen sich der Spannung, die ich mehr und mehr erzeugte und genossen sie in vollen Zügen. Ihr Tauchen in die Spannung ließ sich wunderbar von ihren Gesichtsausdrücken ablesen. Ich will jetzt nicht protzen, aber ich habe bei allen Klassen 40 Jahre immer gesiegt. Wenn der Knaller die Spannung auflöste, kam ein lautes Lachen von allen Studenten, das länger anhielt. Da kapierten sie endlich, dass es für sie ja besser war, dass ich die Wette gewann. Auch ich kapierte am besten jetzt, welches Glück ich gehabt hatte, diese herzensguten Oberschüler/Oberschülerinnen ein ganzes Schuljahr in Religion unterrichten zu dürfen. Danach zu streben, zu einem echten gemeinsamen Lachen zu kommen, bringt gegenseitige Wertschätzung.

Ein Genie in meinem Studiersaal

Die letzten drei Jahre des Lyzeums wohnte ich wieder im Heim Cassianeum. Mit der Zeit hörte ich von meinen Kameraden von einem Studenten, der beim Studium nicht weit weg von mir saß, dass er ein superintelligenter Bursche sei. Er war eine oder zwei Klassen hinter mir, aber beim Studium sah ich ihn direkt ins Gesicht. Er war blass im Gesicht, rauchte viel und sprach wenig. Wenn die anderen mich auf ihn nicht aufmerksam gemacht hätten, wäre er mir überhaupt nicht aufgefallen, denn er versuchte sich eher zu verstecken, machte deswegen einen sehr unsicheren Eindruck. Das war aber Taktik, weil ihm, wenn wir miteinander schwatzten, alles irgendwie banal vorkam, wie ich aus den wenigen Worten, die ich von ihm hörte, entnahm.

Es gab damals einen katholischen Studentenverein mit einem sehr klassischen Namen, „Congregatio latina“. Für diesen Verein hatte Bischof Gargitter den jungen Priester Dr. Karl Wolfgruber als Betreuer beauftragt. Er sorgte dafür, dass die Studenten, die Interesse am Glauben hatten, sich alle 14 Tage mit ihm zu einer Messe in der Frauenkirche, oder zu einem nachmittägigen Ausflug mit guter Zwischenmahlzeit trafen. Da ich zum Präfekten, also Capo, gewählt wurde, lud ich die Mitglieder regelmäßig zu den Treffen ein. Auch unser Genie habe ich mehrmals eingeladen und er ist eine Zeit lang auch gekommen. Diese meine bescheidene Rolle gab mir Gelegenheit mit dem Genie zu reden, was aber gar nicht so leicht war, denn irgendwie konnte er nicht verbergen, dass der Alltagsstoff, über den ich redete, ihm bedeutungslos vorkam. Trotzdem blieb ich sehr beeindruckt von den wenigen kargen Worten, die er von sich gab, weil er ohne zu wollen, geradezu gegen seinen Willen, von mir einige Eigenheiten erwähnte, die ich niemandem, auch nicht ihm gesagt hatte. Mit der Zeit ist es mir klar geworden:

Wer mit dem Genie plaudert, verrät sich bis in den innersten Phasern seiner Person. Es war so, als ob er einen durchleuchten täte. Es war mir unheimlich in seiner Nähe, als ob ich mich nackt ausgezogen hätte.

Diese Eigenschaft habe ich auch beim Bischof Gargitter gespürt. Die Priester sagten ja: „Wenn du mit ihm redest, durchleuchtet er dich gleichzeitig“.

Als ich einmal sah, wie das Genie während des Studiums eine merkwürdige Zeitung las, fragte ich ihn ganz simpel: „Was liest du?“ Er öffnete mir seine Zeitung her und ich sah die Hieroglyphen, es war die ganze Zeitung voll von Mathematikformeln, die las er, wie wir Karl May lasen.

Unser Mathematik Prof. hieß Leitgeb, ein alter, gütiger, sehr erfahrener Lehrer, der schon mehr als 40 Jahre unterrichtete. Er erzählte uns in einem kleinen Kreis, dass unser Genie der intelligenteste Student war, den er unterrichtet hatte. Er hatte eine eigene Methode ihn auf die Probe zu stellen. Da er zwar die Schule besuchen musste, aber sie wirklich nicht brauchte, war es ihm gestattet, während der Stunde zu lesen, was er wollte. Der Professor gab mit einem Nebensatz eine einmalige Information in seinem Fach, notierte sich dieselbe und stellte nach einigen Monaten die Frage, wer das wüsste. Das Genie war total mit seiner Lektüre beschäftigt, aber trotzdem hob er sofort die Hand in die Höhe und gab die perfekte Antwort.

Einige Maturanten des Heimes wollten auch seine Genialität testen. Sie hatten in der Klasse mit genanntem Professor eine Übung lösen wollen, wozu die besten der Klasse an die Tafel gerufen wurden, aber auch diese kamen nicht zur Lösung. Das war jetzt auch eine unerwartete Gelegenheit den Professor

selbst auf die Probe zu stellen. Tatsächlich nahm er die Provokation an, aber – für ihn wahrhaftig eine Seltenheit – er blieb auch auf der Strecke und musste sich begnügen mit der Aufforderung an die Studenten: „Löst die Aufgabe daheim.“ Natürlich taten sie das, es galt doch das Duell mit dem Professor zu gewinnen. Aber der Sieg wollte nicht kommen. Nach drei Tagen, hatte einer eine Idee: In der sechsten Klasse, also nicht in der achten Klasse, war ja das Genie. Sie sagten ihm nur, dass sie eine schwere Aufgabe lösen müssten, aber dass sie es Abend eilig hatten, weil sie mit den Mädchen feiern wollten und baten ihn die Lösung zu finden. Das Genie trug immer einen Bleistift auf einem Ohr. Nach diesem griff er und schrieb auf der Stelle auf die Zündholzschachtel die Lösung. Das ging so schnell, dass die Bittenden gar nicht wussten, ob es wirklich die Lösung war. In der Schule gab der Professor folgende Antwort: „So kann man es natürlich auch machen.“

Jeder schätzte das Genie, blieb ihm aber immer etwas abseits. Mir tat er fast leid, weil ich ihn so einsam fand. Ich fand auch nicht den Sinn, warum er die Schulbänke drückte. Mit der Zeit hörte ich, dass er einen Selbstmord versucht hätte. Er hatte sich verliebt, und das Mädchen machte sich kompliziert, eine Situation, die mit seiner ganzen Genialität nicht so leicht lösbar war, wie eine Mathematik Aufgabe. Bei der Matura war er, scheint's, so aufgeregt, dass er zitternd sich zur Prüfung präsentierte. Die Mitmaturanten verloren vor seinem unbegründeten Zittern den Respekt. Nach der Prüfung kam er nach Pisa und von dort nach Amerika. Eines Tages las ich in den Dolomiten, dass er gestorben war und seine Hauptleistung darin bestand, maßgeblichen Beitrag geleistet zu haben für den Bau von lenkbaren Bomben. Was soll ich dazu sagen? Er kam öfters von Amerika in seinen Heimatort, seine alten Bekannten zu besuchen und mit ihnen zu karten. Das ging ganz gut, denn er hatte im Laufe des Lebens gelernt, sein Genie zu verbergen.

Natürlich habe ich fantasiert, wie angenehm ich es hätte, wenn ich so intelligent wäre. Da stellte ich mir die Frage, was täte ich dann? Die niederschmetternde Antwort, die ich mir auf der Stelle gab: „Ich würde sehr viel Zeit zu studieren ausnützen, in der Meinung, viel Wissen zu sammeln.“ Da erkannte ich blitzartig, wenn ich viel Zeit für das Studium verwende, hätte ich gleich große Mühe, ob talentiert, oder ob Genie. Die Mühe wäre dieselbe, doch die Einsamkeit wäre bei weniger Talenten kleiner und der Kampfgeist hätte bei weniger Talenten für die Lebensprobleme mehr Übung.

Ein Jugendlicher begegnet Jesus in der Beichte

Nach dem Konzil begann eine andere Luft in der Kirche zu wehen, besonders was den Empfang der Sakramente betrifft. Auffallend ist sicher der Kommunionempfang der Gläubigen, denn fast jeder, der die Messe mitfeiert geht vor, um sie zu empfangen. Da die Gläubigen geradezu in Masse zur Kommunion „laufen“, bekommt man den Eindruck, sie seien innerlich wenig berührt, was sicher oft der Fall sein wird. Es bleibt trotzdem eine Tatsache: Wer den Glauben hat, wird oft bei dem Empfang der Sakramente mehr empfinden als bei den Gebeten.

Ich hatte im Laufe der Jahre den Studenten Musik von Bach hören lassen, besonders um sie in Berührung mit dem Geheimnis der Schönheit zu bringen. Denn wahre Schönheit ist göttlich. Ich fand diese Methode eine gute Kompensation zu der vielen Trockenheit, die im grauen Alltag der Schule, die Studenten umgibt. Die Kantaten von Bach sind eine unerschöpfliche Quelle von himmlischen, göttlichen Melodien.

Einmal hörte ich die Wiedergabe eines Chorals von Bach, und ich war völlig überwältigt von seiner Schönheit, eine Schönheit, die mich elementar überzeugte und mich erhob über die Welt hinaus. Es ist ein Musikstück von der Dauer einer Minute. Die erste Textzeile lautet: „O Gott, du frommer Gott.“ Je öfters ich diesen Choral abspielte, um so tiefere Freude empfand ich. Fast getrieben von dieser musikalischen Glückserfahrung nahm ich mir vor, dieses kurze Lied einer netten Maturaklasse hören zu lassen. Ich sagte den Studenten gleich zu Beginn, dass ich das Lied fast ein Dutzend Mal wiederholen werde. „Dann stelle ich euch eine einfache Frage, nämlich ob es euch gefallen hat.“ Ich teilte ihnen schon gleich mit, dass dieses Musikstück mich ganz besonders berührt habe.

Die Audition verlief wie gewünscht. Nach einer kurzen Pause des Schweigens stellte ich die Frage. Ich wäre beleidigt gewesen, wenn sie kein Gefallen an dieser schönen Musik gefunden hätten. Freilich zeigte ich das nicht, aber ich ärgerte mich, dass ich diese merkwürdige Einstellung hatte. Das Lied war nicht meine Komposition. Doch wenn man einer ganzen Klasse das eigene Empfinden eröffnet, ist es, als ob ich durch das Lied etwas von meiner Person ihnen geschenkt hätte. Aber es klappte, das Lied hatte ehrlich gefallen. Ohne viel zu überlegen, wagte ich eine persönliche Frage: „Hat jemand von euch eine solche Freude im Leben erlebt?“ Ich hatte die Frage kaum fertig gesprochen, dass ich es innerlich bedauerte, so indiskret vor der ganzen Klasse gefragt zu haben. Es ging aber sofort eine Hand hoch und verscheuchte mein Bedauern. Einer bekannte ganz entschieden: „Ja, ich habe eine solche Freude erlebt!“ Ich wagte die nächste Frage: „Darf ich wissen, bei welcher Gelegenheit das war?“. Die Information kam bedenkenlos. Er bezog sich auf das Zeltlager, das ich mit den Jugendlichen der Pfarrei in den Sommerferien organisiert hatte. „Können Sie sich

erinnern, dass ich im Zeltlager bei Ihnen beichten gekommen bin?“ Ja, ich konnte mich erinnern. Dann fügte der Student hinzu: „Damals bei der hl. Beichte habe ich diese Freude erlebt!“.

Das hätte ich nie vermutet. Diese Mitteilung des Pönitenten löste in mir große Einsatzbereitschaft aus. Ich hätte nie gedacht, dass die Jugendlichen so feinfühlig wären. Ich hatte das Gefühl, mit meiner Bach-Musik sie zu überfordern und wahrscheinlich viel Porzellan mit meiner Unverfrorenheit beim Umgang mit ihnen zerschlagen zu haben. Ich fühlte die Begebenheit als eine Ermutigung und eine Bestätigung.

Noch wichtiger scheint mir die Einsicht, die ich gewonnen hatte. Ich hatte einen Blick in das Herz eines Jugendlichen werfen dürfen, während er mit dem Herrn in Dialog durch ein Sakrament sich befand. Der Empfang eines Sakramentes ist eine verborgene, persönliche Quelle, aus der der Herr wunderbar wirkt und sich gelegentlich auch meldet.

Ein Wort des Lobes für den Komponisten Bach darf hier nicht fehlen. Er ist imstande gewesen mit einem Musikstück von einer Minute eine Freude auszudrücken, die das Herz eines jungen Beichtenden widerspiegelt und wieder erlebbar macht. Wie ist das möglich? Sicher, er war ein Genie, aber die Freude einer persönlichen Freundschaft mit dem Herrn Jesus muss er selbst auch erlebt haben.

Ein Professorenkollegium will ein Exempel statuieren

Eher selten passieren in der Schule Fälle, die von den Professoren als besorgniserregend bewertet werden. Eines dieser Fälle ereignete sich, als eine Oberschulklasse sich auf die Schulreise nach Deutschland begab. Die Studenten standen unter der Aufsicht zweier junger „Professoressen“, die sicher nicht die große Erfahrung schon hatten, aber immerhin bei normalen Studenten leicht die Reise glücken lassen konnten. Ein Student hat gar bald versucht die Macht an sich zu reißen, provozierte dadurch eine Spaltung der Studentengruppe und schaltete die Professorinnen radikal aus. Er verkündete sogar sein Manifest, und zwar in verletzender duzender Form: „Ihr Professorinnen seid jetzt drei Tage frei, wir sind auch frei und handeln von jetzt ab nach unseren eigenen, spontanen Plänen.“ Ganz energisch wurde noch hinzugefügt, dass diese Entscheidung eine Entscheidung aller Studenten sei und in keiner Weise zur Diskussion stünde. Die Professorinnen blieben erstarrt, doch die Studenten verschwanden und die Angelegenheit war für sie ad acta gelegt. Da begannen die Probleme bei den Studenten, die sich, wie konnte es anders sein, in verschiedenen Gruppen, nach bester italienischer Art, aufspalteten und jede dieser Gruppen verhielt sich autonom, um das große Deutschland zu erobern. In ihrer Verlegenheit nahmen die zwei Professorinnen den Kontakt mit der Schule auf, aber selbst ein General vermag wenig ohne Soldaten. Die Situation war aufregend, denn die Jugendlichen und die Professorinnen standen ja unter dem Schutz der Staatsgesetze. Die Studenten waren sich dieses Umstandes bewusst und riefen die beiden Professorinnen so oft an, als sie meinten, dass es notwendig sei, damit sie doch soweit beruhigt blieben, dass sie keine Anzeige an die Staatsmacht erstatteten.

Tatsächlich, trotz ständiger Möglichkeit Opfer wirklicher Gefahren zu werden, lief alles glimpflich ab und alle kamen vereint unter dem erschrockenen Schutz der „Professoressen“ jubelnd heim.

Als die Schule mit allen Professoren die Details erfuhr, platzte allen die Geduld und der Ruf nach „Gerechtigkeit“, wie es in unserer Gesellschaft Brauch ist, wurde laut, aber nicht so laut, dass die Presse es hörte. Doch in der Schulleitung wurden Vorgangsweisen besprochen und die Fantasie der Professoren zeigte sich respektabel. Vorschläge kamen wie die Regentropfen, manche scharf, manche noch viel schärfer. In einem Punkt waren sich alle Professoren einig: Es war Zeit für immer ein Exempel zu statuieren. Selten habe ich in meinen vielen Jahren in der Oberschule die Professoren so entschlossen gesehen. Ich hatte fast den Eindruck, dieses Mal könnte sogar was Klares und Greifendes beschlossen werden.

Es kam die entscheidende Sitzung. Alle zeigten Entschlossenheit, wie selten. Zuerst wurden alle Aspekte der ärgerlichen Schulreise aufgezählt und beschrieben. Sie machten wirklich Eindruck, denn die Frechheit der Studenten war für schulische Verhältnisse höchst beleidigend. Den Ruf vom Exempel statuieren hörte man immer wieder, und zwar von allen Seiten. Es war eine Art Erlebnis der altrömischen Geschichte, wo bei der Senatorensitzung immer wieder der Ruf erklang: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam.“ Ich gestehe, dass ich eine scharfe Entscheidung für nötig hielt, aber ich hatte ein ungutes Gefühl, zu viel Feuer im Herd, könnte alles in der Pfanne verbrennen.

Es kam der letzte Teil der Sitzung. Welche Strafen sollen gegeben werden? Da kam auch eine wiederholte Warnung: „Hüten wir uns auf jeden Fall, es bewenden zu lassen mit

einer Schimpfrede des Direktors in der Klasse. Das erwarten die Studenten und es macht ihnen gar keinen Eindruck. Es ist für sie nur der Grund „di cantare vittoria“, Siegeshymnen zu singen.“ Doch jetzt war im Ernst die Strafe zu entscheiden. Beim ersten Vorschlag zeigte sich das Kollegium schon gespalten. Beim zweiten Vorschlag auch. Diese Kettenreaktion hatte ich oft seit Jahren erlebt. Da erlaubte ich mir einen radikalen Vorschlag zu machen: „Hören wir auf, Vorschläge für die Strafen zu machen, entscheiden wir uns für die Schimpfrede des Herrn Direktors, denn mehr werden wir nicht zustande bringen, weil wir einfach nicht die „moralische Kraft“ haben, unpopulär zu erscheinen. Machen wir gleich diesen Beschluss und gehen in die Bar und lassen uns was schmecken. Sonst bleiben wir zwei Stunden hier, um zum Schluss alle für die Schimpfrede einverstanden zu sein.“ Den Vorschlag fanden alle als eine reine Zeitverzögerung und das Vorschlagen der Strafen ging weiter. Aber auch die prompte Ablehnung ging weiter. Denn jede Strafe stellte auch irgendeine Ungerechtigkeit gegen einzelne Studenten dar. Um die antiken Römer zu zitieren: „Summum ius, summa iniuria“. In Wirklichkeit wollte jeder Professor mehr oder weniger der Verteidiger der Studenten sein, oder er fürchtete die ablehnende Stimmung der Studenten im Unterricht. Jedenfalls, was mir nie gelungen war in meinem langen Schulleben, gelang mir diesmal: Ich war ein glaubwürdiger Prophet geworden. Nach zwei wortreichen, nutzlosen Stunden waren alle einverstanden, die Schimpfrede des Direktors sei der vernünftigste Modus, ein „Exempel für immer zu statuieren.“

Ein Student des Vinzentinums erlebt in Physik größte Freude

Ein Priester meines Alters, den ich gut kenne, erzählte mir einmal bei einem Mittagessen im Gasthaus ein Erlebnis, das mich sehr beeindruckte. Er war mit 18 Jahren Student im Vinzentinum und besuchte den 6 Kurs. In diesem Kurs waren für ihn neue Schulfächer vorgesehen unter anderem Naturwissenschaften, Fächer, die ihn sehr interessiert haben. Doch da kam störend die Krankheit auf Besuch und statt in der Klasse die interessantesten Stunden zu erleben, musste er im Bett liegen. Seine Mitschüler vermissten ihn sehr und kamen ihn zu besuchen und einer davon, ein Geistesverwandter, der auch die Naturwissenschaft sehr liebte, fasste für ihn die letzte Schulstunde zusammen. Es ging um den Aufbau des Atoms. Ein Kern in der Mitte, um den Elektronen kreisen. Ein Wunderding! Er wurde durch diese Information von einer unerwarteten Freude erfüllt. Er konnte sich plötzlich freuen, wie er sich so nie gefreut hatte. Der Grund war die Schönheit der Materie in ihren Grundwurzeln. Diese Freude dauerte lange, nicht einige Augenblicke, sie dauerte eine ganze Woche. Woher kam diese Freude, woran entzündete sie sich? Es fällt auf, dass derjenige, der ihm diese naturwissenschaftliche Information gab nicht der Professor war, der es sicher viel besser und professioneller gemacht hätte. Es war ein Schulkamerad, der sich für diese Mitteilung nicht vorbereitet hatte, die Mitteilung unprofessionell machte, also eine Mitteilung in Armut. Die Situation war auch nicht lustig, er war ja krank. Nochmals eine Situation der Armut. Schlicht gesagt: Es war eine Betlehem Situation. Da würde Karl Rahner, der was verstand von Theologie, zustimmen, wenn ich behauptete, die Freude kam vom Heiligen Geist. Sie war total geschenkt, denn er hatte nicht darum gebetet. Er kannte solche Freude gar

nicht. Sie war auch nicht durch Fleiß verdient, er war ja krank, er hatte sie nicht erwartet. Er konnte sie auch nicht länger behalten, als sie ihm blieb, er konnte sich diese Freude nicht selbst geben. Es war etwas Überirdisches. Nicht von dieser Welt. Eines konnte er: Er konnte sich ein Leben lang daran erinnern und er konnte wissen, es gibt mehr als das, was man sieht und misst.

Mir hat diese Erfahrung des Mitbruders an das Gleichnis des Evangeliums erinnert, worin Jesus vom Arbeiter erzählt, der beim Ackern im Acker eines Großgrundbesitzers einen Schatz entdeckte. Die Freude darüber war sehr groß und genau diese Freude feuerte ihn an schlau zu werden, alles zu verkaufen, den Acker zu kaufen und den Schatz zu seinem legalen Besitz zu machen (Mt 13,44). Genau auf diesem Weg, so Jesus, kommen wir ins Himmelreich.

Die unerwartete Freude, wie sie dieser junge Student bekommen hat, ist so ein gefundener Schatz. (Mt. 13,44) Ich frage mich, wie viele Menschen, Jugendliche haben in unserer Bevölkerung den Schatz, die Freude des Hl. Geistes, unerwartet bekommen? Der Schub zur Tiefgründigkeit ist gegeben. Die Frage drängt sich auf: Werden die so Beschenkten die Folgen ziehen und wird ihnen jemand dabei helfen? Ist die Kenntnis davon, welchen Schatz unsere Gläubigen bekommen haben, für die Seelsorge wichtig? Sind wir bestrebt zu dieser Kenntnis zu kommen?

Ein treuer Pfarrer erlebt den Respekt seiner Jugend

Anfang der 1960er-Jahre merkte das Ordinariat Brixen, dass mit der Jugend ein neues Empfinden und ein neues Verhalten ankam. Deswegen beschloss es, neue pastorale Vorschläge durch ein eigenes Amt, dem sogenannten Seelsorgeamt, ausarbeiten zu lassen. Diese Weisungen galten den Pfarrern, aber sie wurden zur Kenntnis auch den Kooperatoren zugeschickt. Ich war damals Kooperator und freute mich, diese konkreten Ideen kennen zu lernen und probierte gleich, sie in die praktische Arbeit aufzunehmen. Besonders betont wurde, zum Beispiel, dass endlich nicht nur Kinder ministrieren sollten, sondern Jugendliche. Die Durchführung wurde sehr pädagogisch skizziert. Ich war begeistert, die Jugendlichen zum Altardienst zu organisieren. Der Pfarrer war einverstanden, gab mir die Namen von Jugendlichen, die als Kinder ministriert hatten und ich versuchte die Jugendlichen einzeln zu treffen, ihnen die neue Möglichkeit zu schildern und schmackhaft zu machen. Die Jugendlichen zögerten zwar alle, aber nach längerem Gespräch sahen sie auch den Vorschlag als möglich an und die gute Erinnerung an ihre Ministrantenzeit ließ sie das große Wagnis mutig in Angriff nehmen.

Bis ich so weit war, endlich die Proben anzusetzen vergingen mehrere Wochen. Was ich ungewollt entdeckte, war die Freude, unkompliziert mit Jugendlichen ins Gespräch gekommen zu sein. Die Jugendlichen kamen fleißig zu den Proben. Wie die Ordinariats Anweisung empfahl, machte ich einige spirituelle Bemerkungen über die Messe, die die Jugendlichen fast mit Dankbarkeit aufnahmen. Zu einem Gespräch über die Messe kam es nicht. Wenn mir das eingefallen wäre, wären die Jugendlichen sicher interessiert gewesen. Aber im zweiten

Kooperatorjahr war ich noch nicht so weit. Am besten übten wir die Besprengung der Gläubigen durch das Weihwasser am Anfang der Messe. Da mussten die Burschen den Pfarrer rechts und links von ihm mit dem Weihwasserkessel durch die Kirche begleiten, während die Gläubigen alle aufstanden und der Chor ein eigenes Tauflied sang. Mit der Zeit fragten die Jugendlichen: „Herr Kooperator, ist der Pfarrer schon froh, wenn wir ministrieren?“ „Freilich, ich habe alles mit ihm ausgemacht. Er freut sich drauf.“ Jetzt waren die Jugendlichen beruhigt und sehr froh. Sie haben nicht weitere gute Bemerkungen über ihn gemacht, aber die Freude war sichtbar. Sie wären sicher nicht einverstanden gewesen, wenn nicht der Pfarrer die Messe zelebriert hätte. Deswegen hatte ich schon vorher ihren Ministrantendienst für den Sonntag eingeteilt, als der Pfarrer beim Hauptgottesdienst zelebrierte. Es war nämlich Brauch, dass Pfarrer und Kooperator sich diesbezüglich jeden Sonntag abwechselten.

Am Abend vor dem Sonntag des Pfarrturnus meldete ich dem Pfarrer den Dienst der Jugendlichen und begann einige Einzelheiten für ihn aufzuzählen. Er unterbrach mich, weil er meinte, die Jugendlichen erwarteten sich sicher, dass der junge Kooperator bei ihrem Ministrieren zelebriere. Er schlug vor zu tauschen. „Zelebrieren Sie, Herr Kooperator, den Hauptgottesdienst und ich nehme die Frühmesse.“ Da teilte ich ihm mit, dass die Jugendlichen gewünscht hatten, ihm zu ministrieren. Da erkundigte er sich plötzlich genauer. Als ich ihm beteuerte, sie hätten ausdrücklich ihm ministrieren wollen, fragte er nochmals: „Haben Sie das gesagt?“ Der alte freundliche Pfarrer erlebte unerwartet eine stille Seligkeit, die er zwar zu verbergen suchte, ich aber ihm klar vom Gesicht las. Diese Genugtuung werde ich nie mehr vergessen. Er war ein sehr guter Mensch, aber die Rolle als Pfarrer verbarg oft unter den Pflichten, die er gewissenhaft erfüllte, viel Menschlich-

keit. Gar manches Geraunze über ihn war mir bekannt, aber es entmutigte mich nicht. Ich erlebte es als etwas Normales für einen Pfarrer. Aber die Entzückung, die er jetzt empfand, dass er einen echten Beweis von der Achtung und von dem Respekt, den die Jugendlichen zu ihm empfanden, erkannte, ließ mich auch erahnen, wie sehr er ungeachtet und still, lange Jahre unter dem Eindruck der täglichen Kritik gelitten hatte. Die Jubiläen, Geburtstage mit ihren Klängen der Musikkapelle und mit den vielen Lobsprüchen aus Bürgermeister- und Kindermund konnten nicht die Trostkraft einer wahren Äußerung im normalen Alltag, ohne Nebenzwecke, erreichen. Der Alltag ist sehr kostbar, zwar bringt er sehr kleine Blüten, wie die Berge der Dolomiten, mit niedrigem Wuchs aber mit sehr hellen Farben.

Ein verzweifeltes Gebet wird erhört

Ungefähr 20 Jahre habe ich mit meinen Jugendlichen (Mittelschüler und Oberschüler) das Zeltlager auf dem Berg aufgeschlagen. Das bedeutete, einmal im Sommer 20 Tage mit Jugendlichen fern von der Stadt, mitten in der Natur Tag und Nacht miteinander zu leben. Es war ein reiches Leben. Es war dauernd etwas los. Größere Jugendliche halfen mit, die Kleineren zu beschäftigen, die ständigen unvermeidlichen kleinen Streitigkeiten zu schlichten, Spiele zu organisieren und natürlich auch den Tagesablauf zu gestalten. Also Beschäftigung mehr als genug und dauernd die Möglichkeit ganz ungezwungen konkrete Charakterbildung zu betreiben. Allerdings brauchte ich dazu unbedingt einen reiferen Jugendlichen, der als Direktor des „campeggio“ fungierte und der mit Kraft und Geschick die ganze Schar zusammenzuhalten half. Glückli-

cherweise war es nicht schwer diesen Jugendlichen zu finden. Nur einmal wollte das nicht gelingen. Schließlich traf ich einen Uni-Studenten – Mitte 20 – der mir den Eindruck eines richtigen Leaders machte. Er war einverstanden die Funktion des Direktors im Zeltlager zu übernehmen.

Mit diesem Direktor war ich bereit, die 60 Jugendlichen, die sich in diesem Sommer so zahlreich gemeldet hatten, endlich auf den Berg zu ziehen. Alles war schon hergerichtet: Zelte, Waschanlagen, Latrine, Küche, usw. Der Direktor konnte aber erst kommen, als alle Jugendlichen schon im Zeltlager sich eingerichtet hatten. Dazu halfen bis zu seinem Kommen vielfach die Eltern. Als endlich alles startbereit war und die Jugendlichen sich im Geheimen freuten, dass die Mamas und die Papas wegzogen und dadurch ihnen eine persönliche Autonomie ermöglichten, kam die Nachricht, der Direktor liege krank im Bette und könne nicht kommen. Ich erschrak völlig. Wie ein Blitz leuchtete es mir auf, dass ich unmöglich imstande war diese vielen Schäflein zu weiden. Eine unglaubliche Angst überfiel mich. Sofort suchte ich nach Lösungen! Aber auf dem Berg fand ich keine. Tel. gab es damals nicht. Einen Direktor suchen war eine Aufgabe die mindestens Tage, wenn nicht Wochen dauerte. Heim schicken konnte ich die Kinder nicht, denn ihre Eltern waren am Meer in Ferien. Mit den Größeren überlegen? Das hätte sie nur in Verzagtheit gebracht. Ich stand da auf einmal allein und ratlos. Not lehrt beten. „Herr, diese Jugendlichen gehören Dir, nicht mir. Jetzt, bitte, mach Du weiter!“ Ich war mir sicher, dass der Herr die Situation retten werde, auch wenn ich mir nicht vorstellen konnte, wie das möglich wäre. Ich dachte an keine Lösungen mehr und wurde im Gebet einfach ruhig.

Ohne mein Wissen hatte der Herr bereits die Lösung begonnen. Sehr weit weg in einem kleinen Auto „Topolino“, indem

zwei 25-Jährige saßen und fröhlich und munter ans Meer fuhren, flüsterte der Herr unvermittelt in ihr Ohr. Sie waren von Brixen gestartet und kamen gerade nach Klausen. Als sie vor dem Tunnel waren, sagte einer: „Geht nicht diese Tage Don Giuseppe mit den Jugendlichen zum Zeltlager?“. „Genau“ sagte der andere. Als sie am Ende des Tunnels kamen, hielten sie an und sagten. „Eigentlich sind wir dumm, dass wir ans Meer fahren. Am „campeggio“ oben ist es ja viel schöner!“ Sie kehrten um, und kamen zum Zeltlager. Sie wussten gar nicht genau, wo in Val Badia das Lager eingerichtet wurde. Sie mussten sich regelrecht durchfragen. Dabei bekamen sie Informationen, die den Weg zum Zeltlager sehr beschwerlich machten. Das war nicht so schlimm, denn einer war ja ein frischgebackener Turnlehrer, der andere ein Arbeiter. Muskelmäßig beide super. Diese beide hatten jahrelang mit mir schon Zeltlagerleben erlebt und kannten sich in allem gut aus.

Wie ich also da stand und mich auf den Herrn verließ, tauchten durch den Wald plötzlich in meinen starren Blick diese beiden Engel auf. Sie eilten herbei, umarmten mich und sagten: „Geld haben wir nicht. Aber, bitte, nimm uns auf. Wir machen alles, was Du brauchst.“ „Ihr kommt als ein Geschenk des Herrn!“ Die Freude dieser Begrüßung werde ich nie mehr vergessen. Zum Turnlehrer sagte ich. „Du machst Direktor!“ „Gerne!“ Ich kannte ihn. Er war sehr fähig, die junge Schar zu leiten und mit ihm verstand ich mich seit seiner Kindheit sehr gut. Dann erzählte ich den beiden die Situation. Als sie mir von ihrer „Umkehr“ beim Tunnel von Klausen erzählten, war ich tief erstaunt. Der Herr hatte mich in unvorstellbarem Maße erhört. So viel hätte ich nicht zu wünschen gewagt. Uns drei verband eine große Freude. Sie dauerte die ganze Zeit des Zeltlagers, ja bis zum heutigen Tag.

Nicht jedes Gebet erhört der Herr so spektakulär. Aber er hat uns versichert, dass er jedes Gebet erhört. „Bittet und ihr werdet empfangen.“ (Mt 7,7-11). Meistens beachten wir es in unserer Oberflächlichkeit gar nicht.

Ein Ziel vor Augen wirkt Wunder

Gar oft habe ich in der Seelsorge etwas tun müssen, wofür ich keine Übung und keine Eignung hatte. Wenn ich ein Beispiel nennen darf: Geistergeschichten erzählen. Das war mir absolut unbekannt. Schon deswegen, weil ich nie Geistergeschichten gehört hatte und von der Kanzel oder auch in der Schule von mir niemand verlangt hatte, dass ich zu den bösen Geistern greife. Dämonen kommen im Religionsunterricht und in der Predigt oft vor, aber Geistergeschichten waren bisher in meinem Leben eine unbekannte literarische Gattung.

Als ich das erste Mal meine Jugendlichen zum Zeltlager brachte, musste ich jeden Abend beim Lagerfeuer Lieder singen, auch beten war möglich, einen spirituellen Gute Nacht Gedanken vortragen. Die Jugendlichen nahmen das alles mit Geduld und auch mit Zustimmung an. Eher kam es vor, dass die Gläubigen bei der Predigt in der Kirche einschliefen, als die Jugendliche am Lagerfeuer zu später Nachtstunde. Genau für das Lagerfeuer wurde ich mit einem Wunsch überrascht, wofür ich keine Erfahrung hatte. „Bitte, erzählen Sie uns eine spannende Geistergeschichte!“ Ich musste mir erklären lassen, welche Besonderheiten sie damit wünschten. Dass ich nicht wusste, was eine Geistergeschichte sei, konnte ich unmöglich ausplappern. Aber die Jugendlichen gaben mir eine konkrete Angabe. „Wir möchten gern Gänsehaut bekommen.“ Also es ging ums

Gruseln. Ich erinnerte mich an den Durchgang durch den sehr dunklen Wald, den ich jedes Mal wagen musste, wenn ich in der Nacht die Milch zu einem Hotel bringen musste. Dann hatte meine Mutter mir manchmal erzählt, dass mein Vater, um sie zu besuchen, als sie seine Braut war, einen Pass überqueren musste, und zwar durch einen dunklen gefährlichen Wald, denn es hausten dort fürchterliche Hexen. Also wenigstens Bildmaterial hatte ich plötzlich gar gutes. „Ja, bitte erzählen Sie uns!“ Die Schlaulinge hatten Hoffnung, dass ich die Gänsehaut bewirken könnte, ich war sehr skeptisch. Da kam mir ein reales Bild in Sicht, genau am Ort unseres Lagerfeuers. Die Waldarbeiter hatten in der Nähe Bäume gefällt, dann brav die Stämme zu schönen Stummeln geschnitten und diese zu einem Stapel aufgeschichtet. An höchster Stelle war ein Stummel, der länger war als die anderen und hervorragte. Ein Oberschüler hatte sich dort wie ein Vogel daraufgesetzt und schaute dem Geschehen am Lagerfeuer von einer höheren Warte aus zu. Er pendelte seine Füße ungefähr zwei Meter über dem Erdboden. Er reizte meine Fantasie. Glückselig und unbekümmert schaute er friedlich her, als ob er sagen wollte: „Mein Phlegma garantiert mir Ruhe und Sicherheit.“ Jetzt kam mit zündender Deutlichkeit mir das Ziel meiner Geistergeschichte ins Bewusstsein: Der muss vom Stamm vor Schrecken herunterpurzeln!

Daraufhin begann ich die Geschichte und verließ mich mutig auf meine Fantasie. Diese sprudelte. Ich war selbst überrascht. Sogar die Stimme konnte ich angstvoll gestalten, als ob ich vor großer Angst nicht richtig atmen könnte. Immer wieder atmete ich tief ein und die Jugendlichen übergaben sich willig meinen Worten und meinem theatralischen Gebärden. Ich hatte nie Theater gespielt, aber jetzt funktionierte alles. Ich bekam selbst Gänsehaut. Schön langsam hingen sie alle, Klein und Groß und der Oberschüler an meine Darbietung. Um die Spannung noch

zu erhöhen, zog ich, ohne dass sie etwas merkten, vor ihren Augen ein Brett, das sich in Reichweite befand zu mir, dann fasste ich einen großen Stock, der günstig neben mir lag, mit der Hand. Noch nicht genug! Ich erinnerte mich auch, dass ich, wenn es notwendig war, sehr laut, mit einer so starken Stimme sie anbrüllen konnte, dass sie sogar bei Tag, bei hellem Sonnenschein erschrecken. Jetzt in der Nacht wollte ich mit dem Stock auf das Brett schlagen und gleichzeitig den lautesten Brüller in die Nacht hinein schleudern, immer mit dem klaren Ziel vor Augen: Der Oberschüler musste vom Stummel fallen, dann konnte ich mir sagen: „Josef, Geistergeschichten sind deine Stärke.“ Ich warf den letzten Blick in die total gespannte Runde. Selbst der Oberschüler vergaß jetzt seine Beine zu pendeln. Es war der Augenblick gekommen. Der Schreckensknaller hallte von den nahen Bergwänden zurück und der Oberschüler stürzte zu Boden.

Die Geschichte wurde ein voller Erfolg. Die Jugendlichen waren begeistert. Aber am meisten war ich selbst erstaunt. Wie konnte ich so erzählen? Wieso kam mir alles in den Sinn? Wie so konnte ich auf einmal Theater spielen? Wie konnte ich die Jugendlichen in so starke Konzentration bringen? Die Antwort war eine Lehre für mein ganzes Leben: Ich hatte ein klares Ziel vor Augen, ich wusste, was ich wollte.

Ein Zündholz für den Glauben

Bei den Sitzungen des Pfarrgemeinderates und der Führung der Pfarrjugend kommt es vor, dass man auch über den Glauben reden und sich auseinandersetzen muss, besonders, wenn pastorale Aktionen vorbereitet oder eingeführt werden. Dadurch bin ich mehr und mehr daraufgekommen, wie groß die

Unwissenheit im Glauben real ist. Manchmal bin ich erschrocken, aus welchen Vorurteilen und wie lückenhaft manche Glaubensauffassungen behauptet wurden.

Ich habe oft die Ferien in Grado verbracht im Haus „Stella Maris“. Da war im Restaurant ein Tisch für Priester reserviert. Viele von ihnen kamen aus unserer Diözese. Bei den Mahlzeiten ging es recht lustig zu: Witze gewürzt mit pastoralen Problemen machten ein klerikales „Pasticcio“, das immer gut schmeckte. Einmal saß neben mir ein Geistlicher, der stumm blieb zu unserem Feiern. Aber er unterließ es nicht, bei jeder Mahlzeit mir eine Bemerkung zu machen, höchst theologischer Natur, die mir direkt ins Herz stich, wie eine Lanze, sodass ich die längste Zeit darüber am Strand nachdenken musste. Er war Theologieprofessor, Pietro Dacquino mit Namen, ein Bibliker, der Prof. Gamberoni kannte. Mit der Zeit gab er mir ein von ihm verfasstes Buch. Das Ergebnis war, dass ich über eine Glaubenswahrheit nachzudenken kam, die ich kannte, die mir aber bisher überhaupt keinen Eindruck gemacht hatte. Es war wie eine Neuentdeckung. Es handelte sich um Artikel 7 der Liturgiekonstitution des Konzils, wozu Bischof Gargitter uns Priester mit ziemlich klaren Worten zu lesen aufgefordert hatte. „Wenn ihr schon wenig die Konzilsdokumente lest, so meinte Gargitter, lest und bedenkt wenigstens Artikel 7 der Liturgiekonstitution.“ In diesem Artikel erinnert das Konzil, dass Jesus in der Liturgie, besonders in den Sakramenten, als Handelnder gegenwärtig ist.

Daheim angekommen las ich vieles über die wichtige Glaubenswahrheit. Ich las auch das 800 Seiten dicke Buch von Franziskus Eisenbach „Die Gegenwart Jesu Christi im Gottesdienst“ das mir Prof. Dacquino empfohlen hatte. Gleichzeitig dachte ich dabei auch an das Programm für die Arbeit mit

der Pfarrjugend (SKJ). Ich wollte unbedingt die Jugendlichen in diese wichtige Glaubenswahrheit einführen. Ich erinnerte mich an die Methode des Heiligen Filippo Neri. Dieser pflegte ein Buch mit einer Gruppe von Jugendlichen zu lesen. Ich fand diese Methode sehr einfach und durchführbar. Ich suchte mir reifere Jugendliche und wir, ungefähr 10 Personen, beschlossen während des Arbeitsjahres das Buch „Peccato originale e redenzione“ von Dacquino zu lesen. Dazu trafen wir uns einmal in der Woche. Die Treffen waren am Anfang mühsam, wurden im Lauf des Jahres immer interessanter und stärkten uns sehr im Glauben. Mit der Zeit kam von den Jugendlichen der Wunsch, wir sollten irgendwie versuchen auch mit einer breiteren Gruppe von Jugendlichen diese Glaubensvertiefung zu teilen. Der Vorschlag war: Eine Ausstellung mit großen Tafeln vorzubereiten, an denen Bilder und Texte die Wahrheiten erläuterten und zusammenfassten. Es war eine ziemliche Arbeit, aber genau in dieser Phase, in der wir das Gelernte zusammenfassen und fotografisch und literarisch wiedergeben mussten, erlebten wir die Freude über den Glauben. Die Jugendlichen stellten die Ausstellung in verschiedenen Pfarreien auf und teilten sich die Turnusse für die Vorführung ein. Viele besuchten die Ausstellung und ließen sich gern den Glauben erklären. Die Jugendlichen, die die Erklärungen gaben, machten als Personen, die über den Glauben mit Kenntnis und Überzeugung sprachen, sehr großen Eindruck. Es kamen nicht nur Jugendliche, sondern auch viele ältere Personen, die sich freuten, dass die „heutige Jugend“ auch gläubig ist. Sie bekamen Hoffnung und verließen die Ausstellung mit Freude. Diese Jugendlichen, die das Publikum durch die Ausstellung führten, belehrten nicht nur, sie wurden auch Zeugen des Glaubens.

Ein Teilnehmer hatte als 15-Jähriger eine Nahtoderfahrung gemacht. Er sprach nicht gern darüber, aber bei einem

Gespräch mit mir verplapperte er sich und erzählte mir diese Erfahrung. Ich bat ihn, als er schon fast 40 Jahre alt war, bei meiner Pfarrjugend seine Erfahrung zu erzählen. Er sagte ungern zu, aber er sagte zu. Nach seinem Vortrag stellten die Jugendlichen Fragen. Eine Frage lautete: „Ist Ihnen durch diese Erfahrung der Glaube leichter gefallen?“ Er wunderte sich über diese Frage und erklärte, diese Erfahrung habe ihm jede Furcht vor dem Tod genommen. Über das Jenseits habe er nichts gesehen oder erfahren. Und dann erinnerte er daran, dass er vielmehr beim Lesen des Glaubensbuches mit mir und den Jugendlichen im Glauben wirklich gestärkt wurde. Das Buch hatten wir aber vor mindestens zehn Jahren gelesen und doch wirkte es immer noch nach. Er empfahl den Jugendlichen sich in der Jugendgruppe mit dem Glauben auseinanderzusetzen. Das werde ihren Glauben stärken.

Eine sehr schöne Monstranz für das Altersheim bestellt

In einem größeren Dorf in Südtirol wirkten ein Bürgermeister und ein Dekan, die sich gut verstanden und ihre respektablen Fähigkeiten sehr zum Wohle der Menschen einsetzten. Beide kümmerten sich verantwortungsvoll auch für die alten Leute, der eine für die leibliche, der andere für die seelische Gesundheit und kamen zur Überzeugung, das bestehende Altersheim sei sehr ungenügend, infolgedessen müsse ein neues erstellt werden. Sie nahmen viele Diskussionen, Schwierigkeiten und Laufereien auf sich, allerdings sehr geschickt und erfolgreich. Schließlich erwartete das neue Altersheim fröhlich die alten Menschen.

Zur Unterstützung des Gebetes der alten Leute wollte der Dekan, eine prächtige Monstranz anschaffen. Die Leute sollten mit Freude Jesus in seiner Gegenwart im Altarsakrament anbeten. Er bestellte bei einem guten Goldschmied eine Monstranz, gab wenige aber vielsagende Angaben an. Die Monstranz sollte mit vielen schönen Edelsteinen geschmückt sein. Über den Preis vereinbarte er weiter nichts. Er konnte sich ruhig auf den Goldschmied verlassen, den er gut kannte. Bald kam der Goldschmied mit der schönen Monstranz. Der Dekan war glücklich, er fand sie sehr erhebend für die alten Beter. Gleichzeitig gab ihm der Goldschmied in einem verschlossenen Brief sehr diskret die Rechnung, die der Dekan versprach in den kommenden Tagen zu begleichen. Ganz normale Administrationsvorgänge.

Ein bisschen anders klang es, als der Dekan den Betrag las. Sehr viel Geld. Er begann sofort in den verschiedenen Schubladen nach Kassabüchlein und dergleichen zu stöbern, leider mit keinem Erfolg. Es war ein Dekan, der das Geld möglichst für die Seelsorge investierte, weniger daran interessiert war, es in den Banken wachsen zu lassen. Er fand nicht eine Lire.

Er musste jetzt eine Lösung finden, die sich nicht recht finden ließ, obwohl es ihm an Fantasie wahrlich nicht fehlte. Aber wo nichts ist, hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Doch verzagte er in keinster Weise, schließlich handelte es sich ja um eine Monstranz für das Gebet der Senioren, woran der Herr selbst sicher auch interessiert sei. Also verließ er sich auf ihn. Da fiel ihm eine Möglichkeit ein, aber leider eine, die er absolut nicht annehmen wollte. Er sollte betteln! Er hatte die Armut als Kind gut gekannt und hatte betteln müssen. Schon wenn er jetzt wieder daran dachte, kamen unangenehme Erinnerung als Bremse auf. Diese Möglichkeit blieb von Tag zu Tag immer die einzige. Wie, wo, wann sollte er also betteln?

Da kam eine neue Antwort. Am naheliegendsten wäre es ja bei den alten Leuten selbst zu beginnen, die ja inzwischen in einer Notunterkunft auf das neue Heim warteten. Es kostete ihm sehr viel Demut, aber, um das Gebet der Senioren zu fördern, unterwarf er sich schließlich gerne und ging zu den Alten. Da kam ihm eine sehr alte Frau entgegen. Er sprach sie an und bettelte. Dabei betonte er noch einfühlsam, dass er auch für die kleinste Spende sehr dankbar wäre. Er erklärte, dass er eine sehr schöne Monstranz „für euch Senioren“ bestellt habe. „Warten Sie, einen Augenblick, Herr Dekan, ich komme gleich wieder,“ sagte die Frau und ging weg. So blieb der Dekan im Gang stehen und nach kurzer Zeit kam die alte Frau und gab ihm ihr Sparbuch: „Bin ich froh, dass sich noch vor meinem Tod jemand an mich gewendet hat um eine Spende. Bisher hat nie jemand an mich gedacht und jetzt wendet sich der Herr Dekan an mich und für eine Monstranz! Ich bin sehr froh!“ Sie begann vor Freude zu weinen. Sie dankte mehrmals, dass er sich mit dieser schönen Bitte an sie gewandt hatte. „Der Herr hat mein Gebet erhört,“ beteuerte sie. Sie grüßte und ließ ihn im Gang stehen. Er selbst war sehr beeindruckt von ihren Worten und besonders von ihrer Freude. Für heute hatte er genug gebettelt. Er kehrte in das Pfarrhaus zurück und schaute ins Sparbuch. Die Überraschung war jetzt fast noch größer. Die Summe des ersparten Geldes war komplett die gleiche wie die der Rechnung.

Er erzählte mir diese Erfahrung und meinte, wenn er die Monstranz nach dem Preis bestellt und mit dem Goldschmied über den Preis verhandelt hätte, und wenn ihm der Preis zu hoch vorgekommen wäre und er deswegen eine billigere bestellt hätte, dann wäre die wundervolle Begegnung mit der dankbaren Seniorin mir nicht geschenkt worden. Das Geizen der Pfarrer und der Pfarrgemeinderäte bei seelsorglichen Anliegen betrachtete er als Mangel an Gottvertrauen.

Ich bin heute noch dankbar, dass er diese Geschichte mir erzählt hat, und er hat sie mir für mich erzählt. Mit solchen Erfahrungen hat er mich ein Leben lang im Vertrauen an Gott unterstützt.

Erhebet die Herzen

Viele überarbeitete Stadtmenschen fahren in die Ferien, für eine innere Befreiung von zu vielen Zwängen, die ihnen das Berufsleben auferlegt. Ihr Leben gestaltet sich sehr kompliziert, weil ihnen vor Augen in irgendeiner Weise immer das Geld schwebt. Wir leben in der Leistungsgesellschaft. Der alte Spruch „Geld regiert die Welt“ findet täglichen Widerhall und Bestätigung an allen Ecken und Gassen unserer Gesellschaft.

Als Seelsorger in Alta Badia wollte ich den Touristen genau in jene Richtung unter die Arme greifen, in der sie sich in den Ferien bemühten. An etwas anderes denken als nur an Geld und Leistung. Also die Herzen emporzuheben. Sicher sind die Dolomiten prächtige Berge, die den Blick fast fesseln und dadurch die Herzen emporheben. Leider nimmt die Tourismusförderung merkwürdige Dreher im Bemühen, den Gästen das Geld zu entlocken. Mit sehr raffinierter Methode erreichen sie, dass die Augen nicht staunend auf die Schönheit der Berge und der Natur gerichtet werden, sondern lenken sie willentlich davon ab. Da werden Spielplätze errichtet, dass die Kinder und die Familien, wenn sie oben am Berg vom Lift aussteigen, sofort gebannt werden von allen möglichen Spielanlagen. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier.“ Kleine Mühlen, Wasserspiele, Plätze zum Radfahren für Kinder, usw. Niemand schaut sich mehr die beeindruckende, erhebende Bühne der Natur an. Tatsache ist, dass für diese billige Entfremdung, die

Life-Gesellschaft bedeutend mehr einnimmt. Dann sind wir wieder beim Spruch: „Geld regiert die Welt.“

Seelsorglich wollte ich versuchen jenen Touristen, die eine Sehnsucht nach Stille und Erhebung des Herzens haben, entgegenzukommen. Dafür gab es in der Pfarrei Abtei reiche Möglichkeiten. An erster Stelle nenne ich die Pfarrkirche, eine Kirche von unglaublicher Schönheit. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebaut, ganz einheitlich im barocken Stil, bebildert vom besten Maler Deutschlands, Matthäus Günther, nimmt sie jeden Besucher auf und erhebt ihm die Seele. An zweiter Stelle muss ich einen genialen Jugendlichen erwähnen, der Elektrotechniker war, der die Freizeit verbrachte mit Band und Musik, und eine wertvolle Erfahrung in technischer, digitaler Musikvorführung hatte. Ich selbst liebe sehr klassische Musik. Mit einer guten Stereoanlage Auditionen von klassischer Musik in dieser Kirche erklingen lassen, müsste sicher ein erhebendes Ereignis sein.

Es war nicht einfach die Anlage einzurichten, aber die klassische Musik klang wie in einem Konzerthaus. Ein fleißiger Student half mir die Musiktexte mit den nötigen Angaben zusammenzustellen und schriftlich den Teilnehmern in die Hand zu geben. Er bediente auch die Anlage sehr verlässlich. Die Aufführung fand zwei Mal in der Woche abends statt. Alle waren eingeladen, niemand brauchte zu zahlen, auch nicht zu spenden.

Einige Freunde hatten mir geraten, die Musik während des Tages einzuschalten, um alle zu erfreuen, die im Laufe des Tages die Kirche besucht hätten. Doch ich betrachte die Musik als eine große Mitteilung, die aber eine Voraussetzung verlangt, wenn sie wirklich das Herz erheben soll. Der Hörer muss von Stille umgeben sein. Nur in der Stille kann uns die Musik ins

Herz sprechen. Musik so als Grundton, oder Hintergrundton wie es oft in den Geschäften üblich ist, ist nach meiner Meinung ein Missbrauch der Musik.

Am Anfang der Audition gab ich einige kurze Einführungen und setzte mich hin und genoss selbst Musik mit Erhebung des Herzens. Es war mir fast gleich, ob viele kamen oder wenige. Für mich hatte es jedes Mal einen Sinn. Mit den Jahren kamen immer mehr Leute. Gedacht war es mehr für die Touristen. Deswegen legte ich auch anspruchsvolle klassische, sakrale Musik auf. Freilich freute es mich sehr, wenn auch lokale Pfarrangehörige kamen. Hörer von der Pfarrei kamen zuerst keine, doch mit der Zeit einzelne, später sogar Jugendliche, aber kaum Mitglieder der Musikkapelle oder des Kirchenchores.

Touristen kamen nach der Vorführung sich zu bedanken, sie sprachen direkt oder indirekt auch aus, was mich am meisten interessierte, dass sie erhebende Freude empfunden hatten. Einmal waren nur vier Personen gekommen. Ich hatte Choräle von Bach und Spirituals auf dem Programm. Meines Erachtens drücken diese Musikstücke, die musikalisch und geschichtlich so verschiedenen Ursprungs sind, in vieler Hinsicht das Gleiche aus: Tiefe Menschlichkeit, starkes Gottvertrauen, warme Herzenssprache. Alle vier Hörer kamen sich zu bedanken. Sie waren Universitätsprofessoren. Wir unterhielten uns länger theoretisch über die angebotenen Musikstücke. Eines erkannte ich klar: Sie hatten auch erlebt „empor die Herzen.“ Es freute mich und ermutigte mich, dass sie überzeugt mich baten, diese Aktion für die Touristen fortzuführen. Sie bedauerten, dass so wenige gekommen waren. Doch genau sie hatten mich ermutigt.

Geheime Muttertränen

Das Ziel meiner Fahrt mit dem Auto an einem Sonntagvormittag war eine Pfarrei im Gadertal. Ich hatte einen Vortrag für den KVW übernommen und war, was bei mir nicht immer der Fall ist, sehr rechtzeitig auf der Straße. Ich sah am Rande der Straße eine Frau sehr schnell gehen, wenn sie jünger gewesen wäre, wäre sie sicher gelaufen, aber im jetzigen Alter konnte sie nur mehr schnell gehen. Ihre Eile und die Morgenstunde ließen mich vermuten, dass sie eben zur Messe ging, und reichlich spät dran war. Sie kam von einem Weiler und musste, um die Sonntagsmesse zu besuchen, ein kleines Stück über die Landstraße gehen, dann auf eine Seitenstraße zur Kirche abbiegen. Ich hielt und bot ihr einen „passaggio“ an. Wenn ich sagen würde, dass sie froh war, würde ich stark untertreiben und lügen. Sie machte fast ein Spektakel vor Freude, dass ich sie mitnahm. „Wie weit soll ich Sie fahren?“ Die Antwort kam voll Frohlocken: „Zur Kirche, bitte! Ich gehe nämlich zur hl. Messe.“ Als Seelsorger hatte ich Genugtuung, eine Person zu treffen, die so froh war zur hl. Messe zu gehen. Leider war meine Annahme ungeahnt daneben. Die Freude bekam die Frau aus einer anderen Quelle.

Sie erzählte mir, dass ihr Sohn ein Auto besaß und dass er, wenn sie ihn demütigst bat, gelegentlich zur hl. Messe fuhr. Auch heute hatte sie ihn darum gebeten. Weil er sah, dass sie im Augenblick der Bitte sehr knapp an der Zeit war, sagte er ihr zu. Doch der böswillige Sohn ließ sich Zeit und brachte die gute Mutter in Aufregung. „Komm jetzt, sonst komme ich auch mit dem Auto zu spät.“

Der Pfarrer war ein Mensch, der die Ordnung liebte. Also zu spät zur Sonntagsmesse kommen, war für ihn ein unerträgliches Zeichen von Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit. Die seltenen Male, dass so eine Störung vorkam, unterbrach er die

bereits angefangene Messe und schimpfte vor allen, dass es sich die ganze Gemeinde für lange Zeit merkte. Unterstützt wurde er, wenn es eine Frau betraf, von den Kumpeln im Gasthaus. Diese Mutter hatte das persönlich nicht erlebt, aber der Sohn hatte des Öfteren im Gasthaus mitgelacht, wenn die Spießgesellen spotteten. Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, seiner Mutter diese Schande zu verpassen. Deswegen wartete er noch weiter, bis er sicher war, dass sie zu Fuß unmöglich pünktlich in die Kirche kommen konnte. Dann kränkte er sie mit gehässigen Worten: „Ich fahre dich zu Fleiß nicht hin. Der Pfarrer wird dich tüchtig ausschimpfen, du sollst dich vor allen schämen! Das gönne ich dir.“

Ausgeklügelt hatte sich der Sohn die Methode teuflisch schlau. Er konnte dadurch seine bissige Bosheit vor allen bestens verbergen, der Pfarrer mit seinem übertriebenen Drang nach Pünktlichkeit wurde ungewollt sein Schild, sein Schutz. Ich wollte nicht fragen, was den Sohn zu einer solchen Bosheit getrieben hatte. Vielmehr erzählte mir die Mutter von einer neuen Freude, die sie jetzt plötzlich entdeckte. „Mein Gebet ist erhört worden!“ Sie hatte nämlich sofort nach der Absage des Sohnes in ihrer misslichen Lage gebetet, der Herr möchte ihr helfen. Dabei war es ihr himmelklar, dass sie niemals zur Kirche fliegen konnte. Auf Autostopp hatte sie ganz und gar nicht gedacht. Und siehe, was ihr unmöglich schien, bekam sie. Dankbar ging sie rechtzeitig in die Kirche.

Vergessen habe ich diesen Fall nicht mehr. Diese Bosheit eines erwachsenen Sohnes hat mich geschmerzt, der Stil des Pfarrers gewarnt. Die Strafen sollte man schon mit großer Überlegung anwenden. Wenn die Ordnung zu hoch bewertet wird, eignet sie sich sehr, Menschen Leid zuzufügen. Man braucht gar nicht an die Konzentrationslager zu denken. In unserer Leistungsgesellschaft ist diese Gefahr oft gegeben.

Glaubenspflege zur Erstkommunion und Firmung

Das Jahr der Erstkommunion und der Firmung eines eigenen Kindes ist ein Jahr der Gnade, das freilich nur dann, wenn es auch als solches gelebt wird. Wichtig ist, dass in diesem Jahr der Glaube, besonders der Eltern und Paten gepflegt wird. Da fragt es sich, worin diese Pflege bestehen soll. In diesem Zusammenhang möchte ich auf den Grundsatz hinweisen, der angibt, wo die Quelle des Glaubens zu finden ist. Ich zitiere die Formulierung dieses Grundsatzes sogar lateinisch: „Fides ex auditu.“ Der Glaube kommt vom Hören des Wortes Gottes.

Wenn man den Eltern und Paten helfen will, ein Jahr der Gnade zu leben, muss der Pfarrer sich Gedanken machen, welche Gelegenheiten er den Eltern zum Hören des Wortes Gottes anbietet. Dabei ist besonders wichtig zu berücksichtigen, welche Möglichkeiten die heutigen Eltern haben und welche sie heute nicht mehr haben. Wie ich darüber nachgedacht habe, klang mir noch im Ohr, was eine Mutter bei Schulungstagen für Elter der Erstkommunikanten sagte. Sie habe sich beim ersten Kind sehr auf das Gnadenjahr gefreut. Tatsächlich schaute es leider sehr enttäuschend aus. Es war dauernd wochenlang zu Sitzungen und Proben zu rennen, sodass sie nach der Feier die größte Freude darin empfand, als endlich der stressige Weg zu dem stressigen Fest sein Ende fand. Mir gingen diese Worte einer Mutter nicht mehr aus den Ohren. Andererseits kann man nicht unbedacht lassen, dass die Kinder der Erstkommunion, am Tag des Festes auch vielfach das letzte Mal bei der Sonntagsmesse dabei sind. Irgendwo muss seelsorglich unbedingt gehandelt werden. Die Überzeugung der zuständigen Verantwortlichen, aber auch vieler nachdenkender Gläubiger ist, dass der Glaube selbst in den Mittelpunkt der Vorbereitung gestellt

werden muss, damit nicht unbedeutende Aktionen überwuchern. Das ist auch meine Meinung gewesen.

Mir schien folgender Vorschlag möglich. Jeden Donnerstag zelebriere ich die traditionelle Abendmesse für die Eltern des „Gnadenjahres“, bei der ich das Evangelium mit einem längeren Vortrag erkläre. Die Kirche ist geheizt, die Lautsprecheranlage ermöglicht ein genügendes Mithören und die Messe ist natürlich allen offen, aber mit dieser klaren Intention, das Wort Gottes für die Stärkung des Glaubens zu erklären. Da an Werktagen die Jahrestage für die Verstorbenen auch gefeiert wurden, vermeide ich, sie an diesen Donnerstagen anzusetzen, denn es könnte leicht vorkommen, dass Verwandte zur Messe kommen, die an einer längeren Erklärung nicht Freude haben und dann eine nervöse Stimmung ausstrahlen. Die Serie dieser Donnerstage dauert von Ende Jänner bis zur Erstkommunion.

Jetzt musste ich feststellen, ob mein Vorschlag im Bereich der Möglichkeiten der Eltern lag. Eine nach der anderen besuchte ich alle Familien. Es waren 42. Ich erklärte ihnen den Segen des Gnadenjahres in der Familie, legte ihnen den Plan dar und bat sie, zu überlegen, ob es in ihrer Situation möglich wäre, drei Mal wenigstens am Donnerstag die Glaubensmesse mit langer Erklärung des Evangeliums zu besuchen. Ich rechnete schon im Voraus, dass es bei der Kompliziertheit des heutigen modernen Lebens nicht vielen möglich sein könnte. Sicher genügte es, wenn ein Elternteil teilnähme. Ich war überrascht, es lag in der Möglichkeit aller Familien. Bei einem Besuch traf ich den Vater, der mir anstandsvoll mitteilte, er sei persönlich nicht an der Glaubenspflege interessiert, da er Atheist sei, habe aber nichts gegen die Religion. Er erklärte sich bereit, falls seine Freundin es wünsche, das Kind zu betreuen, damit sie teilnehmen könne. Auch in diesem Fall traf

ich auf Verständnis und Offenheit und es war somit die Möglichkeit gegeben. Ich ging an die Durchführung des Planes mit froher Zuversicht.

Am ersten Abend kamen zwei Mütter. Mir klang in den Ohren „Aller Anfang ist schwer.“ Die Abende kamen und kamen, aber die Eltern kamen nicht, allerdings um ehrlich zu sein in der ganzen Zeit bis zum Ende vielleicht noch vier. Die Enttäuschung, die ich erlebte, wurde mir vom Herrn ein wenig gemildert durch zwei Jugendliche, die im Institut Salern einen längeren Kurs für Landwirtschaft besuchten. Diese waren überrascht, eine solche Aktion durch Zufall entdeckt zu haben taten schön mit und kamen mir sogar am Schluss zu danken.

Inzwischen liefen die Vorbereitungen auf die beiden großen Feste immer stressiger weiter. Die große Frage: Wie sollten die Fotos der Kinder für den Schaukasten umrahmt werden; welche neuen Lieder sollten eingelernt werden und aus welchem Buch sollten sie genommen werden? Auf keinen Fall aus dem Gotteslob und auch nicht aus dem Kindersingbuch der Diözese, denn dann hätte man die neuen Lieder in der Pfarrei beim Gottesdienst weitersingen können und wären für immer eingeführt gewesen. Und die Torte, bitte, ja nicht zu große Schnitten, denn sonst essen die Kinder beim festlichen Mittagessen im Gasthaus nichts mehr. Von der Uhr als Geschenk hörte ich auch wispern. Und viele andere Probleme. Die Mitarbeiterinnen versuchten mit zermürenderem Eifer die glänzenden Feiern möglichst festlich zu gestalten.

Alles wurde in meinen Augen getrübt durch die unleugbare Abwesenheit der Eltern bei den Glaubensabenden. Ich musste eine Erklärung finden, was leider viel zu leicht war, denn die Erklärung leuchte völlig durch die Fakten hindurch. Die evidente

Erklärung wollte ich nicht annehmen, doch niemand von den Eltern war krank gewesen, niemand war irgendwie verhindert. Es war klar: Die Eltern feierten nicht den Herrn, der sich ihrer Kinder in unendlicher Güte annahm. Ich versuchte mich mit aller Kraft gegen den Eindruck zu wehren, die Feier der Erstkommunion und die Feier der Firmung seien ein leeres Getue.

Wie sollte ich reagieren? Blieb mir nur die wenig überzeugende Möglichkeit, die gute Miene zum bösen Spiel zu zeigen? Eines fiel mir dann doch ein: Die Predigt auslassen. Ich besprach mich mit der Religionslehrerin. Sie war nicht sehr überzeugt davon. Es hätte nachher nutzlose Polemik abgegeben. Mir schien diese Elternversammlung nicht würdig, die Verkündigung des Wortes Gottes zu bekommen und ich ließ die Predigt aus. Niemand merkte es und die Polemik blieb aus. In den darauffolgenden Jahren hielt ich nie mehr eine Predigt bei der Feier der Erstkommunion.

Glaubentreffen ziehen Kreise

Unter Glaubentreffen meine ich jetzt nicht so sehr den Sonntagsgottesdienst, zu dem alle Gläubigen einer Pfarrei mit den Glocken des Kirchturms eingeladen werden, sondern Treffen in kleineren Gruppen, zu denen die Pfarrei alle einladet, die eben ein Glaubensinteresse haben. Als Beispiel sei die Pfarrjugend, in unserer Diözese SKJ genannt, dann die Bibelrunde, also die vielen Gruppierungen im Interesse der Glaubensförderung für Jung und Alt, die es in einer Pfarrei gibt. Heutzutage ist es schwierig für diese Gruppen Mitglieder zu finden, denn viele die einmal zur Gruppe kommen, verlassen sie dann wieder. Gewichtig haben jene Mitglieder, die die Tugend der Beständigkeit

kennen und leben. Sie bilden in allen Gruppen den sogenannten Kern, der die ganze Gruppe viele Jahre am Leben erhält. Die Verantwortlichen in den Gruppen bemühen sich in ständiger Spannung, die Mitglieder zu motivieren und neue Mitglieder zu gewinnen.

Auf ihr Ziel hin handelt die Gruppe, wenn sie in irgendeiner Form den christlichen Glauben verkündet. Je wenige Mitglieder erreichbar sind, umso mehr richtet die Gruppe den Blick auf die ganze Pfarrei. Denn alle Getauften sollen die Kirche aufbauen. Da gilt schon das Wort des Herrn: „Die Ernte ist groß, aber die Arbeiter sind wenig.“ In irgendeinem Maß schleicht sich in jeder Glaubensgruppe eine Enttäuschung ein, weil der gewünschte Erfolg nicht erkennbar wird. Die Mitglieder, aber besonders die Führer der Gruppe, haben dann den Eindruck, jede Anstrengung sei vergeblich. Doch wissen alle, die in diesen Gruppen sich verwenden, dass bei Arbeiten im Weinberg des Herrn, ja der Herr selbst mithilft. Alle wissen, sie sind vergleichbar mit dem Bauer, der viele Arbeiten in Acker und Wiese verrichtet, aber an das Wachsen selbst, nicht die Hand direkt anlegen kann. Es bleibt ihm die Hoffnung, dass die Früchte nicht ausbleiben, auch wenn er sie nicht gleich sehen kann.

Mit der Zeit ergeben sich trostvolle Bestätigungen, dass die Hoffnung begründet ist, weil Früchte erfahrbar werden, die man überhaupt nicht vermutet hätte.

Ein junger Mann kam zu mir mit den Heiratspapieren für die anstehende Feier seiner Hochzeit. Meistens ist das eine Begegnung, die bürokratisch abläuft. Der Bräutigam kommt, die Papiere sind in einem Briefumschlag bereit, sie werden übergeben, dann verliert der Pfarrer ein paar gebräuchliche Worte und das wars schon. In diesem Fall war es anders. Es fiel mir gleich

auf, dass der Bräutigam zu erzählen begann. Ich hatte an ihn viele Jahre gedacht, denn er nahm Teil an Prozessionen, kam jeden Sonntag in die Messe, sodass ich ihm öfters eine Einladung zur Pfarrjugend geschickt hatte. Antwort hatte ich von ihm nie bekommen. In der Meinung, dass sein freundliches Erzählen ihm doch kostbare Zeit kostete, begleitete ich ihn zur Tür, damit er frei sei, zu gehen, wann er wollte. Er machte die Tür auf und blieb mit offener Tür stehen und erzählte weiter. Ich sagte: „Es ist nett mit dir zu reden. Schade, dass ich die Gelegenheit dazu nie hatte.“ Genauere Vorwürfe ihm jetzt zu machen, hätte keinen Sinn gehabt, aber getan hätte ich es gerne: und die vielen Einladungen zur Jugendstunde? Er selbst hat herwärts die Pfarrjugend erwähnt. Er hat mir auf einmal gedankt, dass ich ihn eingeladen hatte. Er hat sogar betont, dass ich mich sehr um die Jugend in der Pfarrei gekümmert habe. Jetzt konnte ich wahrlich nicht mehr schweigen. „Ja, ich habe versucht euch Jugendlichen im Glauben zu helfen.“ Gern hätte ich schon hinzugefügt, dass er da schon schuldhaft etwas versäumt habe. Aber dazu kam ich nicht, denn er kam mir zuvor mit der Behauptung: „Ja, was Sie gesagt haben, hat mir geholfen und wird mir jetzt in der Ehe und Familie erst recht helfen.“ Jetzt war meine Weisheit am Ende. Er sprach in vollem und freundlichem Ernst, aber war nie bei der Jugendgruppe gewesen. Wie konnte er nur wissen, was ich in der Jugendgruppe gesagt hatte. Es stimmte, dass ich den Jugendlichen jede Woche beim Jugendtreffen einen Vortrag und eine Diskussion über den Glauben geboten habe. Da erklärte er mir, dass in einem Gasthaus, wo sich die Jugendlichen meistens trafen, er jeden Abend, an dem die Jugendstunde vorgesehen war, gewartet hat, bis seine Freunde von der Stunde kamen, und ihm vom Vortrag und von der Diskussion erzählt haben. „Ich weiß alles, was Sie uns Jugendlichen gesagt haben.“

Das ist ein Fall für viele, sehr viele. Glaubenstreffen ziehen Kreise. Dass der Herr mir diesen Fall kundgetan hat, hat mich sehr ermutigt und meine Hoffnung auf seine Mitarbeit gestärkt.

Hausgemachte Freizeitgestaltung

Für eine lohnende Werbung sucht jeder Produzent die besten Qualitäten seiner Produkte hervorzukehren. Hausgemacht muss eine gute Qualität sein, denn ich finde sie sehr oft, wenn ich in der Stadt an den Geschäften vorbeigehe. Gelati?

Hausgemacht; Marmelade? Hausgemacht; Schlutzkrapfen? Hausgemacht; Würste? Hausgemacht usw., um nur bei den Fressalien zu bleiben. Als Pfarrer wollte ich auch meine Produkte hausgemacht. Was produziert denn eine Pfarrei? Die Pfarrei ist für mich eine große Familie und der Pfarrer ist ihr Vater.

Die Familie lebt bekanntlich von der Gemeinschaft, die in ihr gepflegt wird. Das Essen ist wohl sehr wichtig, dann womöglich hausgemacht; singen ist unerlässlich, dann hausgemacht; spielen kann nicht fehlen, dann hausgemacht. Die Pfarrei kann Singen, Spielen anbieten. Also wollte ich Spielen hausgemacht anbieten.

Die Klage, dass es oft an Sonntagen langweilig sei, hörte ich nicht selten. Auch den anderen Spruch: „Zuhause ist bei uns meistens niemand, alle gehen ihre eigenen Wege.“ Warum nicht einen schönen spielerischen Nachmittag hausgemacht anbieten? Ich besprach den Plan mit der Pastoralassistentin Christine Dalvai. Es war ein ergiebiges Pro- und Contra Gespräch. Wie schaut denn ein hausgemachtes Spiel aus? Vor allem, dass die Teilnehmer alle aus unserer Pfarrei seien: Unsere Kinder, unsere Väter. Welche könnten die Spiele sein?

Wenn besonders die Väter in Betracht kamen, schließlich sind sie ja „das Haupt der Familie“, dann war das Kartenspiel wohl als erstes zu nennen. Dann Heimspiele, die die Pfarrei organisierte. Doch welche Heimspiele? Wir fragten uns durch, um zu wissen, welche schon bekannt und eingespielt waren. Viele fanden wir nicht, aber immerhin es brauchte ja nicht viele. Das Pfarrhaus von Vahrn ist in dieser Hinsicht ein Glanzstück: Es enthält drei Räume im Haus selbst, dann befindet sich ein ganzer Spielsaal im Nebenbau und im Garten gab es auch einen großen Gemeinschaftstisch, für „Mensch ärgere dich nicht“ bestens geeignet. Zuerst nahmen wir Kontakte mit den Vätern auf, dann baten wir sie mit ihren Kindern zu kommen. Es gelang uns alle Räume zu besetzen und auszunutzen. Die Pastoralassistentin war sehr geschickt, alles am Laufen zu halten und ich spielte den Vater, indem ich vor allem zuschaute (viel ist es nicht!), dann auch mit den Leuten gelegentlich ein Wort wechselte. Ich habe gesagt, dass ich zuschaute. Es war für mich als Pfarrer eine ungeahnte Freude zu erleben, wie einfach das Ganze war. Die Väter waren Meister, die Kinder zu erfreuen. In dieser Stärke hatte ich sie nicht gekannt. Disziplin? Überhaupt kein Problem. Langweilig? Als ob dieses Phänomen unbekannt gewesen wäre. Und das Meckern? Abwesend! Fröhlich lachen schon, die ganze Zeit!

Ich hatte die hausgemachte Freizeitgestaltung nicht als ein einmaliges Jubiläumsfest, sondern für viele, mit der Zeit für alle Sonntage gedacht. Natürlich nur gedacht, zu sagen getraute ich mich den Vätern nur: „Es wäre ganz nett, wenn wir das noch einmal organisieren täten.“ Die Antwort war ausweichend: „Sicher, Herr Pfarrer, wenn wir nur Zeit dafür hätten.“ Eine Diskussion über ihren Zeitmangel konnte ich natürlich nicht starten. Mich wunderte es nur, dass sie ihre Ausrede selbst glaubten.

Den Beweis für meine Skepsis bekam ich bald. Ich fuhr am Sonntagnachmittag mit dem Auto von Vahrn ins Vinzentinum, einen Professor zu besuchen und diesmal nahm ich die Seitenstraße am Fußballplatz vorbei. Beim Vorbeifahren konnte ich kaum Platz finden. Ich musste einen niederen Gang einschalten, so viele große Autos waren die lange Straße entlang geparkt. Da dachte ich mir schon, was heute, Sonntagnachmittag, los sei. In der Nähe des Fußballplatzes hielt ich an. Es war ein Spiel in Gang. Viele Zuschauer sah ich auch. Es waren fast alles Männer, die zum Teil als direkte Zuschauer standen, ein Bier in der Hand hielten und gelegentlich aufjubelten, wenn der Sohn den Ball hatte, wie ich dann vernahm. Andere hatten bereits von der Partita genug gesehen und hatten sich bereits ins Lokal zurückgezogen, denn das Bier schmeckte ihnen doch gemütlicher beim Sitzen. Einem Pfarrer fallen schnell Vergleiche mit seiner Pfarrei ein und ich stellte fest: So viele Männer sah ich in der Kirche nie. Hausgemacht war dieses Spiel nicht. Alles war ein Produkt des Sportvereins, mit dem Sitz, wer weiß wo. Die unbeteiligten Väter waren herkommandiert vom psychologischen Druck des Sportvereins, laut welchem einer umso mehr gilt und umso mehr sportlich ist, je mehr er sich am Sportplatz zeigt und je mehr er schwärmt für den Ball. Eigenbeitrag gleich Null. Je mehr es den Großorganisationen gelingt, Väter (Eltern) aus dem Familienhaus zu locken und zu banalen, schreienden Zuschauern zu degradieren, umso mehr geht die Familie und die Pfarrfamilie auseinander. Hausgemacht wird immer schwerer aber auch immer nötiger.

Heilige Messe zu Beginn und am Ende des Schuljahres

Die Feier der Heiligen Messe zu Beginn des Schuljahres war für mich eine Formalität, die mich von Jahr zu Jahr immer weniger überzeugte. Es wurde mir immer klarer, wie billig dieser Gottesdienst war. Der Priester war der Einzige, der sich vorbereiten musste. Ich schlug deswegen der Frau Direktor in Brixen vor, die Messe so weit zu verschieben, bis die Studenten vorbereitet wären. Zwar zweifelte sie, ob mein Vorschlag nicht zu stark gegen den Brauch und im Fall gegen das Ordinariat gehen könnte. Doch gab sie mir freie Hand.

Als erstes wurde am ersten Tag gleich mit dem Unterricht begonnen, was einige Professoren gar nicht freute, denn sie nahmen sich, was ich gar nicht bedacht hatte, sonst den ersten freien Tag. Ich wartete einige Tage, um herauszubekommen, ob die Studenten es gemerkt hatten, dass die Messe nicht zelebriert worden war. Da hatte ich Glück. Nach der letzten Stunde ging ein Student – sein Vater hatte mein Alter - mit mir über die Stiegen hinunter und fragte mich, warum ich am ersten Schultag nicht die Heilige Messe zelebriert habe. Ohne zu lügen konnte ich behaupten, die Messe zelebriert zu haben. Das wusste er ganz genau, die heilige Messe hatte ich nicht zelebriert. „Ja, ich habe sie zelebriert, aber in der Pfarrei.“ Dann fragte ich ihn direkt: „Möchtest du die hl. Messe?“ Da blieb er auf den Stufen stehen, schaute mich an und sagte: „Ja, wirklich!“ Ich erklärte ihm, dass man eine Heilige Messe vorbereiten müsse. „Hilfst du mir?“ Die Antwort: „Ja, gern!“ Da wurden wir zwei auf Jahre Freunde. Ich ging in alle 20 Klassen, außerhalb meiner Religionsstunde, um zu fragen, wer bereit wäre für die Gestaltung der Messe mitzuarbeiten. In jeder Klasse meldete sich jemand.

Bei mehreren Schulsitzungen mit den freiwilligen MitarbeiterInnen bereiteten wir alles vor.

Dann lud ich sie ein, selbst in die Klassen zu gehen und die Studenten und die Professoren zur Messe einzuladen. Selbstverständlich sollten sie Eltern und Angehörigen nicht vergessen. Die Einladung hatten wir eingehend besprochen und vorbereitet. Ich unterrichtete in drei verschiedenen Schulen. Studenten von der Handelsschule gingen zu den Studenten des klassischen Lyzeums usw. Es gab damals im klassischen Lyzeum einen Professor, der keine Probleme mit der Disziplin hatte. Die zwei Handelsschüler, die es übernommen hatten, in die Klasse des „respektablen“ Professors zu gehen, waren sehr aufgeregt. Ihre Überraschung war groß: Er stand von seinem Stuhl auf, und lud die Studenten zum Lehrerpult und ließ sie sogar auf seinem Stuhl Platz nehmen.

Die Schulen gestatteten Gesangsproben, die Gitarristen hielten. Die biblischen Lesungen baute ich in den Unterricht ein und als die Studenten sich damit auseinandersetzten, kamen sehr lebendige Diskussionen über den Glauben zustande. Die Feier der Heiligen Messe wurde ein kleines Fest. Diese Art wurde dann zur Tradition. Einmal bei der Vorbereitung meinten einige Studenten, die Predigt sei überflüssig. Ich wollte doch wissen, was das Gesamtempfinden war. Um das zu wissen, ließ ich die Predigt aus und wartete, ob es jemand merkte. Bei der Nachbesprechung wurde das Auslassen der Predigt klar bedauert. Nie mehr hörte ich den Wunsch, die Predigt auszulassen.

In der Handelsschule im Gadertal wurde die Messe am Schluss des Jahres aus dem gewohnten Gleis geholt. Ich war daraufgekommen, dass gar viele Studenten Mitglieder von Musikkapellen waren. Ich fragte alle Klassen durch, um die Namen

der Musikanten zu kennen und um zu erfragen, welches Instrument jeder und jede spielte. Das Ergebnis war respektabel, es ergab eine komplette Musikkapelle. Nur die Tuba spielte keiner, die spielte zum Glück ein Professor. Ich kannte sehr gut einen jungen begeisterten Kapellmeister. Er erklärte sich bereit, einige Proben mit den Studenten zu halten. Als ich mich zum Direktor begab, um ihn mit meinem Projekt für die Jahresschlussmesse in Kenntnis zu setzen, leitete ich meine Begegnung mit folgenden Worten ein. „Herr Direkter, ich möchte Ihnen ein Kompliment für ihre Schule aussprechen, weil ihre Schule in einem wichtigen kulturellen Punkt die Schulen des ganzen Landes übertrifft. Wissen sie, dass ihre Schule eine eigene Musikkapelle hat?“ Ich nannte ihm die Zahl der MusikantInnen. Er strahlte. Dann schlug ich ihm vor, die Abschlussmesse mit der eigenen Musikkapelle zu gestalten und erbat die Möglichkeit, die nötigen Proben mit dem Kapellmeister zu halten. Die Feier der Heiligen Messe wurde ein kleines Fest. Auch im Gadertal wurde es zur Tradition.

Es gibt sehr viele pastorale Tätigkeiten, die eingeführt wurden, die deshalb auch laufen, aber leider mehr und mehr fast von selbst. Sie lassen die Teilnehmer gleichgültig. Niemand denkt mit und niemand empfindet Freude. Da ist eine Verbesserung notwendig, dann empfängt die Aktion eine Verlebendigung. Es braucht nicht immer neue Ideen, was die meisten meinen, viel nützlicher ist es, das was man tut, weil schon eingeführt, besser zu tun. Die Ideen, die eine bestehende Aktion verbessern, sind die wertvolleren Ideen, nicht jene, die eine neue Aktion einleiten.

Hotel, Stress und Kinder

Ein Hotelier kommt am Ende der Wintersaison zum Jahrestag des Todes des alten Vaters eine hl. Messe zu bestellen. Sein gemütlicher Ton, mit dem er redete, fiel mir sofort auf. Endlich wieder die Zeit nach der Saison, eine schöne Zeit, an der die Pfarrangehörigen Zeit haben zu plaudern. Der Mann redete von der Wintersaison, wobei er besonders die stressige Arbeit erwähnte. Er war Vater kleiner Kinder, die er sehr liebte. Gar bald ging die Rede von der Wirtschaft über auf die Kinder. Da wurde sein Gesicht strahlend. Er gab unumwunden zu, sie während des Winters vernachlässigt zu haben. Besonders reute es ihn, dass er zu Weihnachten sich viel zu wenig Zeit für die Kinder genommen hatte. Auch die Frau hatte zu viel Arbeit.

Dann kam die übliche Klage über die heutige Situation. Alle schauen nur auf das Geld, keiner hat Zeit. Der Druck auf einen wird immer stärker, man muss sich nach der Zeit richten, sonst kommt man in finanzielle Schwierigkeiten. Es ging länger in diesem Klage-ton weiter, wie es eben üblich ist. Doch er kam wieder zu den Kindern zurück und das Gesicht strahlte wieder.

Da kam ein neuer Gedanke zu Wort. Es war ein Vorsatz. Er dachte schon an das kommende Weihnachtsfest. „Ich werde am kommenden Weihnachtsfest mir die Zeit für meine Kinder nehmen, ihnen die Freude meiner Gegenwart schenken, denn die Kinder sind ja das Kostbarste, was ich habe. Es ist auch meine erste Pflicht, die Kinder zu erziehen.“ Ich hörte mit Freude zu, während er mir diese guten Vorsätze beschrieb. Sie ließen mir einen herzensguten Vater erkennen. Allerdings hatte ich schon noch im Ohr die Worte der Klage, die er davor geäußert hatte. Ich dachte, wie er das tun werde.

Als Seelsorger hatte ich mir schon lange Gedanken gemacht, wie die Stresssituation konkret angegangen werden könnte. Theoretisch gibt es dazu viele Studien und Ratschläge, aber faktisch getraute ich mich nicht, in der Predigt Anleitungen für alle zu formulieren, von denen ich dann den Eindruck gehabt hätte, dass sie dieselben akzeptiert hätten. Vor diesem Vater und diesem gemütlichen Hotelier wagte ich einige Fragen und ließ mir länger erzählen, wie die Situation in seinem konkreten Fall ausschaute. In diesem Zusammenhang interessierte mich leider seine finanzielle Angelegenheit. Meistens stürzen sich die Hoteliers aus Habsucht und Angebersucht in schwere Schulden, die vorwiegend den Druck ausmachen, den sie dann der modernen Gesellschaft in die Schuhe schieben. Es war ein sehr nützliches Gespräch. Die reale Situation beeindruckt mehr als die Lektüre vieler Bücher. Wenn die Leute einem Pfarrer nachdenken helfen, kann der Pfarrer, der ein Außenstehender ist, manches sehen, das, wer in der Situation steht, nicht sieht. Oft kann man ein bisschen helfen die Augen aufzumachen. In diesem Fall fand ich die Situation günstig. Der Hotelier hatte keine Bauvorhaben, die Schulden drückten auch nicht.

Also wagte ich eine delikate Frage, die eine andere Seite des Stresszwanges darstellt. „Haben Sie schon Buchungen für die kommende Weihnachtszeit?“ Zu meinem Erstaunen kam die Antwort schnell wie ein Blitz und mit höchster Begeisterung: „Ich habe alles voll!“ Er freute sich sehr darüber, er war sogar stolz mir dies sagen zu dürfen. Er erwartete sichtbar, dass ich ihm irgendwelche anerkennenden Worte spendete. So wurde ich in meiner Intention gebremst. Ich spendete keine Gratulationsworte, aber ließ ihn weiter seiner Freude Ausdruck verleihen. Aber da gab es noch eine Steigerung. Er machte mich mit dem wichtigen Prinzip, der nach meiner Meinung eine Grundursache für den Stress ist, bekannt. Ich hätte noch während des

Gespräches diese Tasse anschlagen wollen, aber ich hielt mich zurück. Zu viel auf einmal ist wohl nicht klug. Jetzt kam er aber selbst und mit voller Überzeugung. „Wissen Sie, Herr Pfarrer, man muss schauen jedes Jahr die Einnahmen zu vermehren. Man muss jedes Jahr eine Steigerung erreichen. Bisher hatte ich noch nie das volle Hotel durch die ganzen Weihnachtstage besetzt.“

Ich wagte jetzt eine Trübung dieser ungesunden Freude. „Wie denken Sie, den guten Vorsatz einzuhalten, sich mehr Zeit für die Kinder zu nehmen, wenn Sie noch mehr Arbeit vorprogrammieren?“ Er sagte kein Wort. Ich half ihm über sein oberflächliches Denken positiv durchzukommen. „Denn Buchungen annullieren werden sie auch für die Kinder nicht. Oder sie stellen mehr Personal an, was sozial auch eine gute Tat wäre. Aber für die übernächste Weihnacht könnten Sie rechtzeitig so vorsorgen, dass Sie für ihre lieben Kinder mehr Zeit hätten.“

Ich bin getauft

Am Schluss des Arbeitsjahres hat die Pfarrjugend (SKJ) die letzte Sonntagsmesse des Arbeitsjahres jugendlich gestaltet. Das war oft der Dreifaltigkeitssonntag, weil der Sonntag vorher Pfingstsonntag war und der Kirchenchor die Messe feierlich gestaltete. Beide Sonntage nach Dreifaltigkeit wurde Fronleichnam und das Herz-Jesu-Fest gefeiert. Für die Pfarrer ist der Dreifaltigkeitssonntag einer der schwersten Sonntage, was die Predigt anbelangt. So war auch für die Jugendmesse die jugendliche Gestaltung ein wirkliches Problem für mich. Zuerst ließ ich den Jugendführern die Lesungen lesen und gemeinsam diskutierten wir die für mich schwierigen Texte. Merkwürdigerweise hatten die Jugendlichen keine Sonderprobleme damit.

Das war mir schon oft im Unterricht in der Oberschule aufgefallen. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Jugendlichen die Liebe der drei Göttlichen Personen in Gott glaubten, war für mich ein Trost und auch ein Vorbild. Durch den einfachen Glauben dieser Jugendlichen bekam ich ein neues Verhältnis zum Dreifaltigen Gott. Ja mit den Jahren predigte ich sogar gern über die Dreifaltigkeit.

Ein Jugendführer stellte die Frage: „Herr Pfarrer, wie können wir die Dreifaltigkeit in der Messe für die Leute liturgisch gestalten?“ Ich war plötzlich am Ende meiner Weisheit. Doch für die Jugendlichen schien diese Frage eine ganz einfache Frage zu sein. Ich wurde von ihrer Ehrlichkeit und ihrem jugendlichen Zustimmen irgendwie angesteckt. Plötzlich fiel mir meine Mutter ein. Sie hatte einige Male die Gelegenheit gehabt in meinen Pubertätsjahren mich allein in ihrem Schlafzimmer zu haben. „Josef, jetzt muss ich Dir etwas Schönes zeigen“. Sie öffnete ihren Kasten und zog sehr vorsichtig eine Kerze hervor. „Das ist die Taufkerze deiner Taufe“. Und sie erzählte mir von der Taufe, obwohl sie ja bei meiner Taufe nicht dabei war, wie es damals üblich war. Das Kind wurde am Tag der Geburt zur Taufe gebracht. Das erste das sie mir sagte war, dass sie mich daheim nach der Taufe auf der Stirn geküsst und mir das erste Kreuzzeichen gemacht hatte. Da bist du ein Kind Gottes geworden. Sie erzählte mit einer solchen Freude und einem solchen Glauben, dass ich alles tun musste, um nicht in Tränen zu fallen. Wahrscheinlich hat sie es doch gemerkt. Sie erzählte weiter und die Betroffenheit bei mir wurde immer stärker. Es waren für mich unvergessliche Augenblicke.

Als ich also meinen Jugendlichen eine Idee geben sollte für die Gestaltung der Jugendmesse, fiel mir eben meine Mutter mit meiner Taufkerze in ihrer Hand ein. Daher machte ich

ihnen den Vorschlag: „Eure Mutter hat sicher eure Taufkerze aufbewahrt. Bittet sie, dass sie euch eure Taufkerze zeigt. Lasst euch von eurer Mutter auch ein bisschen erzählen über eure Taufe, denn ihr seid im Namen der Dreifaltigkeit getauft worden.“ Ich war mir sicher, dass sich bei der Gelegenheit ein Gespräch zwischen den erwachsenen Jugendlichen und ihrer Mutter über die Taufe ergeben werde. Beim Einzug in die Kirche sollten sie die angezündete Taufkerze tragen, dann vor dem Altar einzeln vortreten und sagen: „Ich heiÙe Rita, ich bin getauft im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes“ und dabei das Kreuzzeichen machen. Und so jede und jeder. Es waren 12 Jugendföhrer.

Als es so weit war, dass der Einzug zur Jugendmesse beginnen sollte, fragten die Jugendlichen noch vor dem Kirchentor: „Reihen sich zuerst die Ministranten (Kinder) ein oder wir Jugendliche.“ „Zuerst die Ministranten, ihr kommt unmittelbar vor mir.“ Nach dem Eingangslied ging einer nach dem anderen ruhig vor und stellte sich mit der brennenden Kerze in der Hand vor und bekannte sich mit einer unerwarteten Überzeugung als Getaufte. „Ich heiÙe Thomas ich bin getauft ...“ Die Stille in der Kirche war pure Hoffnung und Dankbarkeit. Es waren Augenblicke von übergroÙer Freude und Zusammengehörigkeit. Die ganze Messe lief dann wie ein neues Ereignis. Nach der Messe kam eine Jugendliche zu mir in die Sakristei und sagte. „Herr Pfarrer, ich habe gesehen, dass die Frauen, die in meiner Nähe waren, geweint haben, während die Jugendlichen sich vorstellten. Warum haben sie geweint?“ „Ich weiß es schon: weil sie dankbar waren, dass ihr Jugendlichen gläubig seid und ihnen euren Glauben bezeugt habt. Ich muss dir sagen, ich habe auch aus Freude geweint.“

Dieses Mädchen hatte sich schon etliche Jahre in der Pfarrjugend sehr geschickt verwendet. Bei einer anderen Gelegenheit kam sie zu mir und bat mit aller Dringlichkeit bei der Jugendmesse die Bibellesungen, mit leicht verständlichen und lebensnahen Zeitungsartikeln zu ersetzen. Es war nicht das erste Mal, dass die Jugendlichen mir diese unakzeptable Bitte vorbrachten. Sie beteuerte, dass die Jugendlichen die Lesungen nicht verstehen und dass es daher keinen Sinn habe, sie bei der Messe zu verwenden. Ich versuchte Argumente anzuführen, aber das Mädchen bestand immer weiter auf ihr einziges Argument. Argumentativ hatte sie auch immer recht, denn meine Argumente hatten sicher eine Bedeutung, aber ihr Argument, dass die Jugendlichen (und Erwachsenen) die Lesungen nicht verstehen, blieb immer wahr. Mit der Zeit appellierte ich an ihren Glauben, was man bedauerlicherweise selten tut. Ich wusste, dass sie wirklich gläubig war. „Maria“, sagte ich, „ich glaube wirklich, dass Jesus gegenwärtig ist bei der Hl. Messe. Glaubst du das auch?“ Sie antwortete ganz überzeugt: „Ja, das glaube ich!“ Dann beteuerte ich: „Ich sage dir ganz ehrlich, ich getraue mich wirklich nicht, in Gegenwart des Herrn, sein Wort wegzugeben und es durch ein Wort irgendeines Schreibers zu ersetzen“. Dann fragte ich sie: „Getraust du dich das zu tun? Ich nicht!“ Da war sie ganz überzeugt meiner Meinung. Daran erkannte ich mit Freude, dass sie wirklich glaubte, und sie erkannte meinen Glauben.

Ich gab der Jugendführerin den Rat, zur Bibelrunde zu kommen, oder sich zu verwenden, dass den Jugendlichen in irgendeiner Form die Lesungen erklärt würden.

Ich habe zu viel Geld

In Alta Badia wird ein großes Kirchenfest vorbereitet. Es müssen viele mitarbeiten und laufen, obwohl die Leute im Tourismus alle Hände voll zu tun haben. Es muss versucht werden alle Arbeiten, die Geldfrüchte bringen und schon im Arbeitsprogramm stehen, nicht auszulassen und mit Annahme von mehr Stress auch die Arbeiten auf freiwilliger Basis durchzuführen, denn solche sind die Vorbereitungen auf das Fest. Während der Saison steigert sich die Geschäftigkeit ins Unerträgliche, sodass die Leute Sprüche und Lamenti herumschreien, die ganz einfachen Inhaltes sind: „Jetzt ist Saison, jetzt kannst du mit niemand normal reden.“ Selbst ein Jäger hat mir geklagt, dass vor lauter Geschäftigkeit diese gemütliche Kategorie nicht mehr Zeit hat, bei einem Schnäpschen sitzen zu bleiben. Denn er wurde von einem Jägerkollegen ins Gasthaus eingeladen. Als sie bei Tisch saßen und die Kellnerin sie serviert hatte, sollte ein gemütliches Plaudern in Jägerlatein folgen. Doch das war ganz unmöglich, denn es klingelte schon das Handy und der Kollege musste geschäftshalber nach Bozen eilen. Freilich, die Freundlichkeit bei den Jägern ist sehr geschätzt und gesucht.

Infolgedessen zahlte der einladende Jäger prompt die Getränke und ließ die ersehnte Gemütlichkeit dem alleinigen Geladenen philosophisch genießen. Wie dieser Jäger mir das erzählte, klagte er mit realistischen Worten: „Es zählt nur mehr das Geld!“ Ja, weil jeder, der durch gut bezahlte Arbeit Geld gewinnt, Aussicht hat, immer mehr gewinnen zu können. Wenn mit der Zeit der Geldhaufen angewachsen ist, werden Umbauten begonnen, die zwar auf dem Geldhaufen plus Schulden ruhen, aber für später größere Geldhaufen versprechen. Inzwischen beginnt jetzt das ermüdende Schwitzen um Geld für den Tag zu kassieren, denn die großen Summen sind in die Projekte eingepropft.

Ich habe versucht einige Pinselstriche zu machen, um die allbekannte Situation präsent zu halten. In dieser Atmosphäre kam ein junger Mann Mitte 20 zu mir, um einige Aufträge, die er für die Vorbereitung auf das kirchliche Fest übernommen hatte, zu besprechen. Es war also ein Treffen mit mir, das keinerlei seelsorgliche Interessen verfolgte. Es ging im Gespräch unter uns beiden um Organisation und basta. Ich erwartete mir sonst keine persönlichen Worte; ich wusste ja: keinen Zeitdruck aufkommen lassen, denn es läuft die Saison. Ich hatte persönlich keine Saison, denn ich konnte fast nichts unternehmen, weil ja niemand Zeit hatte. Ich konnte deswegen von mir aus leicht Ruhe und Gemütlichkeit zeigen. Ich wagte es mit ihm zu plaudern, was ihn auch immer ruhiger machte. Das ging, solange es eben ging. Mit der Zeit wurde das Plaudern ein echtes Gespräch mit Überlegungen über viele Anliegen. Wir verstanden uns sehr gut. Der Mann öffnete mir gar weit sein Herz. Mit der Zeit teilte er mir eine Haltung mit, die mich sehr in Staunen versetzte. Er sagte klipp und klar, ohne Falschheit, aber auch ohne Angeberei, so echt, wie ich es selten gehört habe: „Herr Dekan, ich muss Ihnen sagen, dass ich zu viel Geld habe.“ Ich hatte absolut keinen Grund, an die Ehrlichkeit seiner Behauptung zu zweifeln. Ein seltener Satz in Alta Badia! Er war ein Arbeiter, damit war die Einschätzung seines Geldhaufens nicht schwer. Ich fragte ihn: „Kennst du persönlich einige große Hoteliers von Alta Badia?“ Er kannte ausgerechnet solche von Corvara und Kolfuschg, dort wachsen ja die größten Pilze dieser Art. Ich fuhr fort: „Hast du sie oft jubeln gehört mit der Begründung, dass sie zu viel Geld haben?“ Er lächelte mit den Worten: „Die jammern alle! Aber ich habe zu viel Geld.“ „Wenn du ehrlich bist, dann musst du zugeben, dass du der reichste Mensch von Alta Badia bist!“. So hatte er noch nie gedacht: „Mein Geldhaufen ist nicht groß, aber trotzdem muss ich sagen, ich habe

zu viel Geld.“ Ich konnte ihn jetzt nur mehr zum Dank an Gott ermuntern: „Du bist verheiratet, hast kaum dein neues Haus fertig gebaut, hast Schulden machen müssen, und du hast keine Zukunftsangst!“ „Nein, keine!“ „Bedenke, bitte, was du für eine Gnade von Gott bekommen hast! Hast du Gott gedankt?“ Seine Antwort: „Ja, ich danke immer, den ganzen Tag!“ Er hatte das Gejammere der Reichen mit offenen Ohren gehört; seine Mutter hatte ihm öfters deutlich gemacht, man brauche nicht viel Geld, um gesund und zufrieden zu leben.

Es ist klar, dass ich diese Begegnung und diesen Mann nie mehr vergessen habe. Fast 40 Jahre vergingen und ich unterrichtete Religion in der 7. Klasse des Vinzentinums, also in einer Klasse von 18-jährigen Jugendlichen. Wir lasen gemeinsam den Bericht des Evangeliums über den reichen Jüngling, der zu Jesus kam und ihn bat, was er tun müsse, um das ewige Leben zu gewinnen. Wie bekannt, ging der Jugendliche von Jesus traurig weg: sein großer Reichtum hinderte ihn, die Berufung Jesu, ihm nachzufolgen, anzunehmen. Daraufhin sagt Jesus ein vielsagendes und leicht zu merkendes Wort: „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“ Die Worte Jesu lösten in der Klasse eine aufgeregte Diskussion aus. Dazu lasen wir noch die weiteren Worte Jesu: „Amen, ich sage euch: Jeder, der um des Reiches Gottes willen, Haus oder Frau, Brüder, Eltern oder Kinder verlassen hat, erhält dafür schon in dieser Zeit das Vielfache (Hundertfache nach Mt 19,29) und in der kommenden Welt das ewige Leben.“ (Lk 18,29). Mit Argumenten ist es sehr schwer, Jugendliche, die meistens deswegen studieren, damit sie im Leben dann besser verdienen und reich werden, dazu zu bringen, diese Verheißung des Herrn ehrlich zu bedenken. Doch die Klasse bemühte sich mit vollem Ernst die Worte Jesu zu verstehen und zum Teil auch abzuschwächen. Ich musste ihnen helfen,

so gut ich konnte. Aber wie? Da fiel mir plötzlich die oben genannte Begegnung mit dem Mann in Alta Badia ein. Ohne den großen Geldhaufen zu besitzen, war er tatsächlich der Reichste von allen, wirklich hundertfach! Mit dieser Sicht der Situation, nicht mit dem Geldhaufen, war er der Reichste. Diese Sicht ist allerdings die Sicht Jesu und sie wertet die Lage ganz anders: zur Freude, zur Zufriedenheit und zur Freiheit. Dieses Beispiel war für alle eine große Hilfe. Ich war selbst vor den Studenten so beeindruckt, dass ich zweifelte, ob mein Gedächtnis wirklich stimmte. Es schien mir zu schön, um wahr zu sein. Da der Mann noch lebt, rief ich ihn an, um mich über die Tatsächlichkeit der Begegnung zu überzeugen. Es stimmte! Er erinnerte sich an alles sehr genau. Nur noch viel mehr an wertvollem Zeugnis bekam ich.

Im Lehrerkollegium soll die Religionslehrerin nicht ausgesondert werden

In der heutigen Gesellschaft wird das Fach Religion wohl als das nutzloseste Fach im ganzen Spektrum der Unterrichtsmaterie betrachtet. Das spiegelt sich ganz von selbst auch in der persönlichen Beziehung der Lehrer untereinander wider. Wenn Entscheidungen zu treffen sind, hat die Religionslehrerin wenig zu sagen.

Allerdings, wenn dann kirchliche Veranstaltungen in der Kirche des Dorfes vorzubereiten sind, da ist die erste Person, an die sich die Lehrer wenden, ausgerechnet die Religionslehrerin, was irgendwie wundert. Die Art, wie die Religionslehrerin für jede von der Schule mitgetragene kirchliche Aktion, Schülermesse, Wortgottesdienste, Martinsumzug, etc. angegangen

wird, geschieht in einer Form, die die Bedeutungslosigkeit der Aktion selbst erkennen lässt. Wenn auch die Lehrkräfte bei einer Schülermesse für die Disziplin in der Kirche mitwirken, so versäumen sie es nicht gleichzeitig der Religionslehrerin die ganze Verantwortung zu übertragen mit der Feststellung, uns interessiert das Kirchliche überhaupt nicht. Wenn die ganze Schule öffentlich Auftritt heißt es dann, das gehört total zu deinem Job, da fühlen wir uns nicht zuständig. Es entsteht eine Gruppierung im Lehrerkollegium, die einer Aussonderung mehr oder weniger gleichkommt.

Diesbezüglich beklagte sich meine Religionslehrerin bei mir. Neu war mir diese Verdrängungsart nicht, aber sie wurde nie klar thematisiert. Ich merkte, dass meine Religionslehrerin darunter litt und dass sie irgendeine Unterstützung erwartete. Doch hat der Pfarrer in der Schule nichts zu sagen, besonders, wenn er selbst gar nicht unterrichtet. Doch wollte ich der Religionslehrerin wunschgemäß helfen. Diese Hilfe konnte nur darin bestehen, dass sie in einer Rolle, egal in welcher, vor der ganzen Schule auftreten konnte. Gespräche sind oft ein Suchen. Beide überlegten wir und nicht umsonst. Welche Rolle konnte die Religionslehrerin bei einer Schülermesse übernehmen. Es war mir klar: Irgendwie muss sie wirklich Pfarrer spielen. Die Begrüßung am Anfang der Messe, wäre so ein Chefelement. Es mussten der Schuldirektor, dann die Eltern, dann die Lehrpersonen und die Kinder begrüßt werden. Zur Rolle, öffentlich den Herrn Direktor zu begrüßen, kommt eine Lehrperson selten, dann macht es unbedingt der Vizedirektor. Bei der Messe, wenn ich die Begrüßung nicht vornahm, war es wohl selbstverständlich die Religionslehrerin. Es gab am Schluss der Messe auch ein Chefelement, das darin bestand, die ehrende Bitte an den Herrn Direktor zu richten, er möge vorkommen und an die Eltern, Lehrer und Kinder einige ermunternde Worte zu

richten. „Herr Direktor, darf ich Sie bitten, vorzukommen!“ Wenn die Religionslehrerin die Organisation überhatte, passte dieser Vorschlag, aber er signalisierte gleichzeitig eine Sonderbedeutung der Religionslehrerin.

Mir war die Übertragung dieses Zeremoniells doch ein bisschen zu wenig. Ich schlug vor auch die Predigt zu halten. Es war keine Sonntagsmesse, sondern eine Gruppenmesse an einem Werktag und helfen kann man nur, wenn man manches ändert. Für die Religionslehrerin war das zu viel der Gnade. Doch spürte sie, dass ein solcher Auftritt, sicher seine Wirkung nach sich ziehen würde. Sie kam mit ihren Bedenken, die vorerst rein technischer Natur waren. Sie würde sich zu viel aufregen, sie käme aus der Satzkonstruktion, oder sie bliebe gar im Reden stecken. Doch hatte ich sehr überzeugende Argumente dagegen. Sie unterrichtete schon Jahrzehnte, deswegen sei sie so ins Reden eingeübt, dass sie auch dann nicht stecken bleibe, wenn sie mit geschlossenen Augen predige. Weiteres hatte sie eine sehr durchdringende, volle Sopranstimme, die nur umso überzeugender wirkte, je mehr sie Lautstärke einschaltete. Ich hatte sie oft gehört und stimmlich nur bewundert und ich hoffte im Stillen, sie werde sich des großen Raumes der Kirche bewusst und lege auch ein bisschen los. Das erklärte ich entschieden: schlafen werde bei ihrer Predigt wirklich niemand. Sie bat um eine Beihilfe besonders wegen des Inhaltes, wozu ich gern bereit war, aber gleichzeitig schlug ich ihr vor, vom Stoff seiner letzten Religionsstunde zu schöpfen. Vom Schreckpichl war sie wahrlich nicht, aber eine Predigt vor der ganzen Schule in der Kirche, das kam ihr schon ein drastisches Risiko vor. Aber sie war eine starke Frau, nicht gewohnt vor Schwierigkeiten leicht zu kapitulieren. Sie zauderte schließlich nicht lange und sagte zu. Mitarbeiter in der Seelsorge müssen oft mutig sein und sie war es.

Schon die Begrüßung machte in der Kirche alle Gesichter, kleine und große, erstaunt und neugierig herschauen. Aber als dann die Predigt kam, da kam die gewünschte Stille der Aufmerksamkeit, die ich mir oft vergeblich gewünscht hatte. Die Erwachsenen schauten, die Kinder passten ganz natürlich auf, wie in der Schule schon immer. Ich hatte ihr geraten eine Steigerung im Ton zu suchen und jetzt wartete ich sehr gespannt, ob sie kam. Sie kam und sehr überzeugend. Man hatte den Eindruck, sie habe schon jahrelang gepredigt. Als dann am Schluss der Messe sie die Einladung an den Direktor richtete, vorzukommen und einige Grußworte zu sagen, strahlten alle Lehrpersonen in frohem Stolz, und schätzten von nun an die Kollegin sehr.

In einer Klasse von Pubertierenden tobt ein Repetent

Eine Frage will ich gleich zu Beginn beantworten: „Welche Klasse wird das sein?“ Das ist sicher eine III Mittelschule. Und um eine solche Klasse handelt es sich auch in diesem Fall. Es gab in dieser Klasse einen kräftigen Repetenten, den Hans. Man kann sich ihn gut vorstellen: Merklich größer als alle anderen, natürlich männlichen Geschlechtes, seine flaumigen Schnauzer haben sich schon verdunkelt, ruhig dasitzen verschmähert er durch dauerndes Bewegen der Arme und Füße, Geradesitzen kennt er auch nicht. Die Religionslehrerin schaut er an wie Goliath den jungen David. Nur eines wünscht er sich: In irgendeiner Form Kraft zu zeigen. Was die Religionslehrerin auch sagt, gilt nicht für ihn. Sie ist eine elegante Dame von eher kleinem Wuchs, leicht zu stören, sie schimpft in einer korrekten Sprache, der er gelegentlich laut, klotzige Worte entgegenwirft.

Angst hat er sehr wenig. Je mehr er stört, umso mehr fühlt er sich in seinem Element. Die Schule gefällt ihm heuer als Repetent noch viel besser als voriges Jahr. Es gelingt ihm durch seine Störaktionen von den jüngeren Buben Bewunderung zu erhaschen. Jedenfalls ist Hans das große Problem der Klasse.

Alle Professoren ärgern sich mit ihm und jammern und klagen stark. Die Religionslehrerin kenne ich gut und was konnte anderes geschehen, als dass sie bei einem Treffen, mir ihr Klagen hören ließ. Ich merkte, sie war wirklich in Sorge, denn sie kannte keine Mittel, die eine Besserung seines Verhaltens bewirken hätten können. Ich konnte ihr Unbehagen leicht verstehen. Ich hatte auch probiert, wie mühsam die Arbeit in einer solchen Klasse sein kann und wie lang ein Schuljahr dann dauert. So ein Repetent zeigt sich von seiner harten Haut und schätzt seine Muskeln, aber unter der Haut schlägt oft ein sehr fürsames Herz, ja sogar ein Leiden, ein verborgenes, besonders das Leiden der Dumme der Klasse gewesen zu sein. Sein Gehabe ist oft eine Maske.

Ich wusste, dass die Religionslehrerin eine sehr schöne Stimme hatte. Besonders schätzte ich an ihrem Gesang, dass sie sehr musikalisch wirkte, sie ging einfach zu Herzen und das nicht nur mir, viele sagten das. Sie war musikalisch sehr gebildet, dirigierte einen großen Chor, konnte also sehr sicher auftreten. Da ich die Erfahrung gemacht habe, dass ein Erlebnis von Schönheit Wunder wirken kann, riet ich ihr, in der Klasse ein Kirchenlied aus dem Gotteslob zu singen. „Du kannst nehmen, welches Lied du willst, die sind so gut ausgesucht, dass alle überdurchschnittlich schön sind.“ Ich riet ihr einfach anzukündigen, heute sing ich euch ein Lied, dann das Lied vorzulesen, kurz erklären und endlich das Lied zu singen. Ich konnte nicht garantieren, dass sie Erfolg haben werde,

aber dass sie eine wirkliche Aussicht hatte, davon war ich mir sicher. Sie wagte den Versuch.

Kaum kündigte sie das Lied an, wurde in der Klasse still. Ihre Sprache klang gleich anders, es ging um etwas. Bei der Erklärung blieb die Klasse still. Dann fing sie an zu singen. Sie sagte mir später, dass sie sich vorher eingesungen hatte und dass sie alles drangesetzt hatte, möglichst schön zu singen. Während des Gesanges herrschte totale Stille. Am Schluss des Gesanges blieb die Klasse noch still, dann klatschten alle und ein großes Wunder geschah: Hans hob die Hand auf. Er wollte also was sagen. Was sagte er? „Bitte, Frau Professor, könnten Sie dieses schöne Lied noch einmal singen!“

Die Schönheit ist göttlich! Nicht jeder Religionslehrer oder jede Religionslehrerin hat die Möglichkeit so zu singen, dass es zu Herzen geht. Aber wer andere Fähigkeiten hat, die Schönheit erleben zu lassen, sollte diese Talente einsetzen. Ich habe einen Pfarrer gekannt, der hat sehr gut Witze erzählen können. Wenn die Aufmerksamkeit der Flegel beim Unterricht nachgelassen hat, hat er ihnen einen Witz in Aussicht gestellt. Dann ist es schon gar lange gut gelaufen, mit der Zeit hat er Wort halten müssen, aber mit der Bemerkung: „Nach dem Witz müsst ihr sehr brav sein.“ Witze bringen bekanntlich Freude, Beziehung. Sie sind schön. Ein anderer Religionslehrer hat Geschick gehabt im Zaubern. Wenn es gebraucht hat, hat er den Kindern was Nettes vorgezaubert und die Beziehung zum Religionslehrer hat sich bestens eingestellt.

Durch ihr Lied hat die Religionslehrerin zum Hans eine glückliche Beziehung hergestellt. Hans hat in der Religionsstunde das ganze Jahr nicht mehr gestört.

In meinem Dorf höre ich von Jesus überhaupt nie reden

Wenn ich gebeten wurde, irgendwo in einer Pfarrei einen Vortrag zu halten, habe ich diesen Wunsch womöglich immer erfüllt, schon aus dem einen Grund, dass es sehr schwer war von mir aus in der Pfarrei Vorträge zu organisieren. Wenn der Wille schon vorhanden war, fand ich es fast als eine Pflicht entgegenzukommen. Es kamen manchmal gar nicht wenige Leute zu den Vorträgen. Sehr viele kam zu einem Vortrag, den ich in einer Pfarrei hielt mit dem Thema: „Die Möglichkeiten ein beglückendes Leben zu erreichen.“ Über dieses Thema hatte ich in der Cusanus Akademie einen brillanten Vortrag gehört und ich nahm ihn zur Grundlage meiner Ausführungen. Es war mir aber schon in der Cusanus Akademie aufgefallen, dass der Vortragende über Jesus in diesem Zusammenhang gar kein Wort verloren hatte. Hat Jesus doch Seligkeiten formuliert, vom Leben in Fülle gesprochen, „kommt zu mir, ich will euch erquicken“ hat er versprochen.

Dieses Manko hatte ich möglichst gut ausgearbeitet, dabei war ich selbst überrascht, wie gut sich die wertvollen Gedanken, die ich in der Cusanus Akademie gehört hatte, mit dem Evangelium verbinden und sich auf die Person Jesu selbst anwenden ließen. Ganz besonders wirksam zeigte sich das, bei der Ausführung des Aspektes über Glück und Verlust eines lieben Menschen. Der Tod eines geliebten Menschen, sei er ein Freund, sei er der Ehegatte, sei er der Sohn oder die Tochter ist ein schwerer Angriff auf das glückliche Leben. Es gelang mir in diesem Zusammenhang auf die Auferstehung des Herrn ganz praktisch und konkret hinzuweisen. Ich führte das schon bewusst länger und eingehend aus. Schließlich konnte ich mit der Feststellung abschließen, dass der beste Freund, den

wir haben können, den großen Vorteil hat, unsterblich zu sein. Ich wies dann darauf hin, es sei ein Segen, dass wir Jesus kennen, dass wir getauft sind. Wichtig sei, dass wir in unserer ausgezeichneten Lage die Freundschaft mit Jesus suchen und pflegen.

Während ich diese Gedanken vortrug, merkte ich, dass zwei Jugendliche, vielleicht Oberschüler, direkt vor mir in der sechsten Bankreihe saßen, wobei einer dauernd auf seinen Block etwas schrieb und der andere ihm oft ins Ohr flüsterte, was er schreiben sollte. Ich behielt diese zwei Jugendlichen im Auge, verstand aber nicht, was sie eigentlich taten: Schrieben sie Notizen von meinem Vortrag auf, oder waren sie von der Mamma zum Vortrag geschickt worden und nutzten jetzt die Gelegenheit aus, Schulaufgaben zu machen. Sie hielten mich auch sehr im Blick. Freute es mich? Jain! Es gab für meine Neugierde noch eine gewisse Hoffnung, zur Wahrheit ihres Verhaltens zu kommen. Doch ich fürchtete, dass die beiden am Ende des Vortrages den Saal verlassen werden.

Ich eröffnete die Diskussion. Es meldete sich sofort jemand. Die zwei Jugendlichen blieben sitzen. Also wohl keine Schulaufgabe. Bei der nächsten Möglichkeit meldete sich einer von ihnen. Die Frage war für mich unvergesslich bis auf den heutigen Tag. „Herr Dekan, Sie haben so viel von Jesus gesprochen und haben behauptet, dass er so wichtig ist für unser Leben. Habe ich richtig verstanden und ist Jesus so wichtig?“

Die Frage habe ich so gut ich konnte ausgenützt um die Bedeutung Jesu, unseres Erlösers, zu unterstreichen. Dann machte ich eine Pause, um dem Jugendlichen das Wort zu übergeben. Er sagte: „Dann verstehe ich eines nicht: Wenn Jesus so wichtig ist, wie Sie sagen, wundert es mich, dass ich von Jesus

in meinem Dorf (er nannte es mit dem Namen) nie reden höre. Hier bei uns habe ich nie von Jesus reden gehört.“

Es brach mir fast das Herz, aber ich glaubte es ihm. Ich habe ihm auch gleich gesagt, dass ich ihm das glaube. Aber dann wandte ich mich an das ganze Publikum und bat sie, das zu bedenken. Ich habe an ihn keine weiteren Fragen gestellt, ob er nicht am Sonntag zur Messe gehe, über die stereotype abgedroschene Sprache in Religion fand ich einige Bemerkungen. Ich war so tief erschüttert, dass ich einige Worte verlor, die laut meiner Erfahrung seine Äußerung bestätigten. Jesus wird auch im Gottesdienst sehr oft auf die Seite geschoben und manchmal ganz vergessen. Beim Religionsunterricht an der Oberschule hat er oft keine Bedeutung. Dann erlaubte ich mir, den Jugendlichen zu bitten, für die Entdeckung dieses Abends Gott zu danken und alles zu tun, um die Freundschaft Jesu zu gewinnen und zu pflegen.

Ist die Person des Seelsorgers bald austauschbar?

In meinem Alter schickt mich der Hausarzt immer wieder ins Krankenhaus zu Untersuchungen, die manchmal eine Serie von Visiten fordern. Da ist mir mit der Zeit aufgefallen, dass jedes Mal für die gleiche Krankheit ein anderer Arzt erscheint. Der nimmt dann die Protokolle, die die anderen Ärzte bei den letzteren Visiten verfasst haben, in die Hand und informiert sich, wie es mit der Krankheit liegt und steht und fährt dann mit der Behandlung fort. Vielleicht wäre es mir lieber gewesen, es hätte mich immer der gleiche Arzt behandelt, aber auch wenn immer ein anderer mich behandelt hat, bin ich

gesund geworden. Die Ärzte scheinen austauschbar zu sein, auch weil die Krankheiten ja keine Personen sind. Aber wie steht es mit dem Seelsorger? Ist er auch austauschbar? Ein Unterschied fällt gleich auf: Der Seelsorger behandelt Personen, der Arzt Krankheiten.

Wie ich bekannt gab, dass ich als Dekan von Abtei ein Sabbatjahr nehmen werde, wunderten sich die Pfarrer, die bei einer Dekanatskonferenz versammelt waren. Es kam ihnen schon als starker Tabak vor, dass ein Dekan das ganze Dekanat verlassen würde, wie ein Hirte, der die Herde verlässt. Der Bischof ermutigte mich sogar zu einem Sabbatjahr im Heiligen Land. Als Antwort auf das Bedenken der Mitbrüder bemühte ich keine Argumente. Denn ich fand meine Abwesenheit durchaus unproblematisch. Ich war überzeugt, dass der Geistliche, der mich vertrat, das Hirtenamt gut genug ausüben werde. Doch einen flotten Spruch warf ich doch in die Versammlung. „Ich täte wetten, dass, wenn ich dann nach Monaten zurückkomme, ich den einen oder den anderen treffen werde, der gar nicht gemerkt hat, dass ich fehlte.“ Wenn ich diese meine Worte mir überlegt hätte, wäre ich mir weniger sicher gewesen, aber so wie ich meine Präsenz als Dekan auf den ersten Hieb empfand, konnte ich sie annehmen.

Nach glücklichen sechs Monaten kehrte ich wieder als Hirte zu meiner lieben Herde zurück. Der erste Kontakt, den ich mit jemanden hatte, war sehr günstig, um die Wahrheit meines Spruches zu prüfen. Ich musste mit dem Sessellift von St. Leonhard bis zur Wallfahrtskirche Hl. Kreuz fahren. Die Fahrt dauerte damals mehr als eine viertel Stunde. Es hätte ja zutreffen können, dass ich allein vor dem Lift wartete. Aber es war Mitte Juli, eine Zeit, in der schon viele Touristen auf dem Weg waren. So stieg, was ich gern hatte, ein Abteier mit auf den

Sessel, den ich gut kannte, weil er der Sohn eines meiner Mitschüler war und ich auch seine Hochzeit gefeiert hatte. Da ist auch wichtig zu erwähnen, dass er, der Inhaber einer Bar war, die sehr besucht wurde. Also, was im Dorf von irgendeiner Bedeutung war, erfuhr er garantiert.

Im Laufe des Aufstiegs kamen wir sehr nett ins Gespräch. Er machte mir sogar Komplimente, weil ich einige Tage vorher den Jahrestag für seinen verstorbenen Vater gehalten hatte und dabei hatte ich kurz das Evangelium erklärt. Meine kurze Erklärung hatte ihm gefallen. Ja, das war mir nur recht. Dann fragte er mich: „Gehen Sie bald in Ferien, ans Meer?“ Da sagte ich ihm, dass ich gerade vor einer Woche erst gekommen war. Nur um des Gespräches willen, fragte er, ob ich eine Woche weggeblieben war. Ich sagte ihm, dass ich schon länger nicht da war. „Haben Sie sich 2 Wochen gegönnt?“ Jetzt war ich schon erstaunt. Und ich fügte hinzu, lächelnd: „Schon länger!“ Da kam mir der Gedanke: „Ja, hat der nicht gehört, dass ich im Hl. Land war?“ Ich sagte ihm, dass ich seit Februar im Hl. Land zu einem Sabbatjahr mich aufgehalten hatte. Ich fragte ihn, ob er nicht gehört habe, dass ich weg war: „Du bist ja in einer Bar, hat nie jemand davon geredet?“. Jetzt staunten wir beide. „Nein, sagte er, niemand hat ein Wort darüber verloren. Ich höre sonst ziemlich alles, was im Dorf vorkommt.“

Wir mussten absteigen. Sicher wäre es interessant zu wissen, ob mein lieber Landsmann doch manchmal zur hl. Messe gegangen ist oder nicht. So wie ich ihn kenne, könnte eher der Fall sein, dass er den Gottesdienst besucht hat. Nach seiner Hochzeit, also nach Jahren, habe ich mit ihm nie persönlich gesprochen, nur in der Kirche habe ich ihn gesehen. Doch in der Kirche machen es alle Pfarrer ungefähr gleich. Der eine predigt kürzer, der andere einige Minuten länger. Aber beide kommen

zum gleichen Amen. Wann sprechen die Gläubigen persönlich mit dem Pfarrer? Wenn sich jemand zu ihm beim Sessel lift hinzusetzt? Die ganze Pfarrei hatte alles bekommen, was sie vom Pfarrer erwartete, denn die Pfarrei hatte immer weiterfunktioniert, während mich ein anderer Priester ersetzt hatte. Ist die Beziehung des Pfarrers zu den Gläubigen dieselbe, wie die des Arztes zu den Krankheiten? Tatsache ist, dass niemand in der Bar über die Person des Pfarrers geredet hat. Wenn Seelsorge vornehmlich von persönlicher Beziehung abhängt, ist der Mangel an Ausstrahlung in den Pfarreien zum Teil erklärbar, und zwar eben wegen Mangel an persönlicher Beziehung. Es ist nicht gut, dass ich, wenn ich mit meinen Mitbrüdern gewettet hätte, die Wette gewonnen hätte.

Jugendliche hören gern Erfahrungen

Die Gruppe der Pfarrjugend scheint von Gemütlichkeit und Spiel zu leben. In Wirklichkeit lebt die Gruppe nicht lang, wenn sie nicht das Gruppenleben salzt. Womit kann man einer Jugendgruppe Geschmack geben? Vor allem durch Diskussionen mit Menschen, die im Leben schwere Situationen gemeistert haben. So fröhlich die Jugendlichen in den Alltag zu blicken scheinen, sie haben unter der Haut viele Unsicherheiten, Ängste und Zweifel. Irgendwie ahnen sie, dass ihr junges Alter vergänglich ist und eine entscheidende Bedeutung für die Zukunft hat. So erkläre ich mir die Tatsache, dass sehr viele Jugendliche zur Gruppenstunde gekommen sind, wenn ich Personen eingeladen habe, die was mitgemacht hatten in ihrem Leben.

Hans war ein Bauer, der gerade damit beschäftigt war, seinen Hof zu „reparieren“ und zu verschönern. Das fand er notwendig,

weil er an seine zukünftige Familie dachte, die er zu gründen im Sinn hatte. Er brachte einige frische Bäume zum Hof, um Holz für die Reparaturen herzurichten. Das erste war die Äste vom Stamm zu entfernen, eine Arbeit, die keine besonderen Kenntnisse und Mühen abverlangte, aber die leider eine ungeahnte Gefahr in sich barg. Es war Frühjahr und zu dieser Jahreszeit sind die Äste sehr schmiegsam und leicht bearbeitbar. Er musste die Rinde entfernen. Das machte er so, dass die geschnittenen Stücke auf den Boden fielen.

Aus irgendeinem Grund fiel er während der Arbeit auf den Boden und schrecklicher Weise bohrte sich eine schneidende Rinde durch ein Auge durch und rutschte beim anderen Auge heraus. Die Schmerzen waren entsetzlich, Hilfe bekam er schon mit der Zeit und im Spital versuchten die Ärzte mit höchster Vorsicht die Rinde herauszunehmen. Schon als er noch am Boden lag, sah er nichts mehr und nach der Operation blieb er immer noch blind. Die Ärzte erkannten die tragische Situation und informierten den blinden Hans nur so weit, als er Informationen erbat. Doch er dachte gar nicht daran, dass er nicht heilbar sei.

Nach vielen Tagen erfuhr er, dass er für immer blind bleiben werde. Es dauerte nicht lange, dass er an Selbstmord dachte. Das Krankenhaus stellte einen Psychologen für seine Betreuung zur Verfügung. Das alles erzählte er bei der Jugendstunde, zu der ich ihn gebeten hatte. Der Psychologe half ihm denken und vor allem bedenken und erreichte es, dass er wenigstens für einen Tag, nicht sterben, sondern leben wollte. Aber diese Besinnung brauchte er mehr als einen Monat jeden Tag. Schließlich konnte er heimgehen, konnte über den Weg sich bewegen, der von seinem Hof wegging und als ein ganz großes Ereignis kam es ihm vor, als er das erste Mal den Weg verließ und einige Schritte auf der freien Wiese machte und allein in den Weg zurückfand.

Die Jugendlichen hörten sehr beeindruckt zu. Mit der Zeit kam die Diskussion und sie konnten Fragen stellen. Es kamen die verschiedensten und viele Fragen. Seine Antworten klangen voll Weisheit und Reife. Jeder spürte in seinen Antworten, dass er dem Leben eine ganz andere Bedeutung gab, als wir dem Leben geben, wenn wir aus der täglichen Oberflächlichkeit heraus denken. Mit der Zeit kam diese Frage: „Wenn Sie einige Augenblicke sehen könnten, was würden sie am liebsten anschauen?“ Die Antwort, die er gab, hätte niemand erwartet, ich auch nicht. Mir gefiel die Frage der Jugendlichen, denn ich konnte einige Sekunden innerlich bei mir raten, was ich anschauen würde. Ich kam zu keiner Annahme, denn er gab inzwischen seine Antwort: „Wenn ich einen Augenblick sehen könnte, würde ich die Blumen anschauen.“ Er beschrieb dann mit einigen Worten ihre Schönheit.

Der andere, den ich einlud, war auch ein Bauer, Adamo hieß er. Er war schon ein älterer Mann. Er war leider in seiner Jugend Opfer des Alkohols geworden, hatte seinen ganzen Hof vergeudet und seine besorgte Mutter ins Grab gebracht. Schon öfters wurde er zur „Kur“ nach Pergine eingeliefert. Diesmal verabschiedete er sich nach der Kur beim Portier mit dem Gruß „Addio“, lebt wohl. Doch der Pförtner grinste ihm entgegen: „Auf Wiedersehen!“ Da reagierte Adamo energisch und lehnte damit jedes „Auf Wiedersehen“ ab. „Nein, ich habe gesagt „lebt wohl, mich werdet ihr nicht mehr sehen!““. Der Portier grinste etwas entschiedener.

Doch Adamo trank nicht mehr. Mir erzählte er, dass er sich oft sehr schwergetan hatte, schon 30 Jahre keinen Tropfen zu trinken. Am schwersten war es, wenn er im Gasthaus bei einem Tisch von Kameraden saß, die alle rücksichtslos Wein tranken und er bei seiner Aranciata mit der Zeit die Lust nach Alkohol

verspürte. Da gab es nur eines, auf der Stelle aufstehen und Richtung Tor laufen, aus dem Gasthaus verschwinden, und zwar so schnell, dass er gar nicht zahlen konnte. Das hatte er mit der Kellnerin schon seit langem vereinbart und am nächsten Tag ist er gekommen, um zu zahlen.

Die Diskussion zeigte das existentielle Interesse der Jugend. Sie bekam auch von Adamo ruhige Antwort auf alle ihre Fragen. Sie erfuhren, dass Adamo bei jeder Lust davonlaufen musste, dass er allein lebte, dass seine Kameraden kein Verständnis für ihn zeigten. Sie spürten seine Abgeklärtheit und seine Zufriedenheit. Sie wunderten sich darüber und fragten, ob er zufrieden in seinem Leben sei. Die Antwort klang überzeugend:

„Ja, sehr zufrieden.“ Die Jugendlichen konnten das nicht verstehen, und baten um Techniken, die einem die Zufriedenheit schenkten. Die Antwort von Adamo habe ich nie mehr vergessen, die Jugendlichen wohl auch nicht: „Die Zufriedenheit muss man sich selbst erarbeiten.“

Jugendliche suchen, die den Glauben suchen

Die Vorbereitungen für das große Jubiläum vom Wallfahrtsort Hl. Kreuz in Abtei wurden geplant. Es gab viele Ideen: Nachtwallfahrt der Dekanatsjugend nach Hl. Kreuz mit brennenden Fackeln, Glockengeläute um Mitternacht, usw. Ein Triduum von Glaubensvorträgen wurde vorgeschlagen und die Jugend nahm sich sogar vor, Jugendliche zu suchen, die den Glauben suchten. Die Methode war schon modern: Jugendliche von der Dekanatsjugend sollten durch das Dekanat ziehen ausgerüstet mit einem Tonbandgerät und Jugendlichen über die Bedeutung des Wallfahrtsortes für den

persönlichen Glauben interviewten. Die zu stellenden Fragen wurden vorbereitet und die Jugendlichen zogen zu zweit aus.

Zwei größere Mädchen kamen dabei zu einem abgelegenen Gasthaus und hörten Jugendliche in der Gaststube feiern und jubeln. Die beiden waren im Zweifel, ob sie sich ins Gasthaus wagen sollten, oder ob es besser wäre, weiterzuziehen. Da öffnete sich unerwartet das Tor des Gasthauses und eine lustige Gruppe von Burschen kam geradewegs zu den zaudernden Mädchen. Bei diesem Anblick zeigten sie sofort ihre entschlossene Miene und schon war der Dialog zwischen den zwei Gruppen entzündet. Die Burschen fanden alles humorvoll, während die zwei Mädchen zu ihrem Interview zu kommen suchten. Unterhaltsam war das für die Burschen sehr, das Ziel der Mädchen kam aber in keiner Weise näher. Da trat ein 20-jähriger aus der männlichen Gruppe und machte mit dem Spaß ein Ende. „Da geht es um den Glauben,“ sagte er, „da braucht es Ernst. Gebt alle Ruhe, ich will hören, was diese Mädchen über den Wallfahrtsort Hl. Kreuz uns fragen. Mich interessiert das.“

Nach dem Ende der Interviewaktion erzählten die zwei Mädchen bei der nachfolgenden Sitzung, wie es auf diesen Interviewgang ausgeschaute hatte, und leiteten den Bericht mit wenig ermutigenden Worten ein. „Wichtiges haben wir nicht gehört.“ Sie erzählten nebenbei von den Burschen des Gasthauses mit der Gleichgültigkeit, mit der Jäger im Gasthaus in Jägerlatein erzählen. Sie meinten gar, es sei nicht der Mühe wert, ihr aufgenommenes Geschwätz, das sie daher schnatterten, zu hören. Der erwähnte Auftritt des 20-jährigen schien mir schon beachtenswert und deswegen bat ich, wenigstens einen Teil der Tonbandaufzeichnung zu hören. Nach dem Urteil der Jugendlichen bei der Sitzung, wäre nichts von Bedeutung gewesen. Es ist schon wichtig, dass die Jugendlichen

lernen sich ein richtiges Urteil über Gespräche, Äußerungen, Gesten der Jugendlichen zu bilden. Das setzt voraus, dass die Jugendführer auch dauernd geschult werden.

Ich bewunderte den 20-jährigen, weil er so mutig auftrat und weil die anderen Burschen, die mit ihm waren, auf sein Kommando alle still wurden. Dieser Jugendliche musste eine Persönlichkeit sein. Als wir das Tonband abhörten, entdeckten wir einen Jugendlichen, der um seinen Glauben rang. Er war ein Suchender im Glauben, genau einer, den wir suchten.

Ich kannte den Jugendlichen nicht, aber ich bat die Gruppe, ihn einzuladen, zu mir zu kommen, um über seine Glaubensfragen zu diskutieren. Es schien mir schon etwas gewagt, einen mir Unbekannten einzuladen, aber zwei von der Dekanatsjugend übernahmen es, ihm diese Einladung zu übermitteln. Er nahm sie an. Doch ich hatte Bedenken, dass er sich vielleicht unter Druck fühlen könnte und wollte, dass er dann allein im Widum von Abtei die Hausglocke läute. Die Einladung fand ich richtig, aber Druck oder irgendwelchen Zwang wollte ich unbedingt nicht als Helfer haben. Der Jugendliche kam allein und freiwillig und zeigte auch darin seine respektable Persönlichkeit. Das Gespräch dauerte sicher eine Stunde. Wie ich ihn verabschiedete, hatte ich ein sehr konkretes Zeugnis eines im Glauben suchenden jungen Menschen. Ich bat ihn um die Erlaubnis, beim Nachtfest in Hl. Kreuz einiges aus seinem Leben wahrheitsgetreu, aber sicher diskret, den Jugendlichen - bei der Feier waren es 500 ungefähr - zu erzählen. Da ein Prediger im Schwung seiner Rhetorik oft versucht ist, die Erzählungen zu idealisieren, ich aber unbedingt sachlich und lebensnah bleiben wollte, bat ich ihn, selbst bei der Feier anwesend zu sein. Wir hatten auch einen Treffpunkt ausgemacht, wo ich ihn sehen und mich seiner Präsenz vergewissern konnte.

Persönlich bin ich überzeugt, dass es gut wäre, konkret vom Glauben jener Menschen zu wissen und zu erzählen, die Suchende sind. Eine Voraussetzung heißt: Suchende suchen. Auch für diese Art des Suchens gilt das Wort des Herrn: „Wer sucht, findet.“

Kinderbeichte – Ein Spiegelbild unserer Gesellschaft

Die Kinderbeichte ist real das Sakrament der Buße. Also An-
genehmes kann dabei nicht erwartet werden, und doch war
ein Daherlaufen der Kinder, als ob sie zu einer Gelatiaeusteilung
eingeladen wären. Meistens kamen die Kinder sehr rechtzeitig
und sammelten sich auf dem Kirchplatz. Was taten dann die
Kinder? Spielen, meistens „Fangspiele“ oder „Versteckspiele“. Da sie wussten, dass die Turmuhr das Zeichen für den Eintritt
in die Kirche gab und somit die Zeit zu spielen bemessen war,
wollten sie umso kräftiger spielen und es gelang vor der Beichte
immer am spannendsten. Dann hörten sie die Uhr schlagen
und sie kamen in die Kirche, nicht traurig, weil sie die Sünden
dem Pfarrer erzählen mussten. Das war kein Problem. Nein, es
gab eine neue Möglichkeit der Unterhaltung, diesmal ein Wettrennen.

Bekanntlich ist das Wettrennen die Seele allen Sportes, der
olympischen Spiele im höchsten Grad. Worin bestand das
Wettrennen? Gar nicht einfach zu erkennen für Erwachsene,
sogar nicht leicht zu erkennen vom studierten Pfarrer, der
in Kürze die Sünden hören würde. Ich merkte die längste Zeit
nicht diesen Sport, besonders von den Buben beliebt und immer
von ihnen gewonnen, nicht von den Mädchen. Es war mir

mit der Zeit aufgefallen, dass die ersten Beichtkinder immer dieselben waren. Mit der Zeit fiel mir auch auf, dass die kurze Zeit, die ich brauchte, nach der Vorbereitung für alle, ruhigen Schrittes in den Beichtstuhl zu gehen, sich in den Reihen der Buben manches regte, eine gewisse Unruhe schien mir spürbar. Der Beichtstuhl hatte zwei kleine Türen, die das Gesicht des Beichtvaters zudeckten, aber in meiner Pfarrei deckten sie nicht ganz zu. Es gab eine kleine Spalte, durch welche die Neugierde der Pfarrer befriedigt werden konnte. Eines Tages wurde ich neugierig, worin die Unruhe der Buben bestand, wie sie sich entwickelte. Zu meiner Überraschung, wollte jeder der Erste sein, zur Beichte zu kommen, um möglichst schnell aus der Kirche zu laufen, denn das Spiel ging trotz Verbot der Eltern, die daheim warteten, am Kirchplatz noch ein bisschen weiter. So wurden mir die „Besten“ bei diesem Wettrennen bald bekannt. Irgendwie zogen sie mich in ihr Spiel hinein, und ich wollte dieses Wettrennen mit Taktik beenden.

Nach der Vorbereitung gab ich bekannt, dass ich heute eine andere Reihenfolge verlange. „Zuerst kommen die Kinder der letzten Bank in den Beichtstuhl!“ Die Schnellsten knieten alle schon in der ersten Bank. Das war eine Ungerechtigkeit in ihren Augen, denn es wurde bisher anders vorgegangen. Doch gegen den Pfarrer und Beichtvater getraute sich keiner zu murksen. Ich setzte mich schön langsam in den Beichtstuhl, dabei musste ich ihnen den Rücken zeigen. Die Beichtenden kamen, aber eben doch zuerst die bekannten Schnellsten. In wenigen Sekunden hatten sich diese schon durchgesetzt, sind in die letzte Reihe gesprungen und konnten wieder als Erste kommen. Das nächste Mal machte ich die kleinen Türen vor meinem Gesicht merklich auf. Aber während ich die Ersten sakramental bediente und unaufmerksam sein musste, hatten sich die Schnellsten schon wieder durchgesetzt. Ich erfand mehrere Arten, aber das

brachte wirklich nichts. Die Schnellsten drangen rücksichtslos überall dort hin, von wo aus sie als Erste beichten kommen konnten. Die Letzten mussten immer ausstellen und kamen immer als Letzte dran, und zwar immer die gleichen.

Das Ergebnis all dieser Versuche war gleich Null. Der Wille sich durchzusetzen war immer im Kopf wirkend. Er wurde von mir nicht als Ziel der Seelsorge ins Auge genommen. Auch die Kinder beichteten Sünden gegen viele Gebote, aber nie hatte ein Kind von der Rücksichtslosigkeit beim Beichten sich angeklagt. Solange ich strategisch die Rücksicht erreichen wollte, änderte sich in ihrem Kopf nichts, nur auch sie bemühten sich strategisch. Hier ist nur die innere, freiwillige Bekehrung wirksam. Doch die wollte ich nicht anwenden, denn sonst hätte die Überwindung des „Klassenkampfes“ Monate oder Jahre gedauert. Es ist mir freilich aufgegangen, dass überall, wo ich mich in der Seelsorge strategisch durchsetzte, eine Strategie als Verteidigung einsetzte und der Wille der Gläubigen der gleiche blieb, wie bei den Kindern. Viel Seelsorge mit vielen Methoden, aber keine Ausstrahlung, keine Besserung des Willens. Wahre Früchte bringt die Seelsorge nur, wo freiwillige Bekehrung aufblüht.

Ich schreibe jetzt in der Zeit als unsere Gesellschaft vor dem Schulbeginn steht und unbedingt will, dass sich das Schulpersonal impfen lässt. Strategien fallen viele ein. Wenn man beobachtet, wie die Politiker unser Volk mit allen Mitteln, ja sehr teuren Mitteln, zur Impfung strategisch bringen müssen, dann überfällt einen ein trauriges Gefühl, denn es wird sichtbar, wie kindisch und unreif viele sind. Wenn dann, hoffentlich, eine nötige Zahl der Geimpften erreicht sein wird, und die Schule in Realpräsenz beginnen kann, sind die Menschen als Volk genauso unreif geblieben, wie sie vor dem Impfen waren.

Komplimente vertragen leicht Missbrauch

In einer kleinen Pfarrei lebte ein Mann, den man berechtigterweise Alkoholiker bezeichnen kann. Er genoss eine kleine Pension, die in keiner Weise gereicht hätte, auch nur den größten Durst zu stillen, was er schon deswegen nicht konnte, weil er mit Medikamenten behandelt wurde und unter einer respektablen Kontrolle seiner Angehörigen stand. Das funktionierte gar nicht so schlecht, allerdings mit einem beachtlichen Nachteil, der Durst wäre zwar erträglich gewesen, aber nicht ganz, denn er flammte immer wieder mit seinen kleinen Flammen auf. Das war schon genug, einen gewesenen Abhängigen zum Glas zu drängen. So machte er seine übliche Runde durch das kleine Dorf und kehrte, wo es nur ging, zu einem Glasl ein. Jede Hausfrau wusste, je öfter sie „Barmherzigkeit“ walten ließ, um so öfter klopfte er an die Tür. Normalerweise fand er verschlossene Türen, auch mit Rücksicht auf die Angehörigen, besonders auf die Hausfrau, die bei gutem Glas sehr unangenehme Folge aufarbeiten musste.

Eine Haustür, auf der die Barmherzigkeit eigentlich geschrieben stehen sollte, das wusste er als guter Christ, war die Haustür des Pfarrhauses. Klar, dass ich in der Pfarrei neu angekommen, sehr bald den Verliebten meines Haustores kennen lernte. Eines hatte er schon lange gelernt: Wenn du einen guten Schluck bekommen willst, musst du anständig sein. Freundlichkeit versuchte er zu zeigen so viel er nur konnte. Ich versuchte auch Freundlichkeit walten zu lassen. So lud ich ihn gelegentlich zum Tisch her, schenkte ihm ein kleines Glas auf und als er mit der Hand das Glas nahm, um es zum ersehnten Schluck zu führen, redete ich ihn direkt an: „Wie hast du gesagt?“ Dabei wiederholte ich seine Behauptungen und er kam so in ein vielsagendes Dilemma. Die Möglichkeiten waren

für ihn zwei: Entweder trank er schnell, bevor er, so direkt und persönlich beachtet antwortete, oder er antwortete auf meine Frage, eine Frage, die ihn ja direkt betraf und verzichtete auf den schnellen Schluck. Ich habe sehr gestaunt, jedes Mal ließ er die Hand mit dem Glas Wein sinken und redete. Nach gegebener Antwort hob er dann das rote Glas wieder gegen den Mund hin, doch ich überraschte ihn mit einer neuen persönlichen Frage: „Meinst du...“ So in meine Aufmerksamkeit umfängen – für ihn ein sehr seltenes Erlebnis – senkte er wieder das Glas auf den Tisch vom durstigen Mund weg. Es war mir klar, dass eine persönliche Aufmerksamkeit und Beachtung ihm mehr wert war als das Glas Wein. Ich schenkte ihm gelegentlich eine solche Erfahrung. Es ist mir sogar gelungen, ihn mit dem Glas in der Hand eine ganze Stunde total vom Mund fernzuhalten. Freilich am Ende der Begegnung war das Ergebnis dann doch, dass er unglücklicherweise ein Glas zu viel getrunken hatte. Das verstand er als ein gutes Omen für den nächsten Tag. Doch am nächsten Tag gab ich ihm nichts. Ich ließ ihn gar nicht beim Haustor hereinkommen. Jetzt verlor er seinen großen Grundsatz: Ein bisschen Anstand. Als ich das Tor zu machen wollte, um ihn auszuschließen, legte er unerwartet schnell seinen Fuß zwischen Tür und Angel, und verhinderte mir das Zumachen. Dafür gab es 14 Tage keinen Tropfen.

Um solche Ablehnungen, die nicht nur bei mir vorkamen, zu mildern, kannte er eine zweite Erfahrung: Komplimente machen! Wer hört sie nicht gern. Allerdings mussten sie sachlich, real sein und mit dem Leben des Komplimentierten übereinstimmen. Was kann ein Treffpunkt in dieser Hinsicht bei einem Pfarrer sein? Das hat der Mann genau gewusst. Die wahre Solopartie eines Pfarrers ist nicht die Zelebration der hl. Messe, die ja bei jedem Pfarrer mehr oder weniger schablonenhaft gestaltet wird, sondern die Predigt. Also eines Tages kam er mit

einer schlaun Überraschung. Er verglich mich mit meinem Vorgänger, einem volkstümlichen Pfarrer, der mehr als dreißig Jahre die Pfarrei mit großer Hingabe geführt hatte. Er hatte eine bekannt starke Stimme und erfreute besonders ältere Kirchenbesucher, die schwer hörten, denn in ihre Ohren drang er, wie durch eine offene Tür ein. Eines Tages konnte mein guter Freund es nicht ertragen, dass die Strafe noch immer andauerte und er eben kein Glasl bekam. Da wurde er erstens sehr freundlich und zweitens begann er mit einem sehr geschickten Kompliment. „Wissen Sie, Herr Pfarrer, der frühere Pfarrer, der war schon ein guter Pfarrer, das muss ich sagen. Er hat mir oft ein Glasl gegeben. Ich bin ihm heute noch dankbar. Aber, eines muss ich schon sagen, predigen, er war nicht schlecht, aber Sie übertreffen ihn bei weitem. Sie zu hören ist eine Freude. Sie schon können wirklich predigen.“ Ich gebe zu, es hat mir dieses Lob ja in keiner Weise missfallen, aber die Schlauheit das Kompliment auf dem Fundament der Predigt zu gründen, gefiel mir sehr. Er bekam sein Glasl.

Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, dass ich das Glück hatte, dass die Haushälterin des früheren Pfarrers im Pfarrhaus blieb und mir ihren sehr geschätzten Dienst gewährte. Sie war eine sehr intelligente Dame, in der Volksschule immer die Beste der Klasse. Die Rechtschreibung kannte sie perfekt, wie ein Wörterbuch. Wenn ich beim Schreiben Zweifel hatte, konnte sie mir auf der Stelle helfen. Ein großer Vorteil für mich als Ladiner. Ich schätzte diese Frau sehr, wenn auch gelegentlich mir nicht glückliche Äußerungen aus dem Mund schlüpfen. Einmal schnäbelte sie mir schonungslos zurück. Mit welchem Argument? Mit dem Mann mit dem Glasl. Dass ich nicht der respektvollste und angenehmste Pfarrer war, war nicht nur, so wusste sie, ihre persönliche Meinung, nein, auch andere bliesen deutlich ins gleiche Horn. Sie informierte mich mit klaren

Worten. „Sogar der Glasl Freund hat Ihre schlechte Predigt bedauert und dabei ausdrücklich daran erinnert, wie gut der alte Pfarrer gepredigt hatte.“ Sein Kompliment für die Häuserin: „Häuserin, predigen konnte der frühere Pfarrer viel, viel besser als der jetzige.“ Da die Dame mir diese Trumpfkarte zu einem sicheren Stich auf den Tisch warf, reagierte ich auch. „Hat er das wirklich gesagt?“ „Ja“, bestätigte sie fröhlich. Da drängte es mich, eine zweite Frage zu stellen: „Haben Sie ihm dann das Glasl gegeben?“ Ein noch kräftigeres „Ja“ kam. „Dann, liebe Häuserin, sind wir beide gleich: Ihnen hat er gesagt, der frühere Pfarre habe besser gepredigt als ich, deswegen haben sie ihm das Glasl gegeben, mir hat er gesagt, dass ich viel besser predige als der frühere Pfarrer; deswegen habe ich ihm auch das Glasl gegeben.“ Da ist sie zuerst zornig geworden und dann haben wir beide gelacht. Wir sind beide harmlose Opfer der Komplimente geworden. Da gab es nichts vorzuwerfen. Besser wäre, Komplimente nicht zu ernst zu nehmen, denn Komplimente vertragen leicht Missbrauch.

Leaders der Katholischen Jugend mit Esoterik im Herzen

Eine Sensation erlebe ich in der Jugendarbeit, wenn ich im Lauf von wenigen Jahren merke, wie die Pubertierenden sich entfalten in junge Erwachsene. Plötzlich sind sie wie eine neue Hilfstruppe. Sie können die Jüngeren bereits führen und vor den dümmsten Schwankungen bewahren. Auch den Glauben geben sie schon mit eigenen glaubwürdigen Worten weiter. Sie haben neue Ideen für Aktionen, die sie immer besser durchführen können. Auch Gespräche und Vorträge kann ich argumentativ sachlicher darlegen. Ihre Fragen, besonders beim

Lesen von Bibelabschnitten, sind bereits sehr oft Hilfen für mich persönlich zum Nachdenken. Bei einem Dekanatstreffen der Dekanatsleaders erlebte ich oft die frohe Erfahrung mitten in einem Kreis von reiferen Gläubigen zu sein.

Selbstverständlich darf man ihre Reife auch nicht überschätzen. Oft habe ich die Erfahrung gemacht, dass nie vermutete, un gute bis gefährliche Ansichten ungestört in ihren Herzen eingenistet über manche Entscheidung das Sagen hatten. Es kam mir manchmal die Frage auf: „Was glaubt ihr eigentlich?“

Ein Fall ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Bei einer Erklärung einer Glaubensfrage wollte ich ihren Glauben stärken und mit einem Kontrastargument ihren Gewinn unterstreichen, den sie als Gläubige hatten und unbeachtet ließen. Ein Zeichen des Glaubens zeigt sich darin, dass man als Gläubige kein Interesse an Magie, Esoterik und alle Arten von Spuck hat. Umgekehrt aber wird der Mangel an Glauben daran erkennbar, dass der Ungläubige aus Angst immer mehr Interesse an Magie bekommt. Ich nannte ihnen ein Beispiel, von dem ich sicher war, ihre volle Zustimmung zu erhalten und damit ich auch sicher war, ihnen zu helfen, den Alltagswert des Glaubens dankbar zu schätzen. Mit der größten Selbstverständlichkeit wies ich auf das Horoskop hin und zitierte eine linke italienische Tageszeitung, die jeden Donnerstag vier Seiten von Horoskop-Superweisheit brachte. Ein Gläubiger verschmäht solche Seiten. Da kam keine erwartete Vollzustimmung. Die Jugendlichen protestierten förmlich. „Heutzutage liest doch jeder das Horoskop!“ „Sehr oft stimmt, was da von den Sternbildern vorausgesagt wird.“ „Es ist nur so eine Gewohnheit!“ „Wenn man sich manchmal nicht auskennt und nicht weiß, wie man sich entscheiden soll, ist es wohl natürlich, dass man Hilfe sucht!“ Das steckte in den Köpfen der bestbetreuten Jugendführer des

Dekanates. Ich brauchte nicht wenig Zeit, sie dazu zu bringen, die Glaubenslücke in ihren Köpfen nicht zu leugnen. Ich machte ihnen einen Vorschlag, sie sollten mir bei der nächsten Sitzung jene Texte im Horoskop bringen, die ihnen am meisten wahr zu sein schienen. Dann sollten wir uns die Mühe geben, die Vokabeln, die Syntax und den Sinn sachlich zu analysieren. In einem zweiten Schritt wird ein Vergleich mit dem Evangelium sich sehr förderlich erweisen. Diese Methode habe ich auch in der Oberschule gelegentlich angewandt.

Allerdings muss ich zugeben, dass die Horoskopvertrautheit meiner Jugend für mich eine Entdeckung war. Ich hatte keine Ahnung von dieser geistigen Situation meiner Jugendlichen. Ungewollt kam ich durch die Erklärung einer anderen Wahrheit zu dieser Situationserkenntnis. Deswegen fragte ich mich schon, wie es möglich sei, dass ich ahnungslos eine solche Entfernung vom Glauben nicht vermutet und erst recht nicht wahrgenommen hatte. Der Weg, auf dem ich zu dieser Kenntnis kam, zeigt gleichzeitig auch indirekt den Grund dieser Unkenntnis. Der Glauben, das Evangelium ist den Jugendlichen zu wenig erklärt worden, und zwar nicht in einer Art, die eine echte Auseinandersetzung bedeutet hätte. Ein Alarmzeichen hätte ich doch verspüren müssen, und zwar an der Tatsache, dass zu selten Jugendliche und Gläubige den Wunsch verspürten mit dem Seelsorger über den Glauben zu sprechen. Wie oft kommt es für den Seelsorger zu einer tieferen Auseinandersetzung mit dem Glauben? Gottesdienste gibt es viele, Heilige Messen auch, aber Gespräche über den Glauben? Ein Kranker geht zum Arzt, wenn die Krankheit schmerzt, aber ein Gläubiger, der im Glauben ungesund ist, kommt nicht zum Seelsorger. Was kann ihn vom Horoskop befreien? Genau das gleiche, was ihn an das Horoskop gebunden hat: regelmäßig nachlesen, aber in der Bibel.

Maturanten, meldet euch von meinem Religionsunterricht ab

Die Maturanten des heurigen Jahres kannte ich alle seit der ersten Klasse Oberschule. Sie hatten in den letzten vier Jahren keine nennenswerten Probleme geschaffen. Es waren nette Burschen und Mädchen. Nun waren sie im Maturajahr. Auch jetzt waren sie umgänglich, aber sie hatten die erwartete Reife abgelegt, wie manche Vögel das Federkleid wechseln. Für sie war der Religionsunterricht ein neues Fach, das allerdings die Schule nicht vorsah: Witze-Kunde, oder Lach-Kunde, ja bitte „Lachologie“. Alles, was ich vortrug, wirkte wie das Streichen eines Zündholzes und mit einem Einfallsreichtum, den ich sogar bewundern musste, zündeten sich Sprüche tollster Art. Bosheit kannten diese Jugendliche keine. Nicht dass einmal ein respektloses Wort gegen die Religion, oder gegen die Kirche oder gegen mich gefallen wäre. Es war ein Sprühen von Fantasie im besten Sinne des Wortes. Doch die Stunde war ergebnislos. Meine Ermahnungen wurden schon zahlreicher, ja mit der Zeit auch lauter, mit vielen Argumenten, aber beeindrucken konnte ich niemand. Ich machte sie aufmerksam, dass die Stunde vom Steuergeld ihrer arbeitenden Eltern teuer bezahlt werde. Schließlich schaltete ich das Brüllen ein. Ich kann wirklich von mir behaupten, dass die Stärke meiner Stimme die StudentInnen tatsächlich am Anfang völlig aufschreckte. Doch dann wurden die Brüller geschätzte Witze.

Woher konnte dieses fröhliche Stören seine Wurzeln haben? Der Klassenraum war heuer schon sehr ungünstig, praktisch ein Gang, eng und glanzlos. Aber Erklärung gab dies auch keine genügende ab. Doch war ich in keiner Weise bereit die Religionsstunde so tief zu degradieren. Ich sprach mit dem Herrn Direktor, ein Mann der Autorität und Humanität besaß. Guter

Rat war einfach teuer. Der Vorschlag, die Studenten vom Religionsunterricht zu entlassen, gefiel dem Direktor nicht. Doch ließ ich mir die gegenwärtige diesbezügliche Rechtslage erklären. Resultat: die rechtliche Möglichkeit bestand.

Inzwischen redete ich so gut es ging mit den Studenten, doch der Vorschlag, sich vom Religionsunterricht abzumelden, löste nur neue Witze aus. Da lösten sich bei mir alle Bedenken. Ich ließ mir vom Direktor den Text für die Abmeldung geben und las ihn der Klasse vor. Die Witze kamen nicht mehr. „In einigen Monaten findet die Zulassungskonferenz für die Matura statt. Wenn ich euch eine ungenügende Note in Religion geben muss, werden schon gewisse Vorbehalte auftauchen. Denn was denkt sich eine Prüfungskommission, wenn sie sieht, dass in Religion die schlechteste Note die Regel ist. Eine Empfehlung für euch ist sie weder bei gläubigen Professoren und auch nicht bei ungläubigen. Eines will ich euch schon noch sagen. Strafbares scheint nicht auf. Aber lügen zu eurem Schutz mit einer falschen guten Note werde ich sicher nicht und Empfehlungen werde ich auch sicher nicht abgeben. Am besten meldet ihr euch jetzt gleich ab, und euer Nachteil ist dann praktisch gleich Null“. Ich gab ihnen den Text. Es war schon still, aber glücklicherweise, waren sie mit meinem Vorschlag zufrieden. Ich hoffte sehr, dass nicht auf einmal die ganze Klasse mit Tränen der Reue sich weigerte zu unterschreiben. Ein Mädchen nahm das Wort. Sie verlor gar nicht wenig Worte über die gute Qualität meines Unterrichts, was mich wunderte, aber immerhin zum Teil freute. Doch hoffte ich, dass ihre Worte nicht eine Bekehrung, eine Scheinbekehrung – ich kannte meine Pappenheimer – bewirke. Dann fragte sie: „Darf ich zur Religionsstunde kommen, wenn ich allein bin?“ Darüber hatte ich mit dem Herrn Direktor nicht gesprochen, doch es war eine positive Frage. „Es freut mich sehr, wenn du kommst.“

So hielt ich zum ersten Mal in meinem Leben die Religionsstunde für eine Person. Ich entdeckte, wie schön es ist, den Glauben zu erklären an eine junge Person, die vom Glauben hören will. Auf alle Fragen, die sie stellte, konnte ich eingehen. Kein Disziplinproblem ermüdete. Jede Stunde, die ich mit ihr hielt, wurde interessanter und überzeugender. Die Zeitungen berichteten von der Entlassung nichts. Es wurde auch in der Schule nicht darüber gesprochen. Doch hat es jeder Student und jede Studentin erfahren. Die Jahre darauf verspürte ich eine verantwortungsvollere Teilnahme. Vielleicht sollte man in allen pastoralen Angeboten mehr fordern und sich hüten vor allzu häufiger Billigkeit. Ich verstand auch besser eine Seligkeit, die Jesus in der Bergpredigt aufzählte: „Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden.“ (Mt 5,6)

Mein Nachbar erlebt Bomben und Feuer in Dresden

Es ist merkwürdig, dass man sich viel trifft und viel redet, aber die wichtigsten Ereignisse nicht erfährt. So habe ich einen Nachbarn in meiner Kindheit und Jugend gehabt, der schon einige Jahre älter war als ich, den ich ja immer wieder gesehen und getroffen habe, der sogar als Schuster bei uns in der Stube tagelang gearbeitet hat, aber so viel wir auch miteinander geplaudert haben, von einem großen Erlebnis war nie die Rede.

Von diesem Ereignis erfuhr ich als 20-jähriger das erste Mal in Brixen, als ich in der Bibliothek ein Buch des großen Bombenhagels von Dresden fand, das ich bis in spätere Nacht las, und zwar mit Entsetzen und Schrecken. Inzwischen waren die

Ereignisse schon zehn Jahre alt. Wieder zehn Jahre später traf ich auf dem Weg meinen Nachbarn und wir plauderten wie immer weiter. Worte mit Freundlichkeit aber ohne Bedeutung. Dieser war eben so viel älter als ich, dass er in den Krieg ziehen musste und ich nicht. Wie kann man plaudern, ohne vom Krieg zu erzählen, wenn man ihn als Soldat erlebt hat? Nun kamen plötzlich andere Worte daher, schwer wie die englischen und amerikanischen Fliegerbomben. Dieser mein Nachbar kam als Soldat nach Dresden und war eben dort bei der Zerstörung Dresdens. Er hatte als Soldat Dienst in einem Kohlendepot, wo mehrere Soldaten Wache halten mussten vor Bürgern, die Kohle brauchten. Es war ein leichter Dienst, weil jedermann wusste, Dresden war vor Fliegerbomben sicher, es hatte nie einen Bombenangriff gegeben. Dieser ruhige und gefahrlose Dienst war also eher ein Glück. Als die Bomber am Himmel brummten und nach den „Christbäumen“, den Zieltankern der Bombenabwürfe, die Bomben mit ihrer zerstörerischen Wucht und mit ihrer Brandstiftung fielen, wurde das Leben plötzlich entsetzlich. Die Soldaten mussten an ihrem Platz bleiben und in höchster Angst die Erschütterungen der Explosionen absitzen, deren Wirkung nicht nur Zerstörung, sondern auch Entzündung von Feuer rings herum. Es dauerte nicht lange, dass in ihrem Kohlendepot die Kohle zu brennen begann. In dieser lebensgefährlichen Situation begannen die Soldaten zu schreien, zu fluchen, zu verzweifeln. Mein Nachbar machte eine Ausnahme. Er fing an den Rosenkranz zu beten und saß ruhig. Seine Kameraden beneideten ihn und staunten. „Wie tust du, dass du jetzt ruhig bleiben kannst?“ Er öffnete ihnen gern sein Geheimnis, das aber nur ein Geheimnis für die Mitsoldaten war, nicht für ihn selbst. Denn, so betonte er mir, es war für ihn selbstverständlich, dass er in einer so hilflosen Situation betete. Die anderen wollten auch diese

beneidenswerte Ruhe bekommen und wollten auch beten, allein, wie geht das? Sie konnten alle nicht beten, weil sie es nie gelernt hatten. „Wie war ich froh“, sagte er plötzlich, „dass ich aus einer christlichen, praktizierenden Familie stammte. In dieser dramatischen Situation war es nicht möglich, ihnen in ein paar Sekunden das Beten beizubringen.“

Nun verschlimmerte sich die Situation zusehends. Die brennende Kohle erreichte ihre Plätze. Auf einmal merkte mein Nachbar, dass er die Füße auf dunkler nicht brennender Kohle hatte, aber ein voller Kreis brennender Kohle schloss ihn immer enger ein. Es gab keine Möglichkeit auszuweichen, denn jedes Weglaufen wäre notwendig ein Treten aufbrennender Kohle gewesen. Es gab keine andere Aussicht mehr als lebendig zu verbrennen.

Auf einmal stand er „trockenen Fußes“ auf der anderen Seite, außerhalb des brennenden Kreises. „Ich weiß heute nicht, wie mir das gelungen ist. Es war ein Wunder.“

Als er mir das erzählte war er schon Vater einer respektablen Kinderschar. Für ihn war es klar, dass er sie von Kindheit an im Glauben zu erziehen trachtete.

In Jerusalem habe ich einen Neubekehrten Wissenschaftler mit 35 Jahren kennen gelernt, der ohne nennenswerte religiöse Erziehung in der Familie und in der Jugendzeit aufgewachsen war. Er erzählte mir viel von seiner Bekehrung und von seinem christlichen Leben. Bei einem Spaziergang meinte ich, er habe zum Unterschied von mir, der ich in einer gläubigen Familie aufgewachsen bin, einen großen Vorteil gehabt. Das verneinte er entschieden, denn er musste nach der Bekehrung alles mit Mühe nachholen, was ich spielend in der Familie eingeübt habe, nämlich den Sonntag heiligen, täglich beten, beichten,

usw. Bis alles bei einem Bekehrten geläufig wird, dauert es Jahre und kostet sehr viel Umstellung, was bekanntlich sehr schwer ist, weil die falschen Gewohnheiten abgewöhnt werden müssen. Besonders mühsam, wenn auch sehr schön, fand er die Aneignung des christlichen Glaubenswissens. Das habe ich alles in guten Portionen als Kind und Jugendlicher durch Familie, Pfarrei und katholische Vereine rechtzeitig mitbekommen. Ein großes Geschenk, ein großer Vorsprung, eine große Vorsorge!

Mein Vater glaubt nicht

Wenn es in den 1960er Jahren zu Diskussionen mit Jugendlichen kam und ich nicht überzeugende Argumente für die Praxis des christlichen Lebens fand, hatte ich entdeckt, dass der Hinweis auf den Vater einfach die Lösung brachte. „Frag deinen Vater!“ Dann haben die Jugendlichen gewusst, dass die Praxis nicht zur Diskussion stand. Es war Ende der 1960er Jahre, dass ich in einer Oberschulklasse erlebte, wie ein Student bei der Diskussion solcher Problematiken über seinen Vater lächelte. Das war eine sensationelle Neuheit. Tatsächlich kam die sogenannte vaterlose Gesellschaft.

Als Pfarrer von Tils in den 1970er Jahren hatte ich Kontakt mit Jugendlichen aus Bauernfamilien. In der Pfarrjugend, die regelmäßig jede Woche ein Treffen hatte, wurde auch über den Glauben diskutiert. Es wiederholte sich genau die gleiche Erfahrung wie bei den italienischen Oberschülern. Die Jugendlichen kamen mit ihrer enttäuschten Feststellung: „Mein Vater glaubt nicht!“ Da ich als Pfarrer die Väter kannte, wusste ich von jedem, dass er jeden Sonntag die hl. Messe besuchte. Auf dieses klare kirchliche Verhalten wies ich dann auch hin. Die Antwort

klang in keiner Weise erfreulich: „Ja, ich weiß schon, dass Sie überzeugt sind vom Glauben meines Vaters. Sie meinen immer jeder, der in die Kirche geht, sei gläubig. Da täuschen Sie sich sehr, Herr Pfarrer. Die glauben alle nicht.“ Ich erinnerte mich daran, dass Bischof Gargitter bei einem Vortrag von den atheistischen Messen in Südtirol gesprochen hatte. Da die Jugendlichen fleißig zu den Jugendtreffen kamen, fand ich in diesen Äußerungen erst recht Motivation, mich mit ihnen über den Glauben auseinander zu setzen.

Inzwischen war das Lachen über die Väter eine gegebene Tatsache geworden und ich fand es klug mit den Jugendlichen vom Vater möglichst wenig zu reden. Doch die seltenen Male, wo ich als Pfarrer mit Vätern ins Gespräch kam, wollte ich schon nach Möglichkeit auf das Problem der vaterlosen Gesellschaft hinweisen. Doch mit den Vätern hat ein Priester heutzutage sehr wenig Kontakt. Denn meistens sind die Begegnungen mit ihnen von organisatorischen Interessen motiviert. Bei Vorträgen habe ich auch gern den Hinweis gemacht. Meistens, wenn es wirklich zum Gespräch gekommen ist, haben die Leute das gar nicht geglaubt. Schonungsvoll meinten sie meistens, eine gewisse Neigung zum Pessimismus sei für mich, als Priester, heute verständlich. Viel später, ungefähr bei der Jahrtausendwende, ergab sich eine gute Möglichkeit den Beweis zu liefern.

Eine gute Lehrerin, Mutter von vier Ministranten, hatte die Aufgabe übernommen, die wöchentliche Ministrantenrunde der Mittelschüler zu führen, allerdings mit einer Bedingung. Wenn sie beim Lesen des Evangeliums vom kommenden Sonntag nicht wissen sollte, wie sie auf die Fragen der Ministranten antworten konnte, möchte sie mich rufen dürfen, da ich ja im Widum immer präsent war. Selbstverständlich akzeptierte ich diese Bedingung, aber es dauerte sehr lange, bis die Frau

Lehrerin meine Hilfe brauchte. Es war das Treffen vor dem Fest Allerheiligen. Bei der Sitzung kam ich bei dem großen Tisch direkt ihr gegenüber zu sitzen und neben mir saß links und rechts ein Ministrant so, dass ich ihn nur sah, wenn ich mich wirklich ihm zuwandte. Ich erklärte ihnen den Sinn des schönen Festes und die Mädchen und Buben waren unter den erfahrenen Augen der geschätzten Lehrerin sehr brav und aufmerksam. Als ich mit meiner Erklärung fertig war, erkannte ich die Gelegenheit, der Frau Lehrerin und Mutter den Beweis für die vaterlose Gesellschaft zu liefern. Ich redete zum Stefan der links von mir saß: „Stefan hast du alles gewusst, was ich euch jetzt erklärt habe?“ „Nein, Herr Pfarrer!“ Ich schaute ihn freundlich an, dann warf ich einen deutlichen Blick zur Lehrerin, die mir gegenüber saß und ohne Stefan anzuschauen, fuhr ich weiter. „Siehst du, es ist gut, dass du zur Ministrantenrunde gekommen bist.“ Das meinte er auch. Mit dem Blick auf die Frau Lehrerin, aber mit dem Augenwinkel auf Stefan meinte ich: „Wie hättest du das wissen können, wenn du zur Stunde nicht gekommen wärest?“ Er wusste keine Antwort. „Ich weiß schon wie: du hättest einfach deinen Vater fragen können.“ In dem Augenblick drehte er sich zu mir und sah, dass ich aber gerade hinüber zur Frau Lehrerin schaute, die sehr aufmerksam herschaute, infolgedessen war er sicher, dass ich ihn nicht sehe, aber im Augenwinkel sah ich, wie er den Gestus mit der Hand über die Stirn machte und mit leisen Worten zu den anderen Ministranten lächelnd sagte: „O je, mein Vater!“ Er war überzeugt, dass, mit dem Vater über das Fest Allerheiligen reden, wenig gebracht hätte. Die Lehrerin war sehr beeindruckt und wir redeten darüber nachher. Dabei muss ich sagen, dass der Vater vom Stefan sehr für die Kinder sorgte und im Beruf sehr tüchtig war. Er war ein sehr angesehener Mann. Die Frage bleibt: Warum schätzte Stefan seinen Vater so unwissend im Glauben?

Ministrieren? Ja – Zur Messe gehen? Nein

Es war in meiner Pfarrei Brauch, die Kinder erst in der IV Grundschulklasse ministrieren zu lassen. Man wollte absichtlich die Kleineren nicht nehmen, damit der Ministrantendienst nicht mit der V. Klasse Volksschule aufhöre, sondern mit der III. Mittelschule. Ich baute den Ministrantendienst noch weiter aus und im besten Fall ministrierten die Jugendlichen dann bis zur Meisterprüfung oder bis zum Doktorat, also bis zu 25 Jahren. Die Jugendlichen ministrierten immer an großen Festtagen. Es ist sicher ein Unterschied, ob Volksschüler, oder Pubertierende oder Jugendliche ministrieren. Bei den Großen habe ich immer das Gefühl gehabt, dass die Gläubigen eine größere Feierlichkeit empfanden. Sie wussten ja, dass es schon eine gewisse Standfestigkeit von Seiten der Jugendlichen braucht, am Altar aufzutreten. Irgendwie war es ein Zeugnis des Glaubens und die Leute haben an diesen Jugendlichen Hoffnung erlebt. In diesem Zusammenhang muss ich erwähnen, dass die Jugendlichen am Altar sich immer sehr gut benommen haben. In 15 Jahren habe ich wegen Benehmen nicht ein einziges Mal eingreifen müssen. Ich bin oft selbst erbaute gewesen an ihrem Benehmen. Vom Auge her, hat man den Eindruck gehabt, die Jugendlichen seien tiefgläubig. Ich habe sie persönlich bei jedem Fest eingeladen und es war für mich immer eine Freude, dass sie gern zugesagt haben und dann verlässlich auch gekommen sind.

Das Muttergottesfest Immaculata am 8. Dezember ist ein Fest gewesen, an dem die Jugendlichen ministriert haben. Am Tag davor habe ich alle angerufen. Nur der Basilius, 20 Jahre, war nicht erreichbar, wohl aber seine Schwester, die ich bat, ihm einen Gruß von mir und auch die Bitte zu ministrieren zu überbringen. Der Basilius war ein sehr fleißiger Ministrant.

Er ministrierte schon als er noch in der Volksschule war. Ich freute mich ihn am Festtag mit allen anderen zu sehen. Vor dem Beginn der Messe rief ich sie alle in die kleine Sakristei und erklärte ihnen noch kurz das Fest, das wir feierten und vergas nicht auch sie einzuladen, besonders bei der Predigt aufzupassen und die Gegenwart des Herrn nicht zu vergessen. Zwar waren die Jugendlichen schon gewohnt, dass ich vor der Messe diese kleine Einführung gab, aber sie hörten, so empfand ich es, mit offenem Herzen zu. Doch als ich alle Ministranten vor mir hatte, merkte ich, dass der Basilius fehlte. Es hat mich gewundert, weil er nie fehlte. Da fragte ich die Schwester, ob sie vergessen hatte, ihm meine Einladung mitzuteilen. Ihre Antwort war klar: „Freilich habe ich ihm die Einladung mitgeteilt, aber er hat diese Nacht mit seiner Freundin geschlafen und ich habe ihn heute in der Früh nicht mehr aus dem Bett gebracht.“ Die Jugendlichen haben alle gelacht. Ich habe mich gefühlt wie Don Camillo im Film und machte die Bemerkung: „Nach einer solchen Nacht glaube ich schon, dass du ihn nicht aus dem Bett gebracht hast.“ So verbarg ich meine tiefe Verwirrung.

Nach einiger Zeit habe ich den Basilius getroffen und mit ihm geredet. Er meinte, es sei nicht schlimm, dass er die Messe dieses einzige Mal versäumt hatte. „Natürlich kannst du am nächsten Sonntag wieder zur Messe gehen.“ Das war aber für ihn nicht natürlich, denn, so sagte er, er gehe die Sonntage nicht zur Messe. Ich zeigte ihm meine Verwunderung darüber. Dann erklärte er mir, dass das wohl selbstverständlich sei, weil er ja schon 20 Jahre habe. Da zeigte ich ihm noch mehr Verwunderung. Er gab dafür auch mehr Erklärung: „Mit 16 Jahren hört doch jeder Jugendliche auf zur Messe zu gehen.“ Dann wurde ich persönlich von Pfarrer zu Jugendlichen: „Basilius, willst du den Glauben bewahren?“ Er hat gelacht. „Herr Pfarrer, da brauchen Sie keine Sorge zu haben, ich werde immer zu Weihnachten, zu Ostern

und zu Pfingsten zur Messe gehen!“ Ich zum Basilius: „Basilius, das ist zu wenig! Wenn du nicht jeden Sonntag zur hl. Messe mit Ernst und mit Glauben gehst, wirst du den Glauben verlieren.“ Er lachte fröhlich: „Nein, nein, Herr Pfarrer, den Glauben behalte ich schon, da brauchen Sie keine Sorge zu haben!“ Ein bisschen zur Besinnung wollte ich ihn unbedingt bringen und beschrieb ihm, dass er den Glauben langsam, fast unmerklich verlieren werde, so wie der Schnee im Frühjahr, der mit der Zeit auf einmal weg ist. Doch er lachte wieder mit großer Freundlichkeit, fast mich tröstend: „Nein, Herr Pfarrer, den Glauben, werde ich nicht verlieren, nur keine Sorge.“ Ministrieren ist er die Festtage gekommen, aber die Sonntage ist er nicht mehr zur Messe gegangen. 10 Jahre hatte ich mich auch um ihn bemüht, doch mir schien der Erfolg schon sehr enttäuschend. Er war ein freundlicher Mensch. Wir gaben uns fest die Hand und wie er dann ging schaute ich ihm nach und er blieb mir ein Geheimnis. Auf einmal gingen mir die Augen auf, denn alle meine großen Ministranten waren auf einmal für mich ein Geheimnis. Ich wandte mich an den Herrn: „Jesus, diese meine Jugendlichen übergebe ich jetzt Dir.“

Mit meinen nutzlosen Predigten mache ich Schluss

Es ist bekannt, dass ein Pfarrer alle Festtage predigen muss. Es ist auch bekannt, dass die Predigt in ganz Europa ein Problem mit vielen Facetten ist. Sicher ist in der Pfarrseelsorge die Predigtaufgabe eine eher schwere Aufgabe. Bei uns wird diese Aufgabe trotzdem fleißig erfüllt. Dass sie notwendig ist, war mir immer klar und deswegen schwächte mir die ständige Kritik kaum die Motivation. Schließlich ist die Predigt eine öffentliche

Tätigkeit, für die in einer demokratischen Gesellschaft Kritik zu erwarten ist. Ein Problem war für mich eher die Frage der Zeit für die Vorbereitung, die bei den vielen Anfälligkeiten oft schwer zu ergattern ist. Das wurde in den letzten Jahren meiner Seelsorgearbeit leichter. Ich hatte keine Schule mehr.

Einmal ergab es sich, dass ich Zeit in Hülle und Fülle zur Verfügung hatte. Es war zu Weihnachten. Ich brauchte diese schulfreien Tage in keiner Weise für Unterrichtsvorbereitung, da ich, wie gesagt, keinen Unterricht mehr gab. Die Organisation der Sternsinger besorgten tüchtige Ministrantenführer. Noch wichtiger war die Tatsache, dass Weihnachten an einem Freitag gefeiert wurde. Das bedeutete vier Tage hintereinander jeden Tag predigen: am Heiligen Abend, am Weihnachtstag, am Vorabend vom 1. Sonntag in der Weihnachtszeit und an diesem Sonntag. Zu Neujahr wiederholte sich die gleiche vierfache Predigtspflicht. Ich wollte diese günstige Gelegenheit nutzen, um die Weihnachtsfesttage fast zu zwei Glaubenswochen für das ganze Volk zu gestalten. Um diese kostbare Gelegenheit war ich sehr froh, denn die Unwissenheit der Gläubigen im Glauben hat mir immer mehr Sorgen bereitet. Dabei hatte ich nicht im Sinn die Länge der Predigt zu strecken, sondern nur die Predigt besser vorzubereiten. Ich wählte das Thema der „Erlösung“ und arbeitete mich ein mit aller Kraft, suchte die Gedanken mit Farbe, das heißt mit Geschichten, möglichst verständlich und interessant zu beschreiben.

Am Ende der Festtage nach dem Hauptgottesdienst traf ich im Friedhof einen sehr geschätzten Familienvater, mit dem ich einige Worte wechselte und dann kam das Gespräch über die Festtage. Er machte dann unvorsichtig, aber ehrlich eine Bemerkung über die Predigten. Dass ich dabei die Ohren in höchstem Maße spitzte, ist klar. „Ja die Predigten. ...Herr Pfarrer, na, na,

ich verstehe schon... ja, ja, die Predigten... ein bisschen ein Problem, na ich meine...". Er hatte gemerkt, dass ich sehr betroffen und enttäuscht war. Genauer hätte ich seine Meinung schon gehört, aber es waren die wenigen Worte genug, um zu kapieren, dass die gehaltenen Predigten eine Katastrophe waren. Entmutigen wollte er mich nicht. Seine Besonnenheit und Güte, waren aber die Garantie, dass die Predigten misslungen waren. Hätte irgendein Meckerer diese Worte gesagt, hätte ich sie wohl kaum gehört. Aber dieser ehrenwerte Vater überzeugte mich sehr. Wir plauderten noch kurz in freundlicher Weise und gingen auseinander.

Es war für mich eine der schweren Stunden meines Lebens. Diese bittere Erkenntnis bestätigte mir sehr klar, dass meine Predigtstätigkeit, menschlich gesehen, für die Katz war. Es ist in solchen Gemütslagen möglich, dass man kurzschlüssig un gute Entscheidungen trifft. Ich hätte ein bisschen geduldiger und reifer reagieren müssen. Aber ich nahm mir vor in allem ernst, nicht mehr zu predigen. Glücklicherweise hatte ich mit einem Pfarrer von Gadertal ausgemacht nach Salzburg zu einer Pastoraltagung zu fahren. Im Auto erzählte ich ihm von meiner Situation. Er hatte eine einfache Antwort mit einem praktischen Vorschlag. „Die Predigt darfst du nicht auslassen als Pfarrer, halte sie ganz kurz.“ Das überzeugte mich. Als ich dann geschlagene drei Minuten predigte, waren die Gläubigen verwundert. Doch ich merkte, dass ich im Hinterkopf eine Absicht hatte. Ich wünschte mir, dass die Leute protestiert hätten, nicht um mich zu trösten, aber tatsächlich, um über die Predigt zu diskutieren. Dabei erwartete ich weniger, dass sie mir fachkundige Rhetorikratschläge geben würden, als vielmehr, dass ich die Gelegenheit gehabt hätte, Einiges zu sagen, wie man die Predigt hören soll. Darüber wird meines Erachtens nie geredet. Sie sollen grundsätzlich bereit sein, mit einer gewissen Mühe

aufmerksam zu sein. Denn Predigten die „ziehen“, einen begeistern und dazu bringen, zuzustimmen, ohne die Gedanken zu prüfen und im eigenen Verstande wiederzukäuen, um ihren Wert persönlich zu erkennen, bringt leicht zum Fundamentalismus. Ich denke oft an den großen „Schreier“ in Deutschland in den 1930er Jahren. Begeistert waren alle bei seinen Reden sehr, aber sie merkten nicht, dass er sie verführte und in eine schreckliche Katastrophe brachte.

Proteste kamen leider nicht, aber Komplimente. Nach einem Monat meldete sich eine schneidige Wirtin: „Danke für Ihre Predigten. Jetzt predigen Sie, dass man etwas davon hat. Kurz und bündig.“ Nach einigen Wochen meldete sich ein Familienvater: „Jetzt predigen Sie, dass man versteht, was Sie sagen.“ Doch ich wusste, dass ich mehr als ein paar Behauptungen nicht gesagt hatte. Wieder nach einiger Zeit kam das beste Kompliment: „Ich muss Ihnen sagen, dass schon einige Brixner zu unserer Messe gekommen sind, weil Sie die Predigt so kurz halten.“ Jetzt wusste ich, dass der Versuch wirklich nutzlos gewesen war und predigte wieder, wie immer.

Morgen Schularbeit, Herr Pfarrer, ich kann nicht kommen

Wenn der Tag nicht nur 24 Stunden hätte, sondern ein paar mehr, wäre es denkbar, dass verschiedene Vereine, die katholischen Jugendgruppen viel mehr fleißige Teilnehmer hätten. Die Ursache, warum es so schwierig ist jugendliche Mitglieder zu gewinnen, scheint in der zu großen Kürze des Tages zu liegen. Denn meistens begründen die Jugendlichen ihre Unmöglichkeit die Einladungen der Pfarrei anzunehmen,

eben weil sie nicht genug Zeit haben. „Morgen Schularbeit, morgen Prüfung!“ Der Pfarrer wird das nicht glauben, aber die Jugendlichen sehr.

Das ist nicht nur eine Erscheinung vom 21. Jahrhundert. Wie war es denn zu meiner Studentenzeit? Ich habe 1953 maturiert, also Anfang der 50er Jahre. Ich war damals im Studentenheim Cassianum in Brixen untergebracht, das von drei Geistlichen geleitet wurde, die den Studenten in der Kapelle des Heimes jeden Tag die Teilnahme an der hl. Messe anboten. Die Regelung des Hauses sah vor, dass die Mittelschüler zur hl. Messe jeden Tag gehen mussten, aber die Oberschüler waren frei, die hl. Messe an Werktagen zu besuchen oder nicht. Es spürten die Erzieher schon damals, dass die Jugendlichen im Allgemeinen nicht die nötige Glaubensstärke hatten, täglich die Hl. Messe zu besuchen. Der Zwang hätte sich als Erziehungsmittel für den Messbesuch nicht nur als ungeeignet erwiesen, sondern sogar als Stärkung der schon vorhandenen Ablehnung gewirkt. Da ich damals schon dachte Priester zu werden, hielt ich mich trotz meiner Konfusion und Krise im Glauben an eine Regel, die mir von mehreren Seiten empfohlen wurde, die Glaubensschwierigkeiten, nämlich, nicht zu ernst zu nehmen und dem Gebet und dem Besuch der hl. Messe regelmäßig treu zu bleiben. Es waren meistens an Werktagen bei der Messe nicht mehr Oberschüler als eine Hand Finger hat. Nicht selten, war ich der Einzige. Obwohl ich als Prinzip jeden Tag zur Messe ging, gab es doch Tage, wo ich gemeint hatte, Notennachteile in der Schule zu ernten, weil ich, anstatt in der Früh eine halbe Stunde länger zu studieren, die hl. Messe gewählt hatte. Des Öfteren hatte ich von den Geistlichen des Hauses die Behauptung gehört, die Zeit, die ich für die hl. Messe „verloren hätte“, wäre in Wirklichkeit in einer mir nicht immer bekannten Weise eine sicher gewonnene Zeit. Dieser Meinung waren meine Mitschüler

wirklich nicht. Sie waren felsenfest überzeugt, wenn der Druck der Schule groß war, war ratsam nicht durch Messbesuch die Zeit zu vergeuden. Wer hatte Recht? Nach der Bibel war es schon klar, aber wer hat die schon gelesen. Aber gab es andere Beweise? Davon erzählte niemand etwas.

Endlich die Maturaprüfung! Die schriftlichen Arbeiten waren bereits abgegeben und korrigiert, die mündliche Prüfung konnte Rettung oder Traurigkeit bringen. Als mein Turnus für die Lateinprüfung kam, wollte ich unbedingt rechtzeitig in der Schule sein und wie ich dort war, erfuhr ich, dass ich eine gute Stunde warten musste. Was wird ein Student vor der Prüfung tun? Die Schwachstellen wiederholen, Unsicherheiten klären. Doch kaum fing ich damit an, meldete sich eine Mitschülerin mit einer Frage: „Hast du den Abschnitt von Tacitus durchgeschaut?“ Ich war verwundert, ich wusste überhaupt nichts davon. „Doch,“ sagte die Mitschülerin, „das ist im Programm noch ausdrücklich hinzugefügt worden. Hast du es nicht wiederholt?“ Sie schlug mir sofort vor in eine leere Klasse zu gehen und mit ihr den Text durchzumachen. Das war kein einfacher Text. Viele Vokabeln kannte ich nicht. Sie kannte sie alle. Wir übersetzten den ganzen Text. Sie war bestens vorbereitet und erklärte mir alles mit höchster Geduld. Beim letzten Wort der letzten Zeile kam ein Mitschüler und rief mich zur Prüfung. „Stell dir vor,“ sagte ich zu meiner Mitschülerin, „wenn der Professor den Tacitus gefragt hätte, wäre ich ganz klar geflogen!“ Sie rief mir noch „viel Glück“ nach und ich saß vor den Professoren. Und nun ihre Frage: „Bitte, lesen sie und erklären sie den Text von Tacitus“. Ich war paff. Ein totales Glück! Mein Gedächtnis war noch „warm“, alles kam mir in den Mund, dass ich nur so staunte, keine Antwort blieb ich dem Prüfenden schuldig. Ja, ich kann sagen, dass ich geradezu glänzte.

Wie ich herauskam, wartete die Mitschülerin noch. Strahlend konnte ich ihr danken. Sie sprach vom Glück, das ich gehabt hatte, aber ich auch sprach vom Glück. Was ist in diesem Fall Glück? Nichts anderes als Zufall. Jeder, dem ich es erzählte, wusste, das war Glück, das war Zufall. Doch einer der Geistlichen des Hauses half mir erkennen, dass es kein Zufall war. Er fragte mich: „Bist du nicht jeden Tag zur Messe gegangen? Hast du nicht viel Zeit verloren? Diese verlorene Zeit war eben gewonnene Zeit. So macht es der Herr immer. Diesmal hat er dir das auch sichtbar zeigen wollen. Tausend andere Hilfeakte, die Jesus dir geschenkt hat, hast du ja gar nicht gemerkt.“

Je mehr ich daran gedacht habe, umso mehr Eindruck hat es mir gemacht. Jetzt in meinem Alter hat mich ein Student in der Klasse gefragt, ob ich im Leben erfahren habe, dass Gott hilft. Nach so vielen Jahren ist mir dieses Maturaerlebnis gleich eingefallen.

Nach der Maturaprüfung zittern die Schulbücher

Kaum ist die Prüfung vorbei werden die Schulbücher nervös, denn sie wissen nicht, was mit ihnen jetzt geschehen wird. Sicher gab es bisher wunderbare Zeiten, die immer wunderbarer geworden sind, je näher die große Prüfung heranrückte. Kaum hat das letzte Schuljahr, das Maturajahr, begonnen, ist es den Schulbüchern schon gleich viel besser gegangen als die Schuljahre vorher.

In diesem Jahr wurden die Bücher viel öfters in die Hand genommen, fleißig in die Klassen getragen, ganz besonders lieb mit rotem Stift beim Unterstreichen gehätschelt. Gar manche

Stelle im Buch wurde immer wieder wohlthuend, wie eine Begrüßung, neu konsultiert. Ja das Schulbuch hat ein wohlthuendes Selbstgefühl erlebt.

Viele dieser Bücher kamen vom Sklavenstand. Das hat man daran erkannt, dass sie vom Besitzer des vorigen Jahres an neue Besitzer verkauft wurden, wobei das Buch selbst nichts dazu verdient hat. Höchstens konnte es hoffen, vom neuen Käufer mehr geschätzt zu werden, aber eben nur hoffen, denn manche Besitzer legten es Tage lang ins staubige Regal.

Zu meinen Zeiten waren die Schulbücher sehr angesehen, denn jeder Student musste sich die Bücher selbst verschaffen und selbst bezahlen. Je höher man die Skala der Schulklassen hinaufstieg, umso mehr Bücher musste man kaufen. Ich habe nicht nur auf manches „Gelato“ aus Liebe zu einem Schulbuch verzichtet, sondern es ganz besonders bedauert, dass ich es nicht kaufen konnte. Angenehm ist es nicht, wenn man das Schulbuch von einem Mitschüler leihen muss. Schön langsam kam ich zur Erkenntnis, dass alle Schulbücher ein Schatz waren, aber dass manche Bücher ein ganz besonderer Schatz bedeuteten. Das hing vielleicht auch vom Beruf ab, den man nach der Matura wählen wollte, aber nach meiner Meinung viel mehr, um welche Art von Büchern es sich handelte. Denn manche Bücher waren eigentlich keine Schulbücher, sondern große Werke der Weltliteratur, die seit Jahrhunderten von vielen ein Leben lang gelesen wurden und vielmehr als Begleiter des Lebens galten, als Begleiter der Studenten zur Matura. Ich denke da an die „Divina Commedia“ von Dante Alighieri zum Beispiel. Es gab auch Anthologien, in denen man ausgewählt, die schönsten Texte der Weltliteratur fand und die auch nicht nur in der Schule zum Lernen dienten, sondern zu jeder Lebenszeit die Möglichkeit bot, durch den Genuss von Schönheit dem

persönlichen Leben bessere Qualität zu schenken. Ausgerechnet diese Klasse der Bücher konnte ich mir nicht immer kaufen und beneidete sozial besser gestellte Mitschüler, die mit einem Wort an den Herrn Papà alle wertvollen Bücher sich beschaffen konnten. Ich hielt sie für sehr glücklich. Eines hätte ich sicher getan, solche Bücher auch nach der Matura behalten.

Als die Prüfung vorbei war, musste ich in der seligen Zufriedenheit diese Hürde bestanden zu haben, eine traurige Szene sehen. Ich kam mit einigen Mitmaturanten von der Schule zum letzten Mal ins Studentenheim Cassianeum. Jetzt hieß es zusammenpacken und als gewesene Oberschüler heimzukehren. Wir gingen in den Studierraum, wo wir im Maturajahr genügend geschwitzt hatten. Ich packte sorgsam meine wenigen Bücher ein, musste aber sehen, was andere mit den kostspieligen, schönsten Büchern taten. Das Ziel der Handlung war nicht der Koffer, sondern der Papierkorb. Als erstes Buch kam die „Divina Commedia“ dran. Sie wurde zerrissen in vielen Stücken, die wiederum mit Jubel und Freude zerkleinert wurden. Es erinnerte mich an das Kriegsende, als ich bei einer Nazikaserne sah, wie die Soldaten Dokumente zerrissen und ins Feuer warfen. Gern hätte ich den Neugereiften meine billige Ausgabe der Commedia zu zerreißen gegeben und die schöne, die zerrissen wurde, behalten, aber der Jubel war so spontan, fast wie eine Explosion, dass dieser sinnvolle Tausch nicht möglich war. Aber noch schlimmer war es, als ich sehen musste, dass ein nächstes Buch, eine dicke, vielblättrige „Antologia della letteratura Italiana“ gepackt wurde. Die hatte ich mir gar nicht kaufen können. Sie war gar gut gebunden und sofort merkte ich, dass ihre Verwandlung in kleine Stücke zu viel unnötige Kraft forderte, weswegen sie nur ziemlich beschädigt, aber immerhin mit allen ganzen Seiten in den Papierkorb landete. Ihre schönen Gedichte und ihre schönen Artikel waren alle noch lesbar. Als dieser barbarische Abschlussritus

der Matura beendet war, gingen wir alle weg für immer. Nein, ich nicht für immer. Ich entließ plötzlich mit einer dummen Ausrede meine Mitmaturanten und kehrte zurück in den Studierraum mit dem kostbaren Papierkorb und nahm die schöne, dicke Antologia heraus, freute mich, dass nur der Einband verloren war, und gesellte sie zu den anderen geschätzten Büchern im Koffer. Ich konnte nicht verstehen, wieso diese Bücher in den Papierkorb landen mussten. Ich dachte an die Schulnoten dieser meiner Mitschüler, auch in Italienisch waren sie sehr gut. Sie hatten die Divina Commedia gut studiert, viel unterstrichen und, wie es damals üblich war, gar nicht wenig auswendig gelernt. Aber hatten sie ihre Schönheit entdeckt? Was bleibt von Studium, wenn der Studiosus das Fach gut beherrscht, aber die Schönheit des Faches nicht mitbekommen hat? Es bleibt nur etwas, was für die Berufsarbeit dienlich ist. Es ist sicher viel, aber das Beste und Kostbarste unserer Kultur ist es nicht. Ohne die Schönheit zu suchen und zu finden, ist die Schule eine magere und belastende Angelegenheit. Weil viele Studenten die Schönheit, die in allen Schulfächern verborgen ist, nicht entdecken, tragen sie, ohne es zu wollen, dazu bei, den Boden für viel Schulunkraut zu bereiten, das die Verantwortlichen juristisch mit immer neuen Regeln und Gesetzen mit kleinem Erfolg zu überwinden trachten.

Ohne Einführung und ohne Glaubenspflege ist die Messe unzumutbar

Einige Male im Jahr war es Brauch, dass die Lehrer/Lehrerinnen alle Volksschüler in die Pfarrkirche zur Feier einer Schülermesse begleiteten. Darauf habe ich mich immer sehr gefreut. Es waren auch die einzigen Male, dass ich alle meine Schulkinder in der Kirche bei einer hl. Messe erlebte. Zur wöchentlichen

Schülermesse kamen gut 20 Schüler und bei den genannten Gelegenheiten war die ganze Kirche voll. Das hat mich schon zum Denken gebracht, aber es freute mich trotzdem alle beisammen zu erleben. Sie sangen auch immer gut vorbereitet schöne Kinderlieder. Was aber besonders gefällig auffiel, war das korrekte Verhalten in der Kirche. Es waren schon alle Lehrpersonen zur Kontrolle anwesend und auch einige Eltern unterstützten sie. Die Frau Religionslehrerin richtete auch Glaubensworte an die Schüler. Sie traf den Ton für die Kinder perfekt und sprach sehr verständlich. Sie kannte alle. Es war nett, wie die Kinder aufmerksam waren. Sie gingen auch alle zur Kommunion und in bester Ordnung. Der Eindruck war gut und gab mir ein klares Gefühl der Hoffnung.

Nach der Messe kam eine Mutter zu mir, die bei den Schülern der V. Klasse Aufsicht gehalten hatte und entschuldigte sich, dass sie mir leider etwas Unangenehmes zu sagen habe. Sie erzählte mir, dass die großen Schüler, eben die der V. Klasse, von dem Kommunionempfang zurück auf ihren Platz gekommen seien und dann mit der Hostie in der Hand irgendwie herumgespielt haben, als wüssten sie nicht recht, was sie sei, und schließlich hätten sie die Hostie in die Tasche gesteckt. „Ich wollte Sie mit dieser Information nicht kränken, denn ich kann mir schon vorstellen, dass Sie sich nicht darüber freuen werden. Ich bin selbst fast erschrocken. Aber ich fand es notwendig Ihnen das zu sagen.“ Ich dankte ihr für ihre Mitteilung. Wir blieben beide sprachlos, vor allem überrascht. Diese Kinder haben einfach nicht gewusst, was sie mit der Kommunion tun sollten, und jedes Kind hat die Frage ungefähr gleich gelöst ohne Bedenken und sicher ohne Bosheit.

Was mich am meisten gewundert hat, war meine Überraschung selbst. Ich musste zugeben, von der ganzen Situation

nichts gespürt und geahnt zu haben. Beim Kommunionempfang hatte ich keine besondere Gleichgültigkeit gemerkt. Wie alle anderen verhielten sich auch diese. Als Pfarrer mitten in der Bevölkerung hatte ich keine Hinweise auf eine solche Unwissenheit festgestellt. Von Eltern oder anderen Erwachsenen kam nie eine Bemerkung, die auf ein solches Verhalten hätte schließen lassen. In der Pfarrei herrschte eine selige Ruhe diesbezüglich. Wenn diese Frau nicht aufmerksamer gewesen wäre, hätte niemand vom verschwundenen Glaubenswissen der Kinder gemerkt. Es war mir zumute, wie es der Polizei zumute sein wird, wenn sie durch ein Attentat entdecken muss, dass vor ihren Augen gefährliche Aktionen gelaufen sind, ohne dass sie irgendwie Vermutungen gehabt hätten. Es ist mir durch diesen Fall erst schön langsam aufgefallen, wie die Situation in unseren Pfarreien ist. Unsere Jugend hat heute eine an sich gute Eigenschaft, sie kann sich in der Kirche benehmen. In dieser Hinsicht sind die heutigen Jugendlichen viel anständiger als wir waren. Ich denke an meine Ministranten, aber auch an die Ministranten in vielen Pfarreien, wo ich aushelfe. Die Ministranten benehmen sich überall gut, ja zu gut, im Sinne, dass man aus ihrem Benehmen entnehmen kann, dass sie tiefgläubig sind, was sehr oft gar nicht der Fall ist. In Wirklichkeit ist ihr Benehmen in der Kirche Anstand, nicht so sehr Glaubenszeugnis. So wie die Ehrengarde vor dem Staatschef. Alles „picobello“, aber eben auch nur das. Oder wie die Schützen, die sich stramm vor einem Denkmal von Andreas Hofer benehmen, was ja nicht schlecht, aber auch nicht lebensgestaltend ist. Das Benehmen der Jugendlichen in der Kirche ist uns heute fast nicht mehr erkennbar, da sie kaum noch in der Kirche sind. Aber in Instituten, wie ich vom Vinzentinum weiß, dort gibt es eben Gottesdienste mit nur Jugendlichen. Sie benehmen sich gut und anständig. Aber gleichzeitig fällt auf, dass viele nicht

mehr die Antworten wissen, wenn der Zelebrant die Zurufe zu den Teilnehmern spricht. Sie schweigen, weil sie nicht wissen, was sie sagen sollen.

Nach dieser Erfahrung habe ich dann in meiner Pfarrei eine negative Entscheidung getroffen, indem ich nicht mehr gestattet habe, dass für die gesamte Volksschule Messen gefeiert werden. Nur Wortgottesdienste sind noch zumutbar. Aber zur hl. Messe führt dieser Weg auch nicht. Ohne Einführung in den Glauben und ohne ständige Glaubenspflege, zum Beispiel durch Glaubenskunde, durch Bibelrunden, bringt die Feier der heiligen Messe enttäuschende Früchte.

Polemische StudentInnen stärkten mir den Glauben

Ein Spruch sagt: „Der Hunger kommt beim Essen!“ So kann man auch sagen: „Der Glaube kommt beim Verkünden.“ Wer sich verwendet oder gar bemüht, den eigenen Glauben weiterzugeben, der wird die Erfahrung machen, dass er durch Diskussionen oder Erklärungen mit anderen eine größere Überzeugung im eigenen Glauben erfährt. Diese Erfahrung habe ich klar im Unterricht gemacht. Auch viele Professoren haben mir erzählt, dass sie durch den Religionsunterricht, viel, manchmal, sagen sie, mehr zurückbekommen, als sie gegeben haben. Ich möchte das an drei Beispielen, die ich in der Schule erlebt habe, bestätigen.

Ich erinnere mich nicht mehr in welchem Zusammenhang es in einer Klasse vorgekommen ist, dass sich ein Student mit meinen Argumenten bei der Diskussion sehr geärgert hat.

Das war an sich gar nichts Besondere. Aber diesmal ist der Jugendliche in der Klasse völlig geplatzt. Er hat mir mit Zorn entgegen geschrien: „Sie werden mich nie bekehren!“ Da kamen mir Worte in den Mund, die ich gar nie so gedacht hatte.

„Ich brauche überhaupt niemand von euch zu bekehren, ich bin kein Zeuge Jehovas“. In Wirklichkeit muss ich zugeben, dass ich bewusst oder unbewusst die Absicht hatte, die Studenten irgendwie zum Glauben zu schieben, mehr oder weniger also schon die Absicht sie zu bekehren, zumindest sie von Überzeugungen abzubringen, die nach meiner „katholischen“ Meinung nicht dem offiziellen Glauben entsprachen. Aber mein Ruf in die Klasse, „Ich brauche niemand zu bekehren“ machte mir einen unglaublichen Eindruck. Es war, als hätte mein Mund, mir den Satz zugeschrien. So schon beeindruckt, kam der nächste Spruch daher: „Ich brauche nur einen Einzigen zu bekehren und der bin ich“. Das war mir neu. So einen Satz hatte ich nie gedacht, erst recht nie kund gemacht. Doch auch diesen Satz rief ich so laut in die Klasse, wie der Student laut zu mir gerufen hatte. Ich fühlte mich nach diesem Appell wie befreit. Ich war ganz davon überzeugt, dass dieser Satz wahr war. Es kam mir vor, von jetzt ab, Josef, bist du frei. Du kannst den Glauben verkünden und die Freiheit deiner Studenten dankbar respektieren. Was der Student, der mir seinen gewaltigen Satz zugeschrien hatte, dann getan hat, weiß ich jetzt nicht mehr. Wenn ich mich recht erinnere, waren alle Studenten ruhig geworden und haben wahrscheinlich auch empfunden, dass ich recht hatte. Jedenfalls, seit jener Stunde habe ich mir bis heute leicht getan im Unterricht, im Sinne, dass ich, mit natürlicher Sicherheit meinen Glauben vor der Klasse vertreten habe und ihre Freiheit zu glauben oder nicht, sich zu „bekehren“ oder nicht, ihnen respektvoll überlassen habe. Jesus hat seine Reden mit den Worten beendet: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ (Mt 11,15)

Ein anderes Mal war ein Mädchen die Person, die bei mir ein starkes Nachdenken ausgelöst hatte. Es ist mir auch in diesem Fall der Zusammenhang nicht im Gedächtnis geblieben, wie es dazu gekommen ist, dass diese Studentin mit einem beeindruckenden Ernst gefragt hat: „Was bedeutet eigentlich danken, und wozu soll man danken?“ Dieses Thema war mir geläufig. Ich hätte unbefangen gewusst, was antworten, wenn die Frage mit einer anderen Betonung gesagt worden wäre. Diesmal hat mir diese Frage einen so tiefen Eindruck gemacht, dass ich zwar geantwortet habe, aber während ich ganz richtige Argumente äußerte, spürte ich, dass ich routiniert antwortete. Richtige Argumente, aber irgendwie oberflächlich gedacht. Die Studentin hörte höchst aufmerksam zu. Das war mir, merkwürdig, sehr peinlich. Ich unterbrach die Antwort und sagte. „Du hast eine ganz wichtige Frage gestellt, vielleicht eine der wichtigsten Fragen, die du mir stellen kannst. Ich muss darüber nachdenken und dann werde ich dir besser antworten.“ Tatsächlich habe ich mich seit dieser Stunde jahrelang immer wieder mit der Haltung der Dankbarkeit beschäftigt und in der Seelsorge sehr oft beachtet. Besonders in Gebetsgruppen habe ich auf die Dankbarkeit hingewiesen und bin dabei auch daraufgekommen, wie schwer sich die heutige Jugend tut, zu danken.

Im dritten Fall war auch eine Studentin, die mir scharfe Worte entlockte. Es handelte sich um das Geheimnis der Auferstehung des Herrn. Die Diskussion war sehr lebendig. Die ganze Klasse war eigentlich gegen diese Wahrheit und brachte schon ihre Argumente, sodass sich darüber vernünftige Überlegungen machen ließen. Aber da kam plötzlich eine Studentin, auch mit einem energischen Ton und mit einer lächerlichen Sicherheit daher: „Nach meiner Meinung, gibt es nach dem Tod keine Auferstehung, davon bin ich ganz überzeugt und ihr alle, könnt mir glauben!“ Das reizte mich stark. Sofort schmetterte

ich zurück. „Was du meinst, das ist für mich gleich Null, deine Meinung hat überhaupt keinen Wert, weil du nie gestorben bist und gesehen hast, was es nach dem Tode gibt. Was willst du schon reden, was nach dem Tod ist!“ Während ich diese Antwort gab, spürte ich, dass sie mir das Gleiche vorwerfen würde, denn ich bin auch noch nicht gestorben, dass ich es wissen könnte. Aber ich ließ sie nicht zu Wort kommen, sondern fuhr gleich weiter: „Wenn ich dir sage, dass es nach dem Tod eine Auferstehung gibt, dann rede ich genau so dumm daher wie du, denn ich bin auch noch nicht gestorben und ich kann genauso wie du, nicht wissen, was nach dem Tod los ist.“ Da machte ich Punkt und hoffte, dass sie mich dann fragen würde, warum ich dann doch gesagt habe, dass es eine Auferstehung gibt. Es klappte perfekt. Sofort stellte sie mir diese Frage. Meine Antwort: „Ich weiß es, weil ich an Jesus Christus glaube! Er ist der Einzige, der vom Himmel herabgestiegen und Mensch geworden ist. Ich glaube ihm.“ Eine große Ruhe breitete sich in der Klasse aus. Die Studentin konnte jetzt selbst entscheiden, ob sie mehr an Jesus glauben oder an ihre Meinung. Aber mir blieb diese Antwort, die ich ihr gesagt habe, im Herzen. So klar war mir jetzt die Dynamik meines Glaubens an die Auferstehung, wie ich es nie gesagt und gehört hatte.

Ich wollte von den vielen Glaubenshilfen diese drei, die ich in der Oberschule durch die Verkündigung des Glaubens an die Jugendlichen zurückbekommen habe, kurz beschreiben. Wenn wir den Glauben weitergeben wollen, werden wir den Glauben nicht verlieren, sondern er wird uns noch gestärkt werden, und zwar geheimnisvoll von Jesus selbst.

Pornografie oder Esoterik

Es war für mich immer eine Freude, wenn ich mit einigen meiner Schwestern nach München fahren konnte. Wir hatten dasselbe Ziel: die Stadt München, aber nicht die gleiche Einkaufslust. Diese war bei den Schwestern groß, aber bei mir sehr klein, ich würde fast sagen gleich Null, denn die Schwestern liebten die großen Kaufhäuser. Ich nicht! Das spürte ich schon gleich, als wir das erste große Kaufhaus betraten. Wir kamen gleich in einen großen Saal. Er war vollgestopft von Verkaufswaren, klar. Aber diesmal blieb mir der Atem fast stecken. In dem großen Saal gab es nur Socken und Strümpfe. Sie waren alle gleich, alles echte Strümpfe, aber bei jedem Strumpf gab es entweder eine andere Farbe oder andere Verzierungen. Alle Socken waren anders und alle Socken waren gleich, eben Socken. Meine Schwestern staunten nicht wenig. Sie hatten nie eine so reiche Auswahl an Socken gesehen. Sie waren sehr begeistert, aber Socken brauchten sie nicht und kauften auch keine. Welche Freude! Diese Sockenparade genügte mir. Zum Glück erblickte ich einen kleinen Raum mit Büchern und Zeitschriften. „Wenn ihr genug gesehen und gekauft habt, kommt hierher, da bleibe ich und lese.“

Ich trat in den kleinen Seitenraum ein, setzte mich auf einen gepolsterten Sessel und blicke herum. Auf fiel mir eine große Stellage voll von schön eingebundenen dicken Büchern. Das konnten nur Bibeln sein. Es freute mich. Ich schloss aus der Größe der Stellage, dass doch die Bibel ein Renner sei. Wenn die Geschäftsleute so viele bereit stellten, musste das Wort Gottes auch in die Geschäftsstadt München noch eine Bedeutung haben. Während ich so fast ein bisschen erbaut herumschaute, setzten sich zwei Jugendlichen in meiner Nähe, so, dass ich sehr gut sehen konnte, was sie anschauten, ohne

ihnen indiskret zu werden. Sie kamen mit großblättrigen Illustrierten, das glänzende Papier ließ mich sofort auf einen geografischen Atlas schließen. Doch als sie die Bilder weit ausbreiteten, merkte ich, dass ich mich ziemlich getäuscht hatte. Es waren sehr heiße Pornofotos. Rot wurde ich nicht, denn ich staunte, dass sie so schnell weiterblättern. Ich erwartete von ihnen ein genüsslicheres Schauen. Sie blieben gleichgültig. Gelegentlich blickten sie sich gegenseitig an mit einem Lächeln, das einer klaren Sprache gleichkam: „Immer das gleiche.“ Fast enttäuscht hatten sie das dicke Heft bald durchgeblättert und mit einer Geste der Langeweile legten sie das Heft wieder ab. Diesen beiden Jugendlichen strotzend vor Leben hätte ich mehr Vergnügen zugemutet. Jetzt sahen sie die große Stellage mit den Bibeln. Sie gingen nahe heran, weil die Aufschrift auf dem blauen Buchrücken sehr klein war, aber schon mit goldenen Lettern, wie es sich eben für eine Bibel gehört. Sie setzten sich wieder zu mir her und machten die erste Seite auf. Es war bestes, weißes „Bibelpapier“, dünn wie Seide. Ich konnte nicht sehen, was geschrieben stand, aber ich weiß ja selbst, was in den ersten Seiten der Bibel steht. Sie hatten bis jetzt nur einmal geblättert. Sie lasen mit höchster Aufmerksamkeit. Gelegentlich drehte sich einer zum Anderen zu, wies mit dem Finger auf eine bestimmte Zeile im Buch und beide nickten bedeutungsvoll. Es schien ihnen sehr wichtig, lesenswert, was sie da fanden.

Für mich war das ein Bild des Trostes. Es war eindeutig: Das Wort Gottes gewinnt turmhoch über die Reize der Pornografie. Entweder waren die beiden von solcher Speise schon mehr als satt, oder sie waren auf der Suche nach jenem Brot, das eben nicht Brot allein war, wie Jesus empfahl, sondern jenes Brot, von dem man lebt.

Nach diesem erbaulichen Beispiel entschloss ich mich, auch eine Bibel in die Hand zu nehmen und das gute Beispiel zu befolgen. Mit der Bibel in der Hand war es jetzt ein anderes Platznehmen auf meinem Sessel. Ich lies mich schon mit einer gewissen Andacht nieder. Jetzt wollte ich auch in allem Ernst das Wort Gottes lesen. Oh, weh! Wie sehr hatte ich mich getäuscht. Es war ein Buch über Esoterik! Schon die Aufmachung in bester Form einer Bibel fand ich gewollt verführerisch. Ich bedauerte das Interesse der Jugendlichen sehr, denn es war ein Interesse zu einem falschen Weg.

Doch mehr beeindruckte mich die unleugbare Tatsache, dass Esoterik höher bewertet wurde als Pornografie. Darüber konnte ich jetzt wirklich nachdenken. Suchten diese Jugendlichen das lebendige Brot wirklich? Was fanden sie dann in dem blauen Buch? Leider nur schön formulierte Illusionen. Jedenfalls schmeckt die Esoterik wie Torte, nicht wie Brot. Die Esoterik versteht sich gut auf billige Möglichkeiten, die das Glück in deiner nächsten Nähe entdecken helfen. Meistens sind es Riten, die keine Anstrengung verlangen, einen Weg weisen, wo nie die Gefahr einer Sünde vorkommt, wo das Wort Verantwortung gestorben und begraben ist. Es hat in diesem Esoterikbuch sicher viele begeisternde Behauptungen gegeben, aber sicher fehlte darin ein Wort Jesu, das ein sicherer Schutz vor Illusion ist: „Wer mir nachfolgen will, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ (Lk 9, 23).

Predigt mit digitaler Unterstützung

Hans war ein 14-jähriger Ministrant, der am Sonntag fast immer als erster die Sakristei betrat. Sein erstes Wort war ein Wunsch meines Herzens: „Guten Morgen, Herr Pfarrer, kann ich etwas für Sie tun?“. Der wollte unbedingt aktiv sein. Hätte ich ihm gesagt, er solle Kopfstehen, dann hätte er das mit Freude getan. Aber ich wusste schon, was er tun sollte. Ich hatte eine Stereoanlage mit Superlautsprecher eingerichtet, die man am besten vom Sängerchor aus bedienen konnte. Er war der Erste gewesen, dem ich sie vorgeführt hatte und dem ich genau erklärt hatte, wie sie zu bedienen war. Bei meinen Erklärungen passte er auf mit allen Sinnen. In der Schule tat er das nicht immer so. Bei einigen Einzelheiten, die ich ihm empfahl, wurde er sogar mein Lehrer. Hans war genau der Richtige für mich. Wenn ich von ihm die Worte hörte: „Kann ich etwas für Sie tun“, war ich bestens aufgelegt, denn die musikalische Seite bei der Messe – jedenfalls eine wichtige - funktionierte sicher. Ich bat Hans sich auf den Chor zu begeben und die Stereoanlage zu bedienen. Ich hatte Orgelstücke von Bach ausgewählt. Es freute mich, dass er, so jung, sehr gern Musik von Bach hörte. Diese musste er beim Eingang, Opfergang, Kommunionausteilung und am Schluss abspielen. Er war Ministrant und kannte sich schon gut bei der Messe aus.

Die Stereoanlage hatte ich eingerichtet, als die Organistin, eine sehr fleißige ältere Dame, bei einem Spaziergang gefallen war, sich einen Arm brach und nicht mehr spielen konnte. Die Organisten sind meines Erachtens äußerst kostbar und selten vom Nadle zu holen, wie der Hut. Inzwischen war sie schon zum Teil geheilt, sodass sie zwei Strophen eines Kirchenliedes spielen konnte, aber nicht mehr. An diesem Sonntag war sie auch auf dem Chor. So war Hans nicht oben allein, was er

befürchtet hatte. Deswegen bat er mich, bevor er sich hinaufbe-
gab und eine ganze Sonntagsmesse allein verbringen musste, ob
nicht auch Peter und Max, zwei gleichaltrige Ministranten, ihm
bei der Bedienung helfen könnten. Diese Bitte hätte wohl auch
der Herr nicht erhört. Ich riet ihm mit allem Ernst aufmerksam
in der Kirche zu sein, fest mitzubeten und den gegenwärtigen
Jesus nicht zu vergessen. Das versprach er aufrichtigst. Natür-
lich verlor ich ihn während der Messe nicht ganz aus dem Auge.
Bei einem Blick sah ich wie die Organistin fröhlich mit dem ge-
sprächigen Jungen sich unterhielt. Augen zu! Der nächste Blick
war bei der Predigt. Da war er auf die Chorbrüstung gelehnt und
blickte hinunter auf die Glatzen der alten Männer und auf die
Locken der wenigen jungen Mädchen. Augen zu! Der nächste
Blick zeigte die Freude des Jungen, dass die Organistin am Chor
ihm Gesellschaft leistete.

Nach der Messe kam Hans in die Sakristei und hatte sofort die
treffende Frage: „Herr Pfarrer, habe ich es gut gemacht?“. Die
Antwort war leicht, denn er hatte perfekt zur rechten Zeit die
Bach-Musik erklingen lassen. Ich konnte nicht anders: „Hans,
das hast du perfekt gemacht!“. Doch er schaute mich sehr er-
freut an, als ob er sich noch einige liebe Worte erwartete. Da
fiel mir ein, einige Fragen über die Predigt zu stellen. Ich hatte
die Predigt sehr gut vorbereitet und bei Benutzung der Präsen-
tationsanlage mit Bildern unterstützt. Ich habe schon früher
gelegentlich den Ministranten Fragen über die Predigt gestellt.
Eine gute Note konnte ich mir für die Predigt allerdings wohl
nie geben. Wenn sie 3 – 4 Antworten wussten, musste ich mich
zufriedengeben. Doch beim Hans staunte ich, dass er schon
gleich die erste Frage richtig und auf der Stelle beantwortete.
Da fuhr ich mit dem Fragen weiter, der Junge kam bestens mit
und bekam bei jeder richtigen Antwort ein immer begeistertes
„brav“. Diese Erfahrung tat ihm richtig wohl, denn ich glaube

in der Schule hat er sie wohl nie machen können. Schließlich kam ich auf sage und schreibe 20 Fragen. Wie viele hat er gewusst? Erwartet hätte ich 2 – 3, bekommen habe ich alle 20. Ich wusste ja, dass eine Predigt mit Unterstützung von Bildern mindestens drei Mal so viel den Gläubigen gibt, als eine Predigt nur in Worten, aber dass „ein Flegel“ so viel aufnehmen würde, war mir trotzdem eine große Überraschung. „Brav, Hans, aber bei der Predigt hast du wohl kaum aufgepasst!“ Da beteuerte er, dass er sogar sehr fest aufgepasst hatte. Ich widersprach ihm. Ich erinnerte ihn daran, dass er schon die Glatzen der Männer auch gezählt hatte und dass die Organistin sehr froh war, dass er mit ihr geplaudert hatte. Er schwieg, denn leugnen konnte er es nicht. „Aber Hans ich schimpfe ja nicht! Ich freue mich!“ Dann erklärte ich ihm die Effizienz der Präsentationsanlage, denn nur durch sie war es möglich, dass er alles wusste, ohne sich besonders anstrengen zu müssen. Dann fragte ich ihn, ob ich recht gehabt hatte, eine Präsentationsanlage in der Kirche installieren zu lassen, wenn sie so stark helfe, die Predigt zu verstehen und sich an die Predigt zu erinnern. Er war begeistert. „Hans, es kommt im Herbst ein neuer, junger Pfarrer. Wenn er dich bittet, dass du ihm helfen mögest, wirst du ihm den Wunsch erfüllen?“ „Ganz sicher, Herr Pfarrer!“

Priester sollten einander besuchen

Der Pfarrer ist in der Pfarrei eine Vaterfigur. Eine seiner Aufgaben besteht darin, die Bewohner der Pfarrgemeinde zusammenzuführen, aus ihnen eine geschwisterliche Gemeinschaft zu erzielen. Er selbst aber ist allein, immer bedroht von der Einsamkeit geküsst zu werden. Man muss bedenken, dass er, als Beichtvater die verborgenen Schattenseiten eines jeden

kennt, was ihn unbedingt zwingt seine Zunge unter Kontrolle zu halten. Das gelingt ihm leichter, wenn er sich nicht zu viel unter die Leute mischt und unnötige Gespräche meidet. Freilich muss er aufpassen sich nicht zu viel abseits zu stellen, denn sonst leidet wieder seine Sorge um die Gemeinschaftsförderung. Früher gab es Kooperatoren, mit denen meistens eine familiäre Atmosphäre gelingen konnte. Heute ist der Pfarrer sehr mit dem Auto befreundet, das ihm überhaupt die Möglichkeit gibt, seine verschiedenen Pfarreien zu betreuen. Nur werden dadurch die persönlichen Kontakte seltener. Um die Isolierung zu vermeiden, galt früher die Regel, regelmäßig den Nachbarpfarrer zu besuchen. Sogar der Bischof interessierte sich, ob dieser Grundsatz praktiziert wurde. Obwohl die Pfarrer früher keine Autos zu Verfügung hatten, pflegten sie die kollegiale Freundschaft viel mehr als heute.

Ich kann selbst sagen, dass ich als Pfarrer zwar sehr viele Leute traf, weil heutzutage die Mitarbeit mit den Laien sowohl die Kontakte mit den Laien als auch mit den Priestern aufstockt, aber es ist eben nur ein Miteinander, weil man sich gegenseitig braucht. Wenn ich aber an ein brüderliches Beisammensein denke, so war es sehr selten, dass ein Laie oder ein Mitbruder mich besuchte, weil er einfach mit mir freundlich plaudern wollte.

Doch als ich Dekan in Abtei war, erlebte ich einmal unerwartet, dass zwei Priester nicht von meinem Dekanat gegen 11 Uhr mich aufsuchten. Genau deswegen, weil sie nicht zu meinem Dekanat gehörten, schloss ich, dass die beiden Mitbrüder mich als Mitbrüder besuchten. Schon die Begrüßung ließ mich so etwas denken. „Heute sind wir einmal nach Abtei gefahren und wollten deswegen auch bei dir einkehren.“ Also war mir klar, dass sie von mir nichts brauchten, und ich lud sie gleich zu einem Schnäpschen ein. Es entwickelte sich ein nettes Plau-

dern, das ich wirklich genoss, weil ich sonst nur arbeiten konnte, wozu ich im Augenblick keine Lust hatte. Ich machte ihnen ein Kompliment, dass sie beide zusammen hergekommen waren. Sie gaben zu, schon seit vielen Jahren Freunde zu sein und oft gemeinsame Ausflüge zu unternehmen. Jetzt war es Zeit zu einer besonderen Einladung: „Wartet nur einen Augenblick, denn ich gehe zur Wirtschafterin gute Knödel zu bestellen und dann nehmen wir mitsammen das Mittagessen ein.“ Doch sie lehnten ab, sie hätten sowieso schon viel Zeit verloren, denn sie hätten noch viel vor heute. Das Ganze war also ein großes Missverständnis von meiner Seite. „Wir haben eine Bitte und wären dir dankbar, wenn du sie uns noch vor deinem Mittagessen erfüllen würdest.“ Sie erzählten mir von ihren Zeitungsartikeln, die sie für ein frommes Blatt schrieben. Sie sorgten, dass ihre Leser die Heiligen mehr kennen lernten, denn den konkreten Glauben lernt man am besten von ihrem Beispiel. Sie wussten, dass im Widum zwei schöne Bilder hingen von Jesus und Maria sogar. Sie hätten sie gern fotografiert. Diesen Wunsch konnte ich ihnen gleich erfüllen, doch war ich etwas enttäuscht, dass ich erkennen musste, nicht einen Besuch bekommen zu haben. Sie hatten nicht mir Freundschaft schenken wollen, sondern ihr Interesse verfolgt. Irgendwie ließ ich erkennen, dass die Mitbrüderlichkeit vielleicht mehr Wert war als ein Zeitungsartikel. Einer von ihnen verlor tatsächlich ein paar Worte, um ihr Vorhaben als nützlichen Beitrag für die Seelsorge zu erklären. Diese Besinnung ist wohl entstanden durch meine Freude, die ich zeigte, endlich einmal durch ihren vermeintlichen Besuch Mitbrüderlichkeit zu erleben. Der andere sprach nur mit seinem Freund über die Kunst und die spirituellen Aspekte der Bilder. Die beiden Geistlichen verabschiedeten sich mit formellen Floskeln, wünschten mir guten Appetit und ließen mich allein mit meinen Knödeln.

Es gibt verschiedene Arten Seelsorge zu treiben, gute Schriften schaffen, ist sicher gut. Wahrscheinlich ist vielmehr jede seelsorgliche Tätigkeit blass, wenn die Augenblicke persönlicher Beziehung als verlorene Zeit bedauert werden.

Problematische Firmfeier mit Videounterstützung

Es ist schade, dass bei der festlichen Spendung des Firmsakramentes für die Eltern, für die Verwandten der Firmlinge und für gegenwärtige Gläubige die Handauflegung nicht gesehen werden kann, weil immer viele vorstehen und den direkten Blick verhindern. Doch ist die Handauflegung, an sich ein sehr einfaches liturgisches Zeichen, wenn man den jungen Ernst der Firmlinge sieht, erbaulich, gibt Hoffnung. Deswegen war ich sehr interessiert die Spendung dieses Sakramentes mit Videounterstützung zu feiern. Es war möglich, weil in der Pfarrkirche eine Präsentationsanlage installiert war, die auch die Verwendung einer Videokamera ermöglichte. Das Bild wurde von der Chorempore per Beamer drahtlos auf die Leinwand übertragen und hatte Höhe und Breite des ganzen Altaraufsatzes, war also hoch genug, um jede Verdeckung durch Gläubige zu überbrücken. Die drahtlose Übertragung hatte allerdings einen großen Nachteil. Aus unerklärlichen Gründen verhielt sie sich sehr launisch. Einmal funktionierte sie einwandfrei, dann – nach Laune – überhaupt nicht, dann wieder sekundenmäßig, sehr ärgerlich und störend.

Schon gleich zu Beginn der Benutzung der Präsentationsanlage hatte ich die Gläubigen aufmerksam gemacht, dass ich ein Probejahr brauchte, bis eine akzeptable Bedienung eingeübt sei. Die Gläubigen verstanden das auch, aber eben nur mit dem

Kopf nicht mit dem Gemüt, denn sie sind zu sehr gewohnt, dass die Pfarrer, alles studierte und professionelle Akteure, die hl. Messe in der Kirche ohne Pannen feiern. Ihre Verwöhnung zeigte sich sofort, wenn bei der Projektion etwas nicht funktionierte. Dann war die süße Andacht, die Feierlichkeit, die innere Ruhe dahin. Deswegen musste ich für die Firmfeier bestens alles herrichten. Eine Probe mit allen Bedienenden war schon am Tag davor bis ins Einzelne durchgeführt worden, aber am Tag der Firmung checkte ich vor der Messe alles noch durch mit allen technischen Mitarbeitern. Dazu gehörte an der Kamera ein Theologiestudent aus Deutschland, der als guter Organist, den Aufbau der Messe gut kannte, dann auch ein Jugendlicher der SKJ, der ein professioneller Computertechniker war und wirklich alle unerwarteten Pannen zu lösen wusste, aber bei dieser hl. Messe als Sänger bei einem Jugendchor mitsang und ein Jugendlicher beim Laptop, der das Übliche kannte. Vor der Messe klappte alles bestens.

Es kam der feierliche Einzug. Wie ich mit dem Firmspender durch die Kirche schritt, sah ich eine makellose Weiße Leinwand, aber wie durch ein Wunder, auf einmal erschien das Bild scharf und groß. Als der Firmspender die Predigt begann, sagte das Bild in frecher Weise Adieu und ärgerte die liturgische Versammlung sehr, aber am meisten ärgerte dieses Verhalten mich selbst. Ich wusste aber genau auf welchen Knopf, der Bediener der Kamera drucken musste und ich schaute ihn dauernd auf der anderen Seite an in der Erwartung, dass er mir einen Blick zuwarf. Nicht ums Verrecken drehte der Theologe seine Augen her, wohl schaute er gesammelt auf den Boden und merkte nicht, dass das Bild bald erschien, bald verschwand, um absichtlich mich verärgerten Pfarrer richtig zu reizen. Je nervöser ich wurde, um so nervöser wurden die Gläubigen wohl auch. Es war klar, die Feier war ein Fiasco.

Als endlich die Erteilung des Sakramentes begann, würdigte mich der Theologe eines absichtslosen Blickes und es gelang mir, ihn auf den Boden der Kirche zu bringen, und mit einem einfachen Wink ihm die rettende Schaltung anzudeuten: doch wieder ein Wunder. Es funktionierte während der ganzen Firmspendung. Da ich aber währenddessen dem Bischof die Firmlinge vorstellen musste, merkte ich davon nicht viel. Nach der Firmung noch in der Kirche bedauerte sogar der Präsident des Pfarrgemeinderates die misslungene Firmfeier, was mich deswegen besonders traf, weil er ein sehr besonnener Familienvater war, aber in diesem Fall zwar sehr schonend seine Enttäuschung äußerte. Der jugendliche Spezialist war entsetzt und verlor mir gegenüber seine sonst gütige Art mit den Worten: „Eines ist mir jetzt klar, Herr Pfarrer, ich werde Ihnen nie mehr helfen.“ Da er immer so großzügig gewesen war, nahm ich diese Worte von meiner Seite nicht sehr ernst, freilich tat es mir leid, dass ich ihn so in Verlegenheit gebracht hatte.

Dann begann der Auszug aus der Kirche, die sich schnell leerte. Danach ging ich ins Vereinshaus, wo die Firmlinge mit Paten und Eltern und Firmvorbereitern eine Schnitte Kuchen verzehrten. Klar, ging ich mit gebeugtem Kopf hin mit den langen Gesichtern zu „feiern“. Kaum hatte ich den feierlichen Raum betreten, kamen mir als erste einige Großmütter entgegen, voll Jubel dankend für die einmalig schöne Feier. „So eine schöne Firmung haben wir in Vahrn nie gesehen: Wie rührend die netten Gesichter der Firmlinge zu sehen. Herr Pfarrer, danke, dass Sie das alles so gut organisiert haben.“ Dann kamen mit dem gleichen Register die Eltern, dann die Paten und dann viele andere. Ich merkte: besser einfach freundlich hören und nichts sagen.

Nicht jeder und jede empfindet in einer liturgischen Feier dasselbe. Tatsächlich hatten die Enttäuschten und die Begeisterten

alle recht. Dunkel und hell sind fast alle seelsorglichen Tätigkeiten. Schön ist es, wenn man beide Seiten in so kurzer Zeit nebeneinander erleben darf. Aber wenn man die Augen ein bisschen mehr aufmacht, wird man fast immer diese Situation in einer oder anderen Form entdecken. Mut zum Weitermachen wird der Herr uns wohl immer bereiten.

Rauchen? Nie in meinem Leben!

Mein Vater war besonders glücklich, wenn er mit seinen 10 Kindern umgeben war. Wenn im Sommer die Heuernte eingebracht war, gönnte er sich einen Ferientag mit allen seinen Kindern. Diesmal stieg er bei strahlendem Wetter auf den Gipfel vom Hausberg Gardenazza. Schon die Vorbereitung zu Hause war ein Fest. Er hatte Marmelade und Schinken, sogar Sardinenkonserven und weißes Brot gekauft. Speck und gekochte Eier hatte er aus Eigenproduktion. Sogar heißen Tee in einer Thermosflasche wurde vorbereitet. Die Mutter war sehr beansprucht, wir Kinder hatten zwar gefrühstückt, aber wann aßen wir damals genug. Schon beim Einpacken in die Rucksäcke freuten wir uns, die guten Speisen für den Ausflug nach langem Gehen zu genießen. Die Stimmung war schon bevor wir aufbrachen, super. Dazu hatte mein Vater auch noch mehrere Cousinen eingeladen.

Zuerst ging es fast eine Stunde durch den Wald, dann kam ein steiler Aufstieg für eine weitere Stunde. Mein Vater nahm es sehr gemütlich, er setzte sich dann und wann zu einer üblichen Zigarette, dann sangen wir einige Lieder und es ging wieder fröhlich weiter. Dass mein Vater heute eine besonders gute Laune hatte, war unbewusst die Freude des Ausflugs. Endlich

war das Ziel erreicht. Also konnte man die Rucksäcke, kleine und große, ablegen und aufmachen. In der sauberen Höhenluft inmitten von Edelweiß zu sitzen und die Sonderspeisen zu essen, war eine Freude, die nur diejenigen verstehen können, die die Hungersnot erfahren haben. Mein Vater hatte den ersten Weltkrieg als junger Soldat erlebt und heute Jahrzehnte danach genoss er die Freude eines Spezialessens auf dem Berg sichtlich. Wir Kinder hatten auch erfahren, was Hunger ist. Der Vater hatte auch eine Flasche Wein mitgenommen nur für sich, Mutter und Großmutter. Was will man mehr.

Mit der guten Laune meines Vaters war es plötzlich geschehen. Schon lange druckte er das Rädchen am Feuerzeug mit der Zigarette im Mund. Die Funken sprangen, aber vom Benzin war nicht einmal mehr der Geruch zu spüren. Er machte bei dieser Feuerarbeit immer wieder eine Pause, sprach kein Wort, aber hoffte, dass das Benzin vielleicht sich irgendwie im Feuerzeug sammelte und die ersehnte Flamme hergebe. Nichts geschah. Mein Vater wurde launisch. Wir probierten zu singen, das hatte er immer gern. Kein Lächeln kam auf. Ich hatte meinen Vater so unfreundlich nie gesehen. Aber er behielt sein Feuerzeug in der Hand, die Zigarette im Mund und drehte und drehte, viele Funken kamen aber keine Flamme. Es wurde immer schlimmer. Mein Vater schien mir zum ersten Mal in meinem Leben richtig unsympathisch. Mit der Zeit fiel mir eine physikalische Möglichkeit ein, die ich in der Volksschule in Naturkunde gelernt hatte. Eine Cousine trug nämlich Brillen, die dicke Vergrößerungslinsen hatten. Ich schlug dem Vater vor, den Brennpunkt des Sonnenlichtes auf die Zigarette zu projizieren. Mein Vater hat mir schneller gehorcht, als ich ihm je schnell gehorcht habe. Ich hielt die Brille und er die Zigarette. Plötzlich hat die Zigarette geraucht, mein Vater konnte den ersten vollen Zug ziehen. Es wirkte wie ein Wunder. Auf einmal strahlte er wie

immer. Dieser Wandel zum lieben Vater durch eine Zigarette ließ mich viel nachdenken. Er war durch eine Zigarette völlig geheilt von seinem unangenehmen Verhalten. Die Schlussfolgerung war für mich klar. Ich wollte nicht, dass mein Verhalten so stark von einer Zigarette abhängig werde. Deswegen machte ich den Vorsatz, nie in meinem Leben zu rauchen.

Singt unserem Gott, ja singt ihm (Ps 47,7)

Die Männer vom Gadertal pilgern alle drei Jahre nach Säben, das bedeutet mehrere Tage gehen und beten, ja beten den ganzen Tag. Eine besondere Gnade, die Gott diesen frommen Männern gibt, spürt vor allem ihr Blut, das sich immer mehr freut, den ganzen Körper zu durchsäubern sowie auch ihre Lunge innerlich tanzt, weil endlich so lange gut geatmet wird, bis es nur mehr frische Luft zu pumpen gibt. Was hat das für Folgen? Sehr gute! Diese Männer singen sehr leicht und gern. Das habe ich einmal erlebt und nie mehr vergessen. Der Domorganist, Otto Rubatscher, auch ein Gadertaler, ist immer eingeladen worden in der Kirche von Villnöss zu spielen, weil sich bei der Heimkehr alle Pilger dort zu einer hl. Messe einfanden. Einmal lud mich Otto ein, mit zu dieser beeindruckenden Messe zu fahren. Die ganze Kirche voll Männer, die alle singen begleitet von der Orgel. Das kann man sich nicht vorstellen. Der Eindruck, den mir dieser Gesang machte, weckte in mir eine unerwartete Freude. Ich war innerlich glücklich und dankbar. Ich spürte eine Dankbarkeit katholisch zu sein. Ich war damals Kooperator in Brixen. Ich machte einen starken Vorsatz, ich will nicht sagen ein Gelübde, aber einen starken Vorsatz schon, wenn ich einmal Pfarrer sein sollte, alles zu tun, den Volksgesang in der Kirche zu fördern und zu pflegen, denn ich hatte erlebt, wie sehr er das Herz zu Gott erheben hilft.

Als ich Dekan in Abtei war, erinnerte ich mich an diesen Vorsatz. Ich hatte ja in der Kirche die gleichen Männer, die ich in Villnöss singen gehört hatte. Freilich nicht so viele! Doch der Gesang der Männer war jetzt in der Kirche von Abtei sehr gemütlich und schleppend. Warum eigentlich? Ich erinnerte mich noch an meine Schul- und Studentenzeit. Damals war bei der feierlichen Vesper am Nachmittag die Kirche voll und alle sangen. Damals erlebte ich das während des ganzen Kirchenjahres. Es war sehr einladend und wir freuten uns auf die Gottesdienste.

Jetzt war es anders. Es wurden mit der Zeit mehrere Messen am Sonntag eingeführt, damit diejenigen Gläubigen, die am Sonntag im Tourismus arbeiteten, den Sonntagsgottesdienst so erledigen konnten, dass der Messbesuch möglichst wenig die Sonntagsarbeit störte oder benachteiligte. Bei jeder Messe waren dadurch weniger Leute. Die Nachmittagsandachten, bei denen die Gläubigen am meisten sangen, wurden immer weniger besucht. Gleichzeitig wurde in den Familien und Nachbarschaften auch nicht mehr gesungen. Es kamen dann die rhythmischen- und die englischen Lieder, die mehr für die Jugend gedacht waren und bewirkten, dass die Erwachsenen nicht mehr mitsangen. Und viele andere Gründe.

Doch mein Vorsatz wirkte immer noch. Ich war davon sehr überzeugt, ein lebendiger Volksgesang zeigt, wenn gepflegt, in seiner Art, dass der Glaube lebendig ist. Die Methode, den Volksgesang zu verlebendigen, kann sehr einfach sein. Proben mit dem Volk machen in der Kirche. Wo denn sonst? Und ich fing an. Die Allergie der Gläubigen, sich für den Gesang anzustrengen ahnte ich schon. Deswegen setzte ich die Probe 3 Minuten vor dem Gottesdienst an. Dass ich selbst die Probe halten musste, war vorläufig unerlässlich. Ich las zuerst den

Text des Liedes vor, erklärte ihn kurz und lud die Versammlung ein, gemeinsam zu lesen. Natürlich braucht es dazu das Singbuch. Einige Frauen hatten das Singbuch tatsächlich aufgeschlagen. Aber das Buch in die Hand zu nehmen und sogar aufzuschlagen, stellte bereits eine große Hürde in den Weg. In der Hoffnung, dass es jeden Sonntag ein bisschen besser gehen würde, machte ich unverdrossen weiter. Singen hörte ich fast nur die Frauen. Da dachte ich an die Männer in Villnöss und lud die Männer allein, ohne die Frauenstimmen, zu singen ein. Jetzt galt es, den pädagogischen Grundsatz nicht zu vergessen: Geduld bringt Rosen! Die Männer aber fanden auch einen eigenen Weg Geduld zu üben. Sie begannen vor dem Kirchentor zu warten, bis ich mit meiner lästigen Neuheit fertig war. Das ertrug ich mit Philosophie. Doch mit der Zeit schaute ich mir diese schlauen Männer näher an. Wer waren sie? Es waren durchwegs die Väter meiner Kinder und meiner Jugendlichen. So viel pädagogisches Ungeschick hätte ich ihnen nicht zuge-
traut. Dann klang mir noch im Ohr ihr Meckern und Bedauern, dass die Jugendlichen nicht fleißig kirchengehen.

Ich hätte nie geahnt, dass das Gebot der Psalmen: „Singt unserem Gott, ja singt ihm!“ (Ps 47,7) so schwierig zu halten wäre. Doch wichtig ist es sicher sehr. Ist es auch eines der Gebote, die verrostet sind? Ist es ein Grund unter vielen, weswegen der Kirchenbesuch immer mehr abnimmt? Wie viele gehen ohne jegliche Vorbereitung jahrein jahraus zum Sonntagsgottesdienst!

Strebt bei der Messfeier nach den vordersten Plätzen

Der Mesner in meiner Pfarrei liebte die Kirche mit dem schönen Altar und tat gern den Dienst für den Gottesdienst. Eine Schwäche stach manchmal schon sehr störend hervor: er schaute gelegentlich zu viel ins Glas. In der Früh begab er sich immer als erster in die Kirche um das Haupttor und alle anderen Tore aufzusperren. Den Schlüssel des Haupttores hatte nur er, den Schlüssel der Seitentore hatte auch der Pfarrer.

Es kam, wie es eben kommen musste, dass der Mesner auf Grund seiner Schwäche am Sonntag zur Frühmesse nicht aufstand, das Kirchentor aufzusperren. Als ich dann in die Kirche ging, sperrte ich die Seitentore auf, musste aber das Haupttor gesperrt lassen. Zur Frühmesse kamen so ungefähr 50 Personen, die alle immer die letzten Plätze in der großen Kirche besetzten. Die letzten Bänke waren auch am wenigsten beleuchtet, zum Unterschied von den ersten Bänken, die aber bei der Frühmesse leer blieben. Als die Kirchenbesucher das Haupttor geschlossen, aber die Kirche beleuchtet fanden, kamen sie brav bei den Seitentoren herein und besetzten die ersten Bänke. Ich empfand die Kirchenbesucher wie eine geschlossene Gruppe. Als ich das erste Lied anstimmte, sangen auf einmal alle mit. Ich hatte sie jahrelang kaum mitsingen gehört. Am angenehmsten war es zu predigen, es kamen die Worte, wie von selbst, alle schauten her und ich sah ihre Aufmerksamkeit. Sogar Kommunion gingen fast alle. So hätte ich die Frühmesse jeden Sonntag gerne gefeiert. Ich hätte nie gedacht, dass die Platzänderung solche Wirkungen haben könnte. Da fiel mir gleich eine billige Idee ein. Am wirksamsten wäre es, das Haupttor bei der Frühmesse gesperrt zu lassen. Mit Zwang hatte ich allerdings schon oft wenig Erfolg gehabt. Deswegen beriet ich mich doch mit

dem Mesner, der als guter Gasthausbesucher die Launen der Leute gut kannte. Er riet mich entschieden davon ab.

Es gab auch die Möglichkeit, die Leute schön langsam zu erziehen. So wandte ich mich an alle mit einer Einladung, vorzukommen. Sie würden eine andere Messe erleben. Denn es war ja klar, dass auch die Leute sich bei der Messe in den ersten Bänken besser gefühlt hatten. Diese Einladung wiederholte ich nach einiger Zeit immer wieder. Siehe, es kam ein älterer Herr in die dritte Bank. Es fiel mir sofort auf. Nach einigen Sonntagen des Messbesuches in der dritten Bank kam er in die Sakristei. Was er wollte? Er wollte mir danken, dass ich die Einladung in die vordersten Bänke zu kommen, öfters wiederholt hatte. Denn bei den ersten Malen hatte er sich gedacht, was mischt sich der Pfarrer in meiner Platzwahl ein! Doch mit der Zeit kam ihm eine andere Überlegung in den Sinn. Er musste sich zugehen, dass in der Kirche der Pfarrer das Sagen habe. So kam er eben in die dritte Bank. Jetzt kam aber der richtige Dank: „Jetzt erlebe ich die Heilige Messe ganz anders. Sie haben Recht, in den ersten Bänken ist die Messe viel besser, danke!“

Mit der Predigt allein hätte ich diesen Gläubigen kaum so weit gebracht, die Messe so viel besser mitzufeiern. Da unsere Kirchen besonders an Werktagen, aber heutzutage manchmal auch an Sonntagen schwach besetzt sind, hat die Platzwahl seelsorglich eine große Bedeutung. Es ist klar: Wenn jemand, der kein Gottesdienstbesucher ist, sich zufällig während eines Gottesdienstes in die Kirche begibt, sieht er feiernde Menschen, die alle auseinander Platz nehmen und infolgedessen sehr schleppend und faul singen. Anziehendes findet er wahrlich nicht. Denn die Platzwahl in einer halb leeren Kirche spiegelt wider, wie lebendig die Gemeinschaft der Gläubigen ist.

Die Erfahrung lehrt, dass sehr wenige Pfarreien sich bemühen die Platzwahl zu korrigieren und durch diese Korrektur zu einem lebendigeren Gottesdienst zu führen. Warum das? Es ist eine der schwierigsten Bemühungen. Die Menschen fühlen in der Kirche, auch anderswo bei jeder Versammlung, ihre Verletzlichkeit und aus Angst kritisiert zu werden, suchen sie unbewusst den sichersten Platz. Möglichst hinter jemandem Deckung finden. Hinten, immer hinten! Hinten an der Kirchenmauer ist der sicherste Platz, weil die Menschen nicht nach hinten schauen und weil hinter der Mauer niemand ist, der beobachtet. Doch je abgeschirmter ein Gottesdienstbesucher sich an seinem Platz fühlt, um so unbedeutend und aus der gemeinsamen Feier hinausgedrängt empfindet er sich.

Studenten führen in das Makkabäer-Buch ein

Eine Theatergruppe studiert ein Stück ein und gewinnt dadurch viel Lebenswissen, Menschenkenntnis und hat auch noch den Genuss literarischer Schönheit. Damit nicht genug, es kommen noch sprachliche Kenntnisse hinzu. Was ganz besonders ertragreich ist: Alles muss so lange wiederholt werden, bis es sitzt. All diese Bereicherung rechtfertigt sicher die Mühe der langen Vorbereitung. Es könnte eine Theatergruppe sich damit begnügen, wenn alles einstudiert ist, ein großes Amen zu sagen und mit einem neuen Stück zu beginnen. Das tut aber keine Theatergruppe. Weitere Belohnungen sind möglich, wenn das Theaterstück aufgeführt wird, deswegen gibt es nicht den Fall, dass ein Stück eingelernt wird und dann nicht aufgeführt wird. Dass es keinen Verein gibt, der sich damit begnügt auf die Auf-führung zu verzichten, darf ich nicht behaupten, weil ich einen

solchen Verein kenne: Es ist die Schule. In der Schule wird einstudiert und dabei bleibt es. Die Prüfungen sind ein interner Blitz-Rückblick, von dem die Öffentlichkeit nichts hat.

Diese Überlegung habe ich einmal auf mein Fach Religion angewandt. Es war mir sofort klar, dass der Gewinn groß sein würde, wenn das Einstudierte der Öffentlichkeit vorgeführt würde. So habe ich mich entschlossen in einer Klasse mit zahlreichen Studenten ein Buch der Bibel einzustudieren und dann die Studenten in einem Theatersaal in das Buch einführen zu lassen. Es war schwierig sie dazu zu motivieren, aber es gelang. Wir wählten das Buch der Makkabäer. Es gab viele Phasen der Vorbereitung. Schon das machte auf einmal die Religionsstunde lebendig (nicht religiöser). Ein Gesamtblick des Buches musste gegeben werden. Dann wurden Gruppen gebildet, die mit verschiedenen Aspekten des Buches sich beschäftigen mussten. Sehr interessant war die Zusammenstellung der vielen Briefe, fast alle diplomatischer Natur, die Geografie des großen Gebietes, innerhalb welchem sich die Geschichte ereignete, musste mit geografischen Karten gezeigt und die wichtigsten geschichtlichen Persönlichkeiten mussten vorgestellt werden. Beeindruckend waren die dramatischen Situationen, die sich ergaben im gewaltsamen Zusammenprall der heidnischen Ideologie und des Glaubens an die heiligen Schriften und Traditionen der langen jüdischen Glaubenserfahrung. Heldentum und Verrat strahlten herein in unserer modernen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Viele Aktualisierungen sowohl zu unserem öffentlichen Leben der Gesellschaft als auch zu unserem persönlichen Glaubensleben ließen sich beschreiben.

Als die Arbeit schon fortgeschritten war, wagten wir das Datum der öffentlichen Vorführung. Danach erkannte die ganze Klasse, dass mit der Zeit, die uns noch zur Verfügung stand,

nicht zu spaßen war. Es fiel einmal die Religionsstunde aus und die Studenten bedauerten das sehr. Als die Öffentlichkeit über den Auftritt der Klasse durch vielseitige Werbung (Zeitung, Radio, Pfarrblatt, persönliche Auftritte in den Sonntags-gottesdiensten) informiert war, wurde die Vorbereitung sogar außerhalb des Stundenplanes weitergeführt. Es gab „Proben“ mit einzelnen Gruppen, ich bekam immer mehr Fragen, die mir ungeahnte Möglichkeiten der Katechese boten. Sehr wichtig schien mir, zu sorgen, dass die Studenten, die neuen Erkenntnisse, die sie erarbeiteten in Bezug auf ihr Leben auch bewerteten und den Blick auf die große Schönheit, die sich mehr und mehr auftat, schärften.

Es gelang uns den sehr schönen Saal der Volksbank zu bekommen. Am Tag der Aufführung gingen manche Studenten nach der Schule, ohne zu essen direkt in den Saal, sich vorzubereiten. Aber Essen war nicht viel weniger wichtig als das Studieren. So war der Magen an diesem Nachmittag für mich ein wichtiger Kontrollpunkt. Jedenfalls verbrachten wir alle den ganzen Nachmittag im Theatersaal und studierten und diskutierten und probierten auf Vollgas. Abends kamen sehr viele Gäste. Die Aufregung der Studenten war groß, aber sie setzten alle ihre Kräfte ein. Ich staunte nur, wie viel sie herausbrachten. Es gelang sehr gut. Die Studenten bekamen viele Komplimente und Ermutigungen. Man hörte schon auch Worte wie: „Ich habe überhaupt nie gehört, dass es ein Buch der Makkabäer gibt“, oder „Damals hatten sie die gleichen Probleme wie heute“, und auch „So was brauchten wir öfters“.

Textkritik hilft vor Drohbriefen

Gegen Wehrlose kämpfen, ist die Lust der Feiglinge. Nicht viel besser ist der Kampf der Schlaunen gegen die Simplen. Es treibt diese immer in die Erfahrung des Sieges und der eigenen Stärke. Christlich ist eine solche Haltung sicher nicht. Lustige Belästigungen können aber ziemlich viel Leid und Angst verursachen, während die Angreifer schadenfroh lachen und dadurch die schwachen Personen demütigen.

Zwei ältere Frauen kamen zerstört zu mir, um Hilfe zu erbitten. Die Klagen waren sehr dramatisch. Ich dachte mir gleich, wie sollte ich da helfen. Wenn schon wären die Carabinieri zuständig gewesen, aber sie waren jetzt bei mir. Es blieb mir nichts anderes übrig, als wenigstens aufmerksam und geduldig zuzuhören. Sie aber waren wahrscheinlich zu mir gekommen, in der Meinung bei so schlauer Verfolgung, könnte nur ein kräftiges Beten, aber vor allem ein priesterlicher Segen helfen. Jedenfalls erkannte ich, dass sie sich ohnmächtig fühlten. Als das Erzählen ruhigere Töne nahm, wagte ich einige Fragen, die eher den Zweck hatten, die beiden Damen zu einer möglichen Sachlichkeit zu führen.

Sie erhielten nämlich anonyme Drohbriefe in italienischer Sprache. Der gefürchtete Schreiber stelle sich als Engländer vor, betonte sehr stark seine Kenntnisse der Lebenssituation der beiden Frauen. Das bewies er dadurch, dass er bis ins Einzelne beschrieb, was sie am gestrigen Tag zu einer bestimmten Stunde getan hatten. Er erreichte es, dass sich die beiden dauernd beobachtet fühlten. Er verstieg sich sogar so weit, zu behaupten, durch seine besonderen Apparate und Verbindungen mit geheimen Mitarbeitern, sei er vor jeder Kontrolle der Polizei sicher. Trotzdem würden sie es sehr bereuen, wenn sie es wagen

sollten, von der Drohung herumzuerzählen. Jetzt jagte er die ängstlichen Frauen schon die längste Zeit herum, sodass ihre Angst immer größer wurde.

Sie hatten einen Brief von ihm mitgenommen. Ich bat sie, mir den Brief vorzulesen. Als ich das wirklich schlechte Italienisch hörte, fielen mir Ladinismen auf. Die Sätze enthielten sprachliche Wendungen, die nur die Ladiner in diesem Zusammenhang gebrauchten. Um ein Beispiel zu bringen. Wenn jemand in Brixen sagt: „Gestern bin ich mit dem Auto nach Neustift gegangen“, dann weiß ich sicher, dass der Sprecher ein Italiener ist. Aus dem Text des Briefes ging deutlich hervor, dass der Schreiber kein Engländer, sondern ein Ladiner war. Diese Feststellung erleichterte und wunderte die Damen sehr. Doch eine zweite Charakteristik ging aus dem Text hervor. Die ganze Art der Drohung war typisch, wie man sie in den Comics liest. Also musste der Schreiber ein Jugendlicher sein. „Gibt es nicht in eurer Nachbarschaft einen jungen Burschen, einen Oberschüler, dem ihr solches Verhalten zutrauen könntet?“ Die beiden Frauen dachten nicht lange nach und schon waren sie sich einig, das könne nur der Pierino des Nachbarn sein.

Doch beweisen konnte man es nicht. Also wie sollte man es ihm mitteilen? Ganz einfach: „Wenn ihr den Jugendlichen trifft, sagt ihm mit sicherem Ton, ohne Zweifel aufscheinen zu lassen: Hör auf mit deinen dummen Briefen.“ Es wird sicher das Ende seiner Unterhaltung mit euch bewirken! Jetzt waren sie wie befreit. Weg war die Angst vor Verfolgung. Sie gingen mit neuer innerer Sicherheit heim.

Diese Frauen hatten keine Oberschule besucht, an der sich die StudentInnen plagen müssen, Texte kritisch zu lesen. Diese denken vielleicht, es sei eine „unpraktische“ Plage. Oft fragen sie

sich: „Was nützt es, Texte zu filtrieren“. Ganz besonders nützlich ist dieses Können, wenn jemand, was jeder Gläubige tun sollte, die Heilige Schrift liest. Das Beispiel, das ich gebracht habe, könnte man auch anders erforschen, hingegen mit Textkritik wohl am besten. Indes übersehen wir nicht die Freiheit, die durch die Analyse des Textes den beiden Frauen ermöglicht worden ist. Die Freiheit, die uns das Wort Gottes eröffnet, wenn wir die Bibeltexte unter die Lupe nehmen (zum Beispiel bei einer Bibelrunde) und danach leben, ist vergleichbar mit der unterschiedlichen Größe von Spatz und Adler.

Todesangst bei der spiritistischen Sitzung

Das Schuljahr war bereits bis Mai fortgeschritten und die Maturanten wurden in allem Ernst studierende Jugendlichen. Das größere Interesse für Schulnoten gab manchem Studenten eine überzeugendere Ausrede, bei der Religionsstunde etwas lockerer teilzunehmen. Die Fragen wurden immer magerer und seltener und die diskursive Teilnahme immer uninteressanter. Umso mehr wunderte es mich, dass ausgerechnet Moritz, ein ruhiger, disziplinierter Student, der während des ganzen Jahres kaum zu hören gewesen war, sich jetzt zu Worte meldete. Noch erstaunlicher war seine Frage: „Könnten Sie uns erklären, worin die Weihe eines Rosenkranzes besteht, welche Kraft der Rosenkranz durch die Weihe bekommt?“. Noch mehr staunte ich über den Ernst, mit dem er die Frage stellte. Ich musste mir eingestehen, der macht keinen Witz. Jedenfalls hatte ich in vielen Unterrichtsjahren, nie eine solche Frage bekommen. Das war doch ein Argument ganz außerhalb des Lebensbereiches eines Maturanten. Zumal ich fast sicher wusste, dass von meinen Maturanten nicht einer den Rosenkranz betete. Es war

mir recht, dass der Student die Frage erst fast am Schluss der Stunde gewagt hatte. Ich teilte gleich mit, ich sei fast in Verlegenheit mit der Antwort, weil ich merkte, dass der Jugendliche eine eingehende Antwort forderte. Nach der Stunde versuchte ich Moritz noch gleich zu sprechen.

Das Erste, was er mir sagte, war: „Am liebsten möchte ich schon mit Ihnen persönlich sprechen.“ Das war in der Situation auch das Einfachste, weil wir beide zu Fuß in die Schule gekommen waren und jetzt beide zu Fuß den gleichen Weg nach Hause gingen. Moritz begann zu erzählen, zuerst etwas vorsichtig, dann aber löste er seine Zunge und ich hatte alle Mühe, ihm mein Unbehagen nicht erahnbar zu machen. Es handelte sich um spiritistische Sitzungen. So was hielt ich nur bei abgestandenen Herren, sozial höheren Klassen zugehörend, ein gewünschtes exotisches Essen. Er hatte sich im Herbst bei einer Gruppe eingeschrieben und den ganzen Winter jede Woche eine Sitzung besucht. Zuerst schien ihm das Ganze ein interessantes Erlebnis. Mit der Zeit wurde ihm die Stunde immer dunkler und er wollte die Teilnahme aufgeben. Als er das äußerte, wurde er mit allem Ernst darauf aufmerksam gemacht, dass er sich dadurch einer gefährlichen Verfolgung des Unglücks aussetzte. Selbstverständlich glaubte er das und blieb ein treuer Teilnehmer. Die Erlebnisse wurden immer spannender. Gänsehaut suchen Jugendlichen sehr. Jetzt bekam er zu viel davon. Denn die Spannung speiste sich aus Angst. Es begannen Flaschen, große Flaschen, bei der Sitzung mit ungeheurer Wucht auf die Einzelnen wie Geschosse zu steuern. Bisher war es ihm immer gelungen, rechtzeitig auszuweichen, aber wie lange konnte er jeden Schuss rechtzeitig erkennen und ihm ausstellen?

Dann unterbrach er die Beschreibung und fragte mich: „Was sagen Sie dazu, was hätte ich tun sollen?“ Ich wollte den

Fortgang der Situation unbedingt erkennen und bekannte ihm: „Moritz, was du mir erzählst, ist für mich eine unbekannte Welt. Ich muss dich bitten, dass du mir die Situation weiter beschreibst, du hast die Erfahrung. Ich habe keine.“ Das nahm er zur Kenntnis und fuhr weiter. Er wandte sich an einen anderen Teilnehmer und klagte ihm die große Angst, die er ausstehen musste. Dieser beteuerte keine Angst zu haben, denn er kenne ein wirksames Mittel gegen die Kraft der Geister. Und welches war dieses Mittel? Zum Erstaunen des Moritz, war es ein geweihter Rosenkranz. Der Teilnehmer gab Moritz einen kostbaren Rat: „Meine Großmutter hat mir einen gegeben. Auch deine Großmutter hat sicher einen und wird ihn dir geben. Du musst aber fragen, ob er wirklich geweiht ist.“

Die Großmutter hatte einen. Wohl kaum eine Bitte des Moritz hat die Großmutter so erfreut, als die Bitte um einen geweihten Rosenkranz. Daraus schloss die Oma, dass Moritz zu beten anfing. Bei der Sitzung berührte er, wie sein Freund ihm beigebracht hatte, mit der Hand den Rosenkranz, den er in der Hosentasche hatte und siehe das Wunder geschah: Die Flaschen schossen nicht mehr vorbei. Was war also eine Weihe, was war ein geweihter Rosenkranz? Eine Antwort gab ich ihm auf der Stelle. „Moritz, ich zelebriere seit Jahren jede Woche mindestens drei Begräbnisse hier in Brixen. Bei jedem Toten steht auf der Begräbniserlaubnis die Angabe der Todesursache mit der Unterschrift des Arztes. Ich kann dir sagen, dass ich in diesen vielen Jahren nicht einen Toten begraben habe, der von den schrecklichen Flaschen der Geister getötet worden wäre. Ich garantiere dir, dass du sicher nicht von einer Flasche getötet wirst, ob du den Rosenkranz berührst oder nicht!“

Im Holländischen Katechismus fand ich eine sehr schöne kurze Abhandlung dieser „unerklärlichen“ Phänomene.

Besonders die Beschreibung wie Christus offen unter dem hellen Licht der Sonne und nicht in Dunkelkammern gewirkt hat, fand ich hilfreich. Ich habe Moritz mit seinem Einverständnis in der Klasse durch die eingehende Behandlung des Problems seine Frage beantwortet. Für mich wurde es zur persönlichen Verpflichtung, dieses Problem bis zum Ende meiner Schultätigkeit zu behandeln. Wenn Moritz nicht den Stein ins Rollen gebracht hätte, wäre ich trotzdem mit der Zeit auf diese Thematik durch andere Jugendliche, die mich leider mit diesen Problemen überraschten, aufmerksam geworden.

Vereinsmitglieder fressen nicht ungerne andere Vereine

In einer Pfarrei Südtirols gibt es mehrere Vereine. Das ist eine gute Tradition und ich habe oft gestaunt, welchen Einsatz Verantwortliche zeigen, das gilt besonders für Vereine, die auf freiwilliger Mitarbeit setzen. Ich zähle gar nicht Vereine auf, denken tue ich jetzt an kirchliche Vereine, die in einer Pfarrei mit nichtkirchlichen gemeinsam existieren. Alle Vereine haben eine goldene Regel, die wie die Wurzel der Vereine betrachtet werden kann und das in zweierlei Hinsicht: Einmal, weil der Verein von dieser Regel lebt und seine Gesundheit bewahrt; andererseits, weil diese Regel, die meiste Mühe für die Verantwortlichen ausmacht. Wie lautet diese Regel? Jeder muss regelmäßig zu den gemeinsamen Treffen kommen. Also eine Musikkapelle verlangt mit aller Kraft, dass die Musikanten regelmäßig zu jeder Probe kommen. Diese Regel gilt auch für die kirchlichen Vereine. Die Pfarrjugend der SKJ verlangt, dass jedes Mitglied zu den Jugendtreffen kommt.

Es gibt eine zweite Regel, die fast alle Vereine einhalten müssen, nämlich die Zeit der Treffen. Meistens beginnen die Treffen um 20 Uhr mehr oder weniger, also abends. Aus nur diesen zwei Regeln könnte ein Vorwurf an den Schöpfer des Menschen erwachen, weil er die Menschen leider so erschaffen hat, dass sie nicht gleichzeitig an verschiedenen Orten, Vereinen gegenwärtig sein können. Eine Lösung dieses Problems wird meistens pragmatisch gesucht: Der Verein im Dorf, der sich als der wichtigste fühlt, übt den stärksten Druck auf die Teilnehmer aus. Dazu zähle ich die Sportvereine, die Feuerwehr, die Musikkapelle, den Kirchenchor. Wie wichtig fühlt sich zum Beispiel die Bibelrunde, oder die Jugendgruppe der Pfarrei SKJ? Diese Gruppen wollen den christlichen Glauben fördern, wenn man religiöse Perspektiven berücksichtigt, sind sie sicher die wichtigsten Vereine.

An der Stelle kapiert jeder Leser und jede Leserin, dass die Dorfbewohner, oder die Dorfchristen, die kirchlichen Vereine nicht als die wichtigsten betrachten. Wenn also die Pfarrei die Pfarrjugend am Donnerstag versammelt, dann werden sich alle Jugendlichen, die am Donnerstag Probe der Musikkapelle haben, gleich entschuldigen und es ist selbstverständlich, dass der Pfarrer sie als begründet entschuldigt. Man kann da die Abende kombinieren, wie man will, das Resultat bleibt: Die Abende einer Woche sind gezählt und die Überschneidungen unvermeidbar. Die Mitglieder der mächtigeren Vereine sind alle von den kirchlichen Vereinen, wenn abwesend, entschuldigt.

Doch, wer den Glauben wirklich schätzt, wird sich damit nicht abfinden können. Das habe ich bestaunt beim Jugendlichen Hans. Er war schon über 20 alt und hat selbst gemerkt, dass die Jugendlichen des Dorfes immer leichter vom Sonntagsgottesdienst fernblieben. Manche oberflächliche Kritik, kam ihm

schädlich vor und er fing an nachzudenken auch mit dem Blick auf seine Pfarrgemeinde. Ich weiß allerdings nicht, ob er mit dem Pfarrer darüber auch gesprochen hat. Ich weiß nur, dass er um die Mitarbeit in der Führung der Pfarrjugend gebeten wurde. Er fasste diesen Ruf als eine Berufung auf und nahm sich vor seinen Beitrag zur Förderung des Glaubens in seiner Gemeinde zu leisten, den er geben konnte. Doch bald erkannte er die Grenzen seiner Möglichkeiten. Er war ein geschätztes Mitglied der Musikkapelle und in der Kapelle ein Solist, denn er hatte das rhythmische Gefühl in den Knochen, spielte Schlagzeug und konnte bei keiner Probe fehlen, was ihm in lobenswerter Weise bisher immer gelungen war. Nun kam die Frage, wie die Tätigkeiten in beiden Vereinen auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden konnten. Bei aller Akribie, wenn die Gegenwart gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten verlangt war, was bei ihm nicht selten vorkam, ließ sich das nicht verwirklichen. Er musste sich mit einer lückenhaften Mitarbeit begnügen, was ihn einfach nicht überzeugte. Jeder, mit dem er darüber redete, wusste ihm den klaren Rat zu geben: „Verlass einen der beiden Vereine und alles ist klar“. Normalerweise ist dies eine einfache Operation. Man verlässt den pfarrlichen Verein ohne weitere Formalität. Da hört man im kirchlichen Verein höchstens die Bemerkung, dass er nicht mehr kommen kann, weil er bei der Musikkapelle spielt. Dieser Grund hat seine Gültigkeit, die niemand in Diskussion stellt.

Aber Hans, war ein Jugendlicher, dem der Glaube seiner Pfarrgemeinde ein tiefes Anliegen war. Er löste das Dilemma ganz anders. Er schätzte die Musikkapelle seiner Pfarrei sehr, deswegen wollte er diesem lieben Verein durch sein Wegbleiben keine Probleme schaffen. Aber wie konnte er das erreichen? Ja, das war nicht eine Angelegenheit eines Handumdrehens. Er suchte einen neuen Musikanten, der ihn ersetzen konnte. Das

machte er sehr verantwortungsvoll. Er verlangte von ihm eine einjährige fleißige Vorbereitung. Dann konnte er der Musikkapelle seinen Abschied sagen, ohne der Musikkapelle Probleme zu bereiten. Dann konnte er auch in der Pfarrjugend in vollem Maß mitarbeiten. Es ist klar, dass diese seriöse Vorgangsweise einen starken Eindruck auf die Pfarrjugendlichen machte und dass sie durch dieses Beispiel die Bedeutung der Pfarrjugend erkannten.

Nach vielen Jahren traf ich ihn in Brixen bei einer Tagung und freute mich sehr, mit ihm zu reden und seine weitere Entwicklung näher kennen zu lernen. Mit einem frohen Wunsch uns wieder einmal zu treffen, verabschiedeten wir uns. Am nächsten Tag musste ich in der Zeitung lesen, dass er an Herzinfarkt gestorben war.

Man kann nicht behaupten, dass Entscheidungen, die im Geist des Glaubens getroffen werden, immer so ausfallen müssen, aber wohl kann man behaupten, dass eine im Geist des Glaubens getroffene Entscheidung sicher Früchte des Glaubens bringt.

Vergesst die Panikmacher

Das Evangelium mit den Seligkeiten sagt, Jesus mit seinem Liebesgebot sei mächtiger als die Angst. Jesus baut nicht auf Angst. Er hilft die Angst überwinden. Deswegen stellt Markus dem „faulen“ Angstbericht der damaligen Propaganda anschließend das frohe Erscheinen des Auferstandenen mit seiner Herrlichkeit entgegen. Eine solche Gegenüberstellung ist eine echte Ermutigung!

Eine solche Auseinandersetzung habe ich in der Kirche von Abtei als Student erlebt. Man hatte einige Jahre vor 1960 eine schaurige Angstmache in Umlauf gebracht. Man erzählte, dass das Jahr 1960 schreckliche Umwälzungen bringen werde. Das habe das dritte Geheimnis von Fatima vorausgesagt. Dieses Geheimnis wurde im Vatikan aufbewahrt, nur der Papst durfte es lesen, was er tatsächlich auch getan habe. Man hat nur gewusst, dass er nach der Lesung dieser Schreckensbotschaft tod-blass geworden sei. In Abtei ging der beeindruckte Dekan auf die Kanzel und widmete die Predigt dieser finsternen Zukunft. Da hat keiner während der Predigt gehustet. Vielmehr nahmen sich die Leute die Warnung sehr zu Herzen. Meine Mutter viel mehr noch als mein Vater. Am Ende seiner Predigt hatte der Herr Dekan ein zufriedenes Gefühl. Die Aufforderung zu mehr Gebet wurde schon sehr ernstlich verstanden. Schließlich ist eine solche Aufforderung wohl immer aktuell. Dass sich Angst ausbreitete, verstand der Dekan als wünschenswerte Motivation. Doch derjenige, der von der Predigt am wenigsten erbaut blieb, war der Herr Kooperator, ein Flüchtlingspriester aus Ungarn. Ja er konnte diese Hiobsbotschaft nicht ertragen. So stieg er am nächsten Sonntag, an dem für ihn der Turnus der Sonntagspredigt fiel, auf die Kanzel und meldete unverdrossen mit aller Klarheit, dass das Jahr 1960 überhaupt keine Katastrophe bringen werde. „Ihr werdet sehen, dass nichts passiert. Ihr braucht keine Angst zu haben. Die Sonne wird weiterleuchten am Himmel und der Mond lässt sich sein Licht in der Nacht nicht nehmen. Nur keine Angst! Das Fatima Geheimnis ist reine Panikmache.“ Zuerst machte die Predigt den Eindruck, es sei eine Bombe explodiert. Das war das Letzte, was sich die Gläubigen erwarteten. Dem großen Geheimnis von Fatima wurde klipp und klar die geheimnisumwitterte Schrecklichkeit abgesprochen, genommen. Es atmete die ganze Kirche auf und es

kam frohes Empfinden wie ein Duft von wohlriechendem Öl. Doch teilten sich bald die Gläubigen in zwei Gruppen. Die einen freuten sich von der Angst befreit zu sein, die anderen versuchten das Jahr 1960, schon wegen des Widerspruchs zur Predigt des Herrn Dekan, noch finsterner und drohender fürchten zu machen. Man flüsterte im Dorf, dass der Dekan, sonst ein sehr beliebter Seelsorger, sich beim Kooperator über den offenen Affront schon mit seinen Bedenken geäußert hätte. Ich war damals Theologiestudent und freute mich sehr über die Korrektur des Herrn Kooperators. Ich konnte nicht verstehen, dass die Muttergottes erscheint, um den Menschen etwas Wichtiges zu sagen, aber dann gleichzeitig verbiete, das Wichtige mitzuteilen. Bei der Panikmache muss irgendeine Geheimhaltung immer verkündet werden.

In diesem Fall ist der Kooperator trotz seines jüngeren Alters jedenfalls dem Markus-Evangelium treuer gewesen. Denn das Evangelium will ausgerechnet den brüllenden Schreckenspropheten die christliche Hoffnung in Erinnerung rufen: Der auferstandene Herr ist auch da. Zur Erinnerung hier noch der genaue Text des Evangeliums:

„Aber in jenen Tagen wird die Sonne verfinstert werden und der Mond wird nicht mehr scheinen; die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann wird man den Menschensohn in Wolken kommen sehen, mit großer Kraft und Herrlichkeit.“ (Mk 13,24 – 26)

Viele ProfessorInnen sind heimlich gläubig

Das wissenschaftliche Lyzeum, das ich als Oberschüler in Brixen besuchte, sah im Stundenplan viele Stunden Naturwissenschaft vor. Mir war das sehr recht, denn mit dieser Materie hatte ich eine besondere Freude. Unser Professor schien mir immer sehr kompetent, auch wenn er einen schwachen Punkt zeigte, der darin bestand, dass er sehr sparsam mit den Worten umging, sei es bei Erklärungen, als auch bei Fragen, die man ihm stellte. Aber ich kann sagen, dass ich ihn schätzte. Auch war er sehr freundlich im Umgang und in keiner Weise angeberisch.

Da ich aus einer christlichen Familie stammte, war mir auch die religiöse Einstellung der Professoren wichtig. Bei diesem Professor interessierte es mich ganz besonders, weil ich in der Oberschule Verschiedenes zu Ohren bekam, das mit meinem Glauben nicht in Harmonie zu bringen war. Von der Evolution war dauernd die Rede, der Bericht der Erschaffung der Welt in 7 Tagen war mir auch bekannt. Je mehr ich in der Schule fortschritt von Jahr zu Jahr wurde es mir manchmal unheimlich, ein Gefühl der Unsicherheit überkam mich und ich wusste mit der Zeit einfach nicht, ob der Kirchenbesuch angebracht war oder nicht. Sicher hatten wir eine Stunde Religion und sie blieb mir eine Hilfe. Doch was sehr stark ins Gewicht fiel, war die Einstellung der Professoren. So richtig gläubig empfand ich sehr wenige, wobei, wenn ich eine positive Meinung hatte, mir dieselbe sehr diskutabel vorkam, denn die Professoren hüllten sich in Schweigen ein. Wir Studenten tauschten diesbezüglich gelegentlich schon unsere Meinungen aus, aber mehr oder weniger fielen sie negativ aus. Interessiert hätte der Glaube der Professoren uns alle, aber wir fanden wenige Elemente, die uns weitergebracht hätten. Der Professor für Naturwissenschaft,

war einer derjenigen, von denen ich klar annahm, er sei Atheist. Denn in all den Jahren fand er nie eine Gelegenheit in einem so naheliegenden Fach einmal über den Schöpfer ein Wort zu verlieren, oder auch seine Bewunderung über die Natur irgendwie jenseitig zu deuten. Also von Übernatur, von Gott kein Wort. Ich will nicht meine Glaubenskrise ihm allein zuschieben, aber sicher gab er mir im Glauben keine Hilfe oder Stütze.

Am Ende des Maturajahres genau am Fest Fronleichnam ging ich in die Stadt und als ich zum Sonnentor kam, schritt die Fronleichnamsprozession vorbei. Bischof Gargitter trug die Monstranz umgeben von feierlich gekleideten Kanonikern. Mir gefiel das Bild, es gab mir eine frohe, festlichen Stimmung. Nach dem Bischof sah ich den Domchor mit dem Domkapellmeister Alverá daher schreiten, den ich kannte und zu meiner größten Überraschung sah ich den Professor der Naturwissenschaft mitten in dieser kirchlichen Gruppe. Ich konnte meinen Augen nicht trauen! Aber es war deutlich: Dieser Professor war gläubig, sonst wäre er nicht so klar liturgisch aufgetreten. Ich hätte mich ja freuen können. Ein wenig freute es mich auch, aber vordergründig war ich verärgert und sehr enttäuscht. Wie dankbar wäre ich ihm gewesen, wenn er wenigstens einmal mit einem Wort seinen Glauben im Unterricht bekannt hätte. Es wäre mir eine große Hilfe gewesen. Sicher auch für andere Mitschüler. Ich konnte ihm das sehr schwer verzeihen. Ich fand ein solches Benehmen eines gläubigen Christen einfach eine Ungerechtigkeit, eigentlich eine Sünde.

Ich habe nachgedacht, warum er seinen Glauben in der Klasse so geheim hielt, wenn er den Mut hatte, öffentlich bei einer sehr feierlichen Prozession seinen Glauben zu zeigen. Also aus Angst konnte es nicht gewesen sein, was mir auch nicht Respekt verschafft hätte. Was dann? Vielleicht hat er befürchtet,

die Gefühle von uns Studenten zu verletzen. Oder er hat uns in unserer Meinung nicht beeinflussen wollen. Dies letzte schien mir eher zuzutreffen. Doch man sprach schon damals von der Neutralität und von den Werten und man hörte herum klagen, dass die Werte verschwanden. Diese Frage blieb mir bis heute hängen: Darf ein gläubiger Professor in einem demokratischen System seinen Glauben geheim halten? Ich mutete schon damals als Jugendlicher einem Professor zu, dass er in seinem Verhalten ein Glaubenszeugnis von einer Indoktrination unterscheiden könnte.

In den Jahren meines Unterrichtens habe ich erfahren, dass die StudentInnen sehr leicht erkennen, ob der Professor seinen Glauben bezeugt, oder ob er indoktrinieren will. Auf politischem Gebiet habe ich das erst recht klar erlebt, und zwar in doppelter Weise, nämlich wie die Studenten die Zustimmung zur Position des Professors geschickt vorgetäuscht haben und wie sie sich schlau gewehrt haben.

Vor nicht langer Zeit habe ich ein Jubiläum einer Schule, wo ich unterrichtet hatte, mitgefeiert. Eine Kollegin erzählte mir nachher, dass einige alte Studentinnen, die jetzt Mütter waren, ihr gedankt hatten, dass sie damals, als sie Studentinnen waren, sie zum gemeinsamen Gebet eingeladen hatte. „Sie waren die Einzige, die sich für unseren Glauben interessiert und uns geholfen haben. Deswegen möchten wir Ihnen jetzt ganz besonders danken. Es war so schön.“

Vom Segen der Bibelrunde

Es gibt sehr wenige Seelsorger, die regelmäßig den Gläubigen wöchentlich eine Bibelrunde anbieten. Eine Bibelrunde in Gang bringen, ist wie ein Weg durch viele Hindernisse gehen. Am wenigsten gleicht die Organisation einer Bibelrunde einer Einladung auf einer bestens präparierten Skipiste skizufahren. Meistens finden sich wenige Interessierte. Wenn dann die Bibelrunde schon länger läuft, kommt es eher vor, dass Teilnehmer wegbleiben, als dass Teilnehmer dazukommen. So kann es vorkommen, dass mit den Jahren nur mehr wenige kommen. Mir ist es passiert, dass schließlich nur mehr vier Personen kamen. Es waren zwei Großmütter und zwei Mütter. Wir leben in der Leistungsgesellschaft und eine Gruppe mit vier Mitgliedern wird zur Frage: rentiert es sich, nur mit vier Personen eine Bibelrunde zu halten? Ich habe einen Pfarrer gekannt, der die Bibelrunde unter einer Bedingung angeboten hat. Entweder es finden sich mindestens 12 Personen ein, oder ich fange gar nicht an. Da muss ich Farbe bekennen: Ich habe auch Bibelrunden mit einer einzigen Person gehalten, aber es war nie umsonst.

Als eine von diesen Frauen fragte, ob es der Mühe wert sei, dass ich als Pfarrer, bei aller Arbeit, mit nur vier Frauen einen Abend für die Bibelrunde zu verwenden. Bei mir war die Antwort sehr leicht und klar. Bisher habe ich in Jahrzehnten nie eine Bibelrunde umsonst gehalten. Ich lud die Frauen ein, selbst zu sagen, ob die Bibelrunde ihnen was bringt. Diese Frauen blieben auch die Antwort nicht schuldig.

Eine Mutter erzählte, sie habe drei Kinder zwischen 10 – 18 Jahren. Ihr Mann war ein fleißiger Arbeiter, der müde abends heimkam. Er ließ sich dann auf seinen Liegestuhl fallen, schal-

tete den Fernseher ein und weg war er in die rosige Welt der Freiheit. Hauptsache die Kinder störten ihn nicht. Die Frau, die das Abendessen zubereitete, war in dieser alten Wohnung gezwungen hin- und herzupendeln zwischen Küche und Abstellraum, und zwar in der Weise, dass sie immer hinter dem Buckel ihres Mannes am Fernseher vorbeimusste. Das war jedes Mal eine angenehme Gelegenheit, einen Blick auf das Fernsehen zu werfen und ein bisschen mitzuschauen. Es gefiel ihr, was da gezeigt wurde und ihr Mann mit ganzer Seele genoss.

Doch machte sie eine unerwartete Erfahrung. Als sie begann zur Bibelrunde zu gehen, war es so, als würde sie neue Augen bekommen, als gingen ihr die Augen auf. Als sie die Tage nach der Bibelrunde wie üblich den Blick zum Fernseher hinwarf, kamen ihr die Sendungen nichtssagend vor. Sie fand sie richtig dumm und vor allem unwahr, ein verfälschter Abklatsch des Lebens. Sie konnte so was gar nicht sehen. Da verstand sie plötzlich ihren Mann nicht mehr, der mit höchster Andacht und Hingebung alles in sich hereinließ. Wie gesagt, musste sie jeden Tag viele Male beim Fernseher vorbeigehen. Da merkte sie mit der Zeit, dass die neuen Augen wieder schön langsam zugingen. Sie merkte dann die ganze Dummheit und Leere der Sendungen überhaupt nicht mehr und war diesen Bildern, wie ihr Mann wieder ausgeliefert. Doch besuchte sie dann wieder die Bibelrunde, und siehe, sie erlebte mit Freude, wie sich ihr die Augen der Wahrheit wieder öffneten. Auf meine Frage hin, wie lange die erfahrbare Wirkung der Bibelrunde dauerte, antwortete sie, ohne zu zögern: 14 Tage ungefähr, nach 3 Wochen, war kein „wahres“ Sehen mehr da. Deswegen meinte sie: „Wenn die Bibelrunde hier in der Pfarrei nicht mehr gehalten wird, werde ich mit dem Auto unbedingt zu einer Bibelrunde hinfahren, denn ich will nicht diesen versteckten Banalitäten ausgeliefert sein.“ Mit dieser

Klarheit und von einer einfachen Hausfrau und Mutter hatte ich diese Erfahrung nie gehört. „Meine Worte sind, Licht und Wahrheit“. Lohnt sich die Bibelrunde?

Ich lasse noch die Antwort einer Großmutter folgen. Diese Frau besuchte schon mehr als 30 Jahre die Bibelrunde, die mein Vorgänger eingeführt hatte und sehr regelmäßig hielt. Sie hatte einen Mann, der oft ins Glas schaute. Mitgemacht hatte sie sehr viel. Jedes Mal, wenn sie in der Bibelrunde das Wort nahm, war ich vor ihr nicht mehr Pfarrer, sondern dankbarster Schüler im Glauben. Ihr Mann wollte sie nie zur Bibelrunde gehen lassen. Aber die Zeit für die Bibelrunde war das Einzige, was sie sich nicht nehmen ließ, sagen wir der einzige Ungehorsam ihrem Mann gegenüber. Doch nach Jahrzehnten änderte sich die Situation. Ihr Mann bekam eine Krankheit, die zum Tode führte. Der Arzt war in seiner Sprache deutlich gewesen. Da nahm sich die treue Frau vor, jetzt auf die Bibelrunde zu verzichten und ihn keinen Abend allein zu lassen. Die Überraschung war groß, als er sie am Tag der Bibelrunde aufmerksam machte und sie aufforderte zur Bibelrunde zu gehen. „Mame, du musst jetzt gehen, sonst kommst du zu spät“. Sie kam also regelmäßig zur Bibelrunde. Als sie dann heimkam, war das erste Wort: „Mame, was hat der Pfarrer heute gesagt?“ Und sie begann die ganze Stunde zusammenzufassen und ihm die Botschaft des Evangeliums zu bringen. Während sie das erzählte, dachte ich mir, das wird sie bestens gemacht haben. So bereitete sie ihren Mann zwei Jahre lang auf das himmlische Jerusalem vor und er starb sehr ergeben in ihren Armen.

Ich bin immer überzeugt gewesen, dass das Hören des Wortes Gottes, besonders in der Form einer Bibelrunde, wichtige, ja unerlässliche Pflege des Glaubens ist. Aber ich hatte nie nachgefragt, was die Teilnehmer für ihren Glauben mitbekamen.

Bei den anderen zwei Frauen, war der Segen in gleichem „gefülltem“ Maße. An diesem Abend bei einer so kleinen Bibelrunde hatte ich eine sehr große Motivation dranzubleiben bekommen.

Vom Tennistisch zur Gruppe der Pfarrjugend

Die neue Pfarrei, die mir der Bischof zugewiesen hatte, besaß ein altes sehr wohnliches Pfarrhaus, einen Stadl, der leer dastand und ein altes Vereinshaus. Mir fiel bald auf, dass im Stadl eine Autogarage eingerichtet war, in der ein Tischtennistisch auf seine Spieler wartete. Die lernte ich bald kennen. Es waren schnelle Bürschchen, die beim Spielen alle Kräfte einsetzten, aber leider dauernd aneckten an allen Seiten wegen der Enge des Raumes. Sie kamen mir vor wie Vögel im Käfig. Ich benutzte die Garage nicht, aber dieser unpassende Umgang mit Jugendlichen gehörte gestoppt zu werden. Die Lösung war so leicht, dass ich mich wunderte, dass sie nicht schon längst geschehen war. Im alten Vereinshaus war Platz genug. Ich schlug dem Pfarrgemeinderat vor, den Spieltisch dorthin zu verlegen. Da verwandelten sich einige PG-Räte in aggressive Wespen. Das haben wir schon probiert, hieß es. Diese Jugendlichen seien mehr als aggressiv, sie hätten die Zerstörsucht im Blut. Es ist sogar vorgekommen, dass sie ein Fenster eingeschlagen haben. Kriminell?! Dachte ich und fragte, ob nicht etwa die Jugendlichen ein Fenster wert seien. Ich hatte mehr als ein Jahrzehnt in Brixen im Oratorio Don Bosco die Jugendlichen jeden Tag betreut und mehr als ein paar Fußbälle hatten sie nicht kaputt geschossen. Freilich Jugendliche allein lassen, dass sie sich wie abgestellt fühlen, ist nicht gut. Mein Vorschlag: Wie könnte Betreuung aussehen?

Die Meinung des Pfarrgemeinderates: Es gibt niemand in der Pfarrei, der Zeit und Fähigkeit hat mit Jugendlichen sich abzugeben. Da ich in der neuen Pfarrei niemand kannte, konnte ich nicht Vorschläge machen, nur eine Wette ging ich ein. Wenn ihr nachdenkt, wer mit 30 und mehr Jahren sich jugendfreundlich zeigt, dann werdet ihr sicher solche Männer und Frauen finden. Sucht und bei der nächsten Pfarrgemeinderatssitzung bringt ihr mir ein Dutzend Namen. Kümmert euch um eure Jugend! Als ich abends schlafen ging, kam mir schon vor, vielleicht eine Forderung gestellt zu haben, die ihre Möglichkeiten überschätzte. Mit Spannung ging ich nach einem Monat zur nächsten Sitzung. O Wunder! Die Räte kamen mit ihren Namen. Zwei waren Witzvögel, einer war ein Erzähler, ein anderer war ein Taxifahrer mit einem Kleinbus, eine Frau liebte Wanderungen, eine andere war leidenschaftliche Strickerin. Was ich nicht erwartet hatte, es waren mehr Männer als Frauen. Jetzt ging es zum nächsten Punkt, der für mich auch bei Initiativen mit der Pfarrjugend immer vor den Vorschlägen für das Programm kommt: Alle Jugendbetreuer wurden gefragt, wie viel Zeit sie spendieren wollten und konnten. Dann kam das Programm. Es traf jeden zwei Stunden alle 14 Tage. Es zeigte sich, wie immer, dass wenn Erwachsene sich für die Jugendlichen verwenden, die Jugendlichen durchwegs positiv reagieren, mittun und sich so verhalten, dass man sie schließlich liebt.

Leider kann ich mich nicht erinnern, wie viele Jahre dieses Programm weiterging. Es zog Kreise. Mit der Zeit kamen die Jugendlichen aus eigener Initiative sonntags nach der Messe in das alte Vereinshaus zusammen, calcetto zu spielen. Das war mehr für die Kinder gedacht. Dieses Spiel, gefällt mir grundsätzlich nicht, weil es fast immer auch als ein Alibi funktioniert, die Jugendlichen allein zu lassen, sie also abzustellen und sie von den Füßen fernzuhalten. Einmal schaute ich beim

Calcetto Spiel nach und entdeckte eine unerwartete Seite der Jugend. Wer spielte beim Kinder calcetto? 20-jährige Burschen, die ich selbstverständlich im Gasthaus vermutete. Um die calcettos herum schauten die Kinder voll Spiellust zu. Leider fiel keinem Jugendlichen ein, Kinder mitspielen zu lassen. Mittags wurde geschlossen, was nicht unbedingt bedeutete, dass die Jugendlichen und die Kinder gleich heim gingen. Die Großen blieben auf dem Weidegrund vor dem Vereinshaus stehen und plauderten miteinander recht gemütlich, klar, einige Burschen hatten auch die Freundinnen mit. Bevor der Calcetto Raum geschlossen wurde, musste ich weggehen. Als die Jugendlichen im Freien plauderten und die Kinder um sie herum zuschauten, als wären sie ihre Geschwister, schaute ich zum Fenster hinaus und sah sie alle glücklich beisammen. Merkwürdig! Im Vereinshaus gab es keine Getränke, kein Bier und kein Aranciata, kein Caffè, was im Gasthaus alles freundlich serviert wurde. War ihnen diese unkomplizierte, jugendliche Dorfgemeinschaft lieber als das Gasthaus? Offenbar! Unter den Jugendlichen befand sich auch der Jugendführer der Pfarrei. Ich traf ihn später und stellte ihm die Frage, die er sich selbst dauernd stellte: Wie kann man die Jugendlichen der Pfarrei gewinnen? Er wusste es nicht, denn es war sehr schwer die Jugendlichen zur Jugendgruppe zu bringen. „Wenn du dir Zeit nimmst, regelmäßig mit deiner Freundin und deinen Freunden vor dem Vereinshaus stehen zu bleiben und zu plaudern, werden sich im Laufe der Zeit immer mehr Jugendliche sammeln. Dann schauen wir die Programme zu entwickeln.“ Diese Zeit wollte er sich nicht nehmen, aber so einfach müsste es sein. Ob das stimmt, weiß ich nicht; doch das weiß ich: Kein Garten gedeiht ohne Pflege, und keine Pfarrgemeinschaft gedeiht ohne Pflege. Und Pflege braucht leider Zeit. Ich verstand, dass der Jugendführer um diesen Preis die Jugendlichen nicht wollte. Ich bat ihn um einen

kleineren Dienst. Kommt ihr Großen zum Calcetto spielen, aber macht den Kleinen die Freude, sie mitspielen zu lassen. Als ich wieder einmal einen Besuch im Calcetto Raum machte, sah ich die Großen mit den kleinen gemeinsam spielen. Ein schönes Bild, ein großer Fortschritt.

Vor gelangweilter Jugend wird der Pfarrer aktiv

Jugendliche beklagen sich, dass nichts los ist und dass sie sich sehr langeweilen. Nicht einmal ein Gasthaus dürfen sie besuchen, weil der Gastwirt interessiert ist, sein Geld zu gewinnen. Er rechnet aus, wer der beste Gast an einem Tag ist. Das Resultat ergibt, dass die Jugendlichen die schlechtesten Kunden sind. Die Erwachsenen, seien sie Bauern oder Handwerker oder Touristen, sind die rentabelsten. Diese kommen ins Gasthaus besonders sonntags nach dem Gottesdienst und dann so ungefähr bis 21 Uhr. Danach folgt die Tageszeit, an der das Gasthaus seine rentablen Klienten verliert. Jetzt erst sind die Jugendlichen erwünscht und werden mit Freundlichkeit aufgenommen. Wenn sie sich während des Tages präsentieren, erfahren sie Kühle und Unfreundlichkeit; wenn sie nicht gleich verschwinden, wird die Ablehnung des Wirtes noch deutlicher. Jugendliche dürfen nicht Plätze besetzen, die bei der Besetzung durch andere mehr abwerfen.

Gelangweilte Jugend ist ein sehr ungutes Bild. Sicher sind sie auch zum Teil selbst schuld, dass ihre Möglichkeit des gemütlichen Beisammenseins, den Gastwirten überlassen wird. Wenn es nun einmal so ist, versuchte ich als Pfarrer irgendwie zu sorgen, dass ihre Langeweile überwunden würde.

Das ist aber kein leichtes Unterfangen, denn grundsätzlich sind die Jugendlichen so eingestellt, dass sie mit der größten Selbstverständlichkeit erwarten, dass die anderen für ihre Unterhaltung sorgen. Das ist schon klar ausgedrückt in der Klage: „Hier ist nichts los.“ Deswegen habe ich die Überzeugung gehabt, dass die Initiative von mir ausgehen musste.

Das Theater ist eine Tätigkeit, die sehr geeignet wäre, die Langeweile zu überwinden. Doch das glaubt kein Jugendlicher, der überzeugt ist, dass das beste Mittel der Alkohol ist. Also versuchte ich mit klagenden Jugendlichen über das Theater zu diskutieren. Viele Begegnungen und Gespräche habe ich in Kauf genommen. Mit der Zeit merkte ich, dass in den jungen Herzen ein gewisses Interesse weckbar schien. Unnachgiebigkeit ist in dieser Aufgabe höchste Pflicht. Mit der Zeit war es so weit, dass eine Gruppe für eine Theateraufführung bereit schien. Die Pfarrei hatte einen eigenen Theatersaal, zwar primitiv, aber auf jeden Fall für unsere Situation genügend. Sogar ein Theaterfreund aus einer anderen Pfarrei, den ich noch in der Grundschule gehabt hatte, nahm meine Bitte an, als Regisseur sich mit meinen Anfängern zu plagen. Als es so weit gekommen war, dass die Rollen verteilt wurden, die Texte ausgeteilt und die Proben festgelegt waren, blieb nichts anderes übrig als auswendig lernen und zu den Proben zu kommen. Das war etwas ganz anderes als ins Gasthaus zu gehen. Viel, viel mühsamer, aber von Langeweile redete schon niemand mehr. Ich wiederholte wie ein Mantra: „Lieber als Langeweile!“ Der Regisseur hatte jetzt seine erste Geduldprobe zu bestehen, denn ohne den Text auswendig zu lernen, war keine Darstellung möglich. Es kostete mir sehr viel Zeit und Mühe die Spieler zum Lernen zu motivieren, aber mit dem Regisseur zusammen gelang es so weit zu kommen, dass es Zeit war, für die Aufführung zu werben.

Ganz besonders freute mich ihre beginnende Aufregung, als die Aufführung in die Nähe rückte. Die vielen Emotionen, die sie empfanden, waren genau das, was als Mittel gegen die Langeweile empfehlenswert war. So verhielt ich mich den Jugendlichen gegenüber widersprüchlich: Einerseits versuchte ich ihnen Mut zu machen und andererseits versuchte ich ihre Spannung, ihre Angst und ihre Emotionen zu stärken, so gut es ging sogar zu übertreiben. Denn wichtiger als das Stück und die Geschichte, die sie aufführten, waren ihre Emotionen, die sie reichlich erlebten und brauchten.

Die Aufführung ging unerwartet gut. Der Regisseur, selbst Familienvater und erfahren mit Jugendlichen, verstand es vortrefflich die Spieler zu dirigieren. Nach der Aufführung kamen alle in den Widum und erzählten und lachten im fünften Gang. Sie gingen über vor Freude. Doch ich hatte schon mein Alter und mit der Zeit zog ich es vor, ins Bettchen zu schlüpfen. Ich ließ ihnen durch meine Wirtschafterin, die auch sehr begeistert war, eine reiche Portion Pastasciutta bringen, wünschte ihnen noch viel Gesprächsbegeisterung und gab ihnen die gute Nacht, wann sie sie kommen lassen wollten. Später erfuhr ich, dass sie bis 3 Uhr in der Früh in begeisterter Stimmung beisammengesessen waren.

„Es ist nichts los“ ist sehr leicht zu klagen, denn damit „das los sei“, was sich die Jugendlichen unbewusst wünschen, braucht es viel Mühe und Anstrengung. Da die Erwachsenen das Beisammensein, und da auch die Jugendlichen das Beisammensein in die Hände der Wirte gelegt haben, die nur Geld gewinnen wollen, wird die Zufriedenheit, die diese Akteure nicht suchen, immer von der Langeweile überholt werden. Nach der Aufführung haben sie mit der Zeit wieder angefangen über die Wirte zu klagen wie früher. Die Köpfe haben sich

nicht geändert und Nachahmer fand ich keinen. Ich habe ihnen nur gezeigt, welche Möglichkeit sie real hatten. Viel zu wenig!

Ich habe mich sehr gefreut, dass ein Vater Regisseur gemacht hat, denn genau die Väter sind ja die überzeugtesten Befürworter der Rolle der Wirte. Als dieser Vater in seiner Pfarrei eine Aufführung im Programm hatte, bin ich zu seiner Aufführung gegangen. Die Jugendlichen spielten brillant. Ich freute mich, ihm meine begeisterten Komplimente zu machen. Da erzählte er mir, dass er sich mit diesen jungen Spielern derart geärgert hatte, dass er noch vor der Aufführung daran dachte, alles hinzuschmeißen. Als er sie dann spielen sah, und alles in ihren Köpfen steckte, und sah, dass alles herauskam, was er ihnen beibringen wollte, aber unmöglich beizubringen schien, machte er einen Seufzer und lächelte mir zu: „Wir dürfen sie nicht verlassen.“

Vor Jesu Hilfe sind wir meistens blind

Es war ein großes Glück, dass ich mit 8 Jahren Klavierstunden bekam, damals während des Krieges. Mein Vater kannte den Schuldirektor und bat ihn, mir Klavierstunden zu erteilen. Die erste Stunde war für mich ein Erlebnis von höchster Freude. Als ich das Zimmer betrat, in dem das Klavier auf mich wartete, fiel mir auf, welch schöne Wohnung der Direktor besaß. Das Zimmer war nicht getäfelt, sehr sauber weiß getüncht, ganz anders als bei mir daheim. Dass der Direktor eine Respektsperson sein musste, war mir klar. Aber er war sehr freundlich. Er gab mir sofort eine Übung auf: mit den fünf Fingern beider Hände die ersten fünf Töne der C-Dur-Tonleiter auf- und abspielen. Dann verschwand er und ließ mich allein 20 Minuten und ich spielte fleißig. Dann kam er, ließ mich vorspielen, korrigierte etwas

und dann setzte er sich zu mir her, ganz nahe. Ich begann von Neuem. Und siehe da, er spielte mit beiden Händen Akkorde schönster Farben zu meinen fünf Tönen. Ich glaubte im höchsten Himmel zu sein! Es klang wie eine Symphonie. Machte ich jetzt den Einzug in den Himmel? Ich hatte nur einen Wunsch, noch wiederholen zu dürfen. „Noch einmal“ sagte der großartige Lehrer einige Male. Doch er saß so nahe bei mir. Ich war mir sicher, dass er in dieser sauberen Stube meinen Gestank vom Stall in die Nase bekam, und es war mir höchst peinlich.

Diese Stunde war die erste und auch die letzte. Als mein Vater mich erinnerte zur nächsten Klavierstunde zu gehen, wollte ich nicht mehr. „Hat es dir nicht gefallen?“. Ich konnte meine Freude über die erste Stunde gar nicht verbergen. „Warum gehst du dann nicht?“. Mein Vater bekam von mir keine Begründung, nur ein ganz entschlossenes „Nein“. Mein Vater verstand mich nicht, es tat ihm aber sehr leid. Er musste beim Direktor absagen. Aber er schimpfte nicht. Ich habe in späteren Jahren meinen Vater sehr bewundert, dass er meine dumme Entscheidung so respektvoll akzeptiert hatte. Ich wollte meinen Vater nicht beleidigen, deswegen konnte ich ihm nicht sagen, dass ich mich schämte als „Bauernsbua“ wegen meines Stallgestanks. Diese Entscheidung kostete mir viele geheime Tränen.

Mit 12 Jahren stellte mich, als angehender Primaner, mein Vater dem Regens vom Cassianeum in Brixen, Dr. Joseph Gargitter vor. Er bat ihn, mir die Möglichkeit zu geben, Klavier spielen zu lernen. Gargitter, der auf Musik wenig hielt, versprach das Mögliche zu tun, aber eben 1945 im Herbst waren die Aussichten gering. Von dort an fragte mich mein Vater bis ich schließlich Kooperator in Wengen war, - 14 Jahre - jedes Jahr bei den Weihnachtsferien und Osterferien, ob ich angefangen hatte, Klavier zu spielen. Er bekam immer ein „Nein“ zur Antwort,

wobei es bei mir immer verborgene Tränen gab. Nur das Jahr vor der Matura begann ich und im Maturajahr. Ich bekam sogar einen Preis von der Musikschule. Aber das war alles. Es kränkte mich unglaublich, dass ich es verursacht hatte, nach der ersten Klavierstunde nicht viele weitere folgen zu lassen. Warum war mir dieser Fehler passiert und warum blieb ich, eigentlich gegen meinen Willen, dem ersehnten Musikstudium so merkwürdig stur fern?

Als der Domorganist Otto Rubatscher die restaurierte Domorgel bekam, lud er mich ein, sie zu besichtigen. Er spielte und ich konnte direkt hinten in die große Orgel zwischen den Pfeifen hineingehen. Das war die zweite himmlische Stunde. Die Orgel war neu gestimmt und sang daher, dass, eben, ich meinte im Himmel zu sein. Harmonie und Wohlklang nicht zu beschreiben. Die Tränen konnte ich nicht verbergen, aber vor dem lieben Otto Rubatscher schämte ich mich gar nicht. Wenn ich Organisten oder Klavierspieler zu sehen bekam, schmerzte es mich immer sehr, aber nicht nur seelisch, nein leiblich. Ich spürte Schmerzen in der Brust. Warum hatte ich in meinem Leben so Schönes versäumt?

Damals war ich Mitte 40. Nach diesem Orgelbesuch war ich beim Spaziergang genau vor der Volksschule von Tils, wo ich Pfarrer war, stehen geblieben und schaute auf Brixen hinunter. Plötzlich war es, als ob mich eine innere Stimme fragte ganz im Ernst. „Josef, was wäre dir lieber, dass du Organist im Dom wärst und den ganzen Tag an der Orgel sitzen tätest – du weißt ja, wie du bist – oder ist es dir lieber, dass du Priester bist und dich um den Glauben der Jugend kümmern kannst?“ Dann habe ich nachgedacht und die Antwort ist mir sehr klargekommen: „Ich bin viel lieber Seelsorger als Organist“. Also du hast nichts versäumt, denn um das zu sein, was du wirklich sein willst, musste

dir die Musik verhindert werden, und zwar rechtzeitig, sofort nach der ersten Klavierstunde. Jetzt war mir alles klar. Erst jetzt mit 45 Jahren öffneten sich mir die Augen. Jetzt erkannte ich, wie alles von Jesus gut gemeint war. Von dieser Stunde ab habe ich nie mehr Unbehagen und Schmerzen wegen Versäumnissen in der Musik gespürt. Diese Einsicht war so klar, dass sie mich vollkommen geheilt hat.

Doch eine andere Öffnung meiner Augen habe ich jetzt fast 90-jährig erlebt. Als Oberschüler lernte ich die Opern von Verdi sehr schätzen. Prof. Strobel empfahl in einer Deutschstunde Beethoven, riet aber von Bach als zu schwierig ab. Als Religionslehrer in Brixen nahm ich von einer Radiosendung das Quartett von Verdi auf Tonband auf. Danach folgte die Kantate 202 von Bach, die auf dem Tonband noch Platz hatte, die ich, weil von Bach, leider nicht hören wollte. Ich nahm mir vor, sie zu löschen, aber aus unerklärlichen Gründen, war ich, am Ende des Quartetts angelangt, zu faul, aufzustehen und den Löschknopf zu drücken. So erklang die Kantate oft durch mein Zimmer an meinen verschlossenen Ohren vorbei. Steter Tropfen höhlt den Stein! Nach x-Malen traf die wunderschöne Musik mein Herz. Das Tor zu Bach öffnete sich unerwartet. Seine Musik berührte mich mit unsagbarer Freude. Ich blieb ihm verbunden bis auf den heutigen Tag. Das waren die Jahre der Studentenrevolution. In der Oberschule war damals ein Unterricht völlig unmöglich, Religion erst recht. Doch die Freude, die mir Bach gewährte, wurde immer größer. Am meisten beeindruckten mich die Kantaten. Eines Tages hatte ich die Idee, die rebellischen Studenten mit der Schönheit dieser Musik bekannt zu machen. Freilich dachte ich, Mozart wäre geeigneter, auch Verdi mit seinen schönen Arien müsste sie bannen. Beethoven mit seinem gewaltigen Rhythmus wäre auch denkbar. Ich wusste, es waren Beatles-Jugendlichen, sie liebten Disco-Musik.

Aber ich konnte von der Schönheit der Bachmusik nicht absehen. Sie kam mir jene Musik vor, die am meisten die Herzen der Jugendlichen in die Höhe einer transzendentalen Erfahrung heben konnte. Sie schien mir einfach christlich im besten Sinne des Wortes zu sein. Doch ich habe eben nicht Musik studiert. Erklären konnte ich den Studenten nichts. Ich konnte sie nur einladen, diese Musik zu hören und dabei abzuwarten, was sie in ihren Herzen bewegen werde. Zu meiner großen Überraschung die Rebellen waren beim Hören in der Klasse ruhig und still, als wären sie in der Kirche. Das mehr als 30 Jahre lang. Ich stellte nach der Audition immer nur eine Frage: „Hat diese Musik dir gefallen?“ Heute erkenne ich, dass diese Frage, die einzig richtige war, denn wenn die Musik nicht gefällt, was nützt alles Wissen darüber.

Vor einem Monat hörte ich im TV einen Vortrag von Christoph Drescher über die Kantaten von Bach. Er ist ein Fachmann auf dem Gebiet. Er erzählte vom Eindruck, den die Musik Bachs bei Konzerten auf die Menschen macht. Wenn das Kantatenkonzert in einer Kirche aufgeführt wird, sind immer mehr Teilnehmer, als wenn das Konzert in einem Konzertsaal organisiert wird. Er kenne viele Konzerteilnehmer, die atheistisch oder agnostisch sind. Diese behaupten, wenn sie die Kantaten von Bach hören, sind sie gläubig. Prof. Drescher hat sogar einen vielsagenden Ausdruck für diese Bachliebhaber. Er nennt sie „Bachchristen“.

Es freut mich wirklich, dass es mir gelungen ist, ausgerechnet jene Musik für die Jugendlichen auszusuchen, die am stärksten den christlichen Glauben affektiv-emotional erspüren lässt. Dabei darf ich nicht vergessen, dass ich kein Musiker bin. Meine Augen waren lange geschlossen. Ich hatte viele Zweifel mit dieser Methode, auch wegen der deutschen Sprache in italienischen

Schulen. Wie ein Blinder, der von jemand geführt wird, kam ich auf das Beste. Deswegen bleibt es dabei, die Hilfe des Herrn wirkt meistens jahrelang, ohne dass man den Helfer erkennt.

Weil Gott Massaker zulässt, lehne ich ihn ab

Es war eine Maturaklasse mit fast 30 StudentInnen, in der ich mich immer freute die Religionsstunde zu halten. Sie waren alle interessiert, sodass sich eine sehr fruchtbare Diskussion entwickeln konnte. Gar oft kam ich geradezu bereichert aus der Stunde. Denn immer tragen die Studenten bei, auch den Lehrer zu belehren. Von den Studenten kommen oft Fragen zu einem Argument, an die ich hätte denken sollen, aber eben nicht gedacht habe. Ihr Beitrag hat mich oft zu einer wahren Vertiefung der Probleme motiviert. Zu Beginn der Stunde habe ich immer mit den Jugendlichen gebetet.

Eines Tages fiel mir in dieser Klasse auf, dass der Hans, der immer sehr beteiligt war, das Kreuzzeichen nicht gemacht hatte. Ich habe das sonst nie so genau kontrolliert, aber bei diesem ist es mir einfach aufgefallen, obwohl er in der letzten Sitzreihe seinen Platz hatte. Das konnte vielleicht eine Unachtsamkeit sein. Doch ist stellte fest, dass er bei jeder Stunde brav zum Gebet aufstand, aber das Kreuzzeichen nicht machte. Schließlich entschloss ich mich, mit ihm zu reden. „Ich sehe, dass du das Kreuzzeichen seit einiger Zeit nicht machst, vergisst du das, oder willst du das Kreuzzeichen nicht machen?“. Die Antwort war ruhig, aber ganz bestimmt: „Ich will es nicht machen!“. „Dann wirst du sicher deine Gründe haben. Darf ich wissen, welche diese Gründe sind?“ Da erzählte er mir eine unglaubliche Erfahrung, die er gemacht hatte.

Er war mit seiner kleineren Schwester im Bahnhof von Bologna am 2. August 1980 im Wartesaal. Bevor er nach Brixen abfuhr, wollte er noch heimtelefonieren, um die Mamma zu informieren. In dem Wartesaal war schon eine öffentliche Telefonanlage, aber dort waren keine Telefonmünzen mehr zu bekommen. Also nahm er seine Schwester und verließ den Saal, um irgendwo die „gettoni“ zu bekommen. Als er glücklicherweise den Saal verlassen hatte, ereignete sich eine schreckliche Explosion. Die Erde zitterte, alles flog in die Luft und mit der Zeit musste er leider auch zerfetzte Leichen, schreiende Verwundete und überall verzweifelte Menschen sehen. Der Schrecken ging ihm bis in die Knochen, das Entsetzen erfasste ihn.

„Da habe ich den Entschluss gefasst, Gott abzulehnen, denn er hat ein solches Entsetzen und ein solches Leid an unschuldige Personen zugelassen“. Ich wusste im Augenblick nicht, was ich diesem braven Studenten sagen sollte. Als er merkte, dass ich kein Wort finden konnte, fuhr er fort: „Mit einem so grausamen Gott, will ich nichts mehr zu tun haben“. „Du hast noch nicht 20 Jahre, findest du nicht, dass du zu jung bist eine solche Entscheidung so schnell zu treffen?“ „Nein, diese Entscheidung ist die einzig vernünftige.“ „Bist du nicht froh, dass du und deine Schwester am Leben seid? Mit dir ist Gott sehr gut gewesen, er hat für dich ja ein Wunder gewirkt!“ „Nein, an einen Gott, der an unschuldige Menschen so etwas zulässt, will ich nicht glauben.“ Die Ruhe seiner Sprache hat mich tief beeindruckt. Ich habe ihm doch einen Vorschlag gemacht: „Hans, willst du nicht noch mit mir reden?“ „Nein, ich will das nicht, aber wenn sie mit mir reden wollen, bin ich gern bereit mit ihnen zu reden.“ Meine Gegenfrage: „Von dir aus hast du kein Bedürfnis?“. „Nein.“

Er nahm aber am Religionsunterricht bis zum Ende des Schuljahres teil, stand auch aus Respekt vor den Mitschülern beim Gebet auf, machte das Kreuzzeichen nicht. Wie immer, verhielt er sich während des Unterrichts sehr anständig und korrekt. Dreißig Jahre später war er bei einer Feier dabei. Ich kannte ihn nicht mehr. Es freute mich sehr, dass er sich mir vorstellte und sehr freundlich grüßte. Gern hätte ich ihn gefragt, wie jetzt sein Verhältnis zu Gott geworden war, aber dazu kam es nicht.

Wenn Gott jemandem durch ein Wunder hilft, kann der Gerettete schwerlich das erkennen, wenn die Umgebung, in der er sich befindet, die unglaubliche Macht und Fratze des Bösen zeigt. Der Student ist vom Entsetzen der Toten und Verwundeten mehr beeindruckt als vor dem Geschenk seines geretteten Lebens gewesen. Jede Wohltat, die wir von Gott bekommen, erreicht uns mitten in der Bosheit unserer Umgebung. Danken, statt beschuldigen sollte unser Bemühen ausmachen.

Wenn beim Gottesdienst „vorne“ gleich wie „hinten“ ist

Wenn man beim Gottesdienst ist, so behaupten Jugendliche (Erwachsene erst recht), dass „vorne“ gleich „hinten“ ist. Mit dieser merkwürdigen Geometrie bin ich nie einverstanden gewesen. Jedes Mal, wenn ich sie eingeladen habe nach vorne zu kommen, beleidigte mein Ohr dieses „vorne ist gleich hinten“. Meine Antwort: „Wenn es ganz gleich ist, dann kommt nur nach vorne, denn ihr habt keinen Grund, mir diesen Wunsch nicht zu erfüllen.“ Sie bleiben hinten. Da stimmt etwas mit dem „gleich“ nicht. Doch wie kann man den Jugendlichen diesen verlogenen Gleichheitsbegriff aufdecken?

Zeit bringt Rat, sagt ein Spruch. Diese Jugendlichen sind inzwischen 25 Jahre alt geworden. Diese runde Zahl muss gefeiert werden. Es freut mich, dass sie mich, als ihren Pfarrer, zur Feier dieses Jubiläums einladen. Über die Gestaltung des Gottesdienstes überlegen wir zusammen. Viele von ihnen sind bis heuer noch Ministranten gewesen und kennen sich deswegen in liturgischer Hinsicht gut aus. Doch einen Aspekt, den ich immer bei solchen Gelegenheiten aufs Tapet bringe, erwähnte ich nicht. Es handelt sich um den wichtigen Punkt, wo sie bei der hl. Messe Platz nehmen werden. Ich habe mir vorgenommen in diesen Punkt, mich in keiner Weise einzumischen. Die meisten Jubilare waren genau solche, die eben die Behauptung, „vorne ist gleich hinten“, immer überzeugt unterschrieben haben. Das hatten sie schon ganz vergessen, aber für mich war es ein gefundenes Fressen, zu erleben, dass sie sich sicher bei ihrer Feier nach dem gottesdienstganz anders verhalten würden. Ja, bitte, ganz sicher war ich mir auch nicht, aber die Plätze, die jemand in einem Raum wie die Kirche und dazu noch bei einer Feier einnimmt, haben tiefe symbolische Bedeutung und werden unbewusst als Schutz gegen die eigene Unsicherheit und Angst ausgewählt.

Als ich von der Sakristei herauskam, um mit der Messfeier zu beginnen, war der erste Blick Richtung Kirchenbänke. Ein wunderbares Bild zeigte sich mir, genauso, wie ich es mir immer gewünscht hätte, bei einer Messe, die nicht ein Jubiläum war, sondern nur für Gott gefeiert wurde. Sie nahmen alle vorne einer neben dem anderen Platz. Da die Kirche zwei Bankreihen hatte, war es tatsächlich vorgekommen, dass einige Jubilare, auf der anderen Seite ihren Platz nahmen, aber auch streng aneinandergereiht. Während ich noch zum Altarschritt, bemühten sich einige, die wenigen Jubilare der anderen Seite herüberzuladen zu allen anderen, was sie sofort

taten, so folgsam, wie ich sie immer gewünscht hätte, und selbstverständlich reihten sie sich eng an alle anderen ein.

Bei der Begrüßung konnte ich es nicht unterlassen ihnen ein ausdrückliches Kompliment zu machen, wie nett und brav sie heute zu dieser Jubiläumsmesse nach vorne gekommen seien. Sie schmunzelten freundlich und sie verstanden, dass sie mir dadurch eine Freude bereitet hatten, was ihnen ein ehrlicher Herzenswunsch war.

Beim Gläschen war es sehr schön die verschiedenen Erinnerungen auszutauschen, die sie auch mit mir hatten, denn ich kannte sie schon seit etlichen Jahren. Die Platzordnung fand ein ergiebiges Echo in Form von Witzen und Argumenten, die wir alle gemeinsam sehr natürlich durcheinander zu werfen verstanden. Ein kleines Rätsel gab ich ihnen dabei schon zu lösen auf: Warum seid ihr heute so diszipliniert beisammen gewesen in der Kirche. Zwischen Sekt, Witzen und Überlegungen rieten sie allerhand Gründe. Einer war am öftesten zu hören: „Es war unsere Messe, wir gehören alle zusammen.“

Da kann man sich die Frage stellen: „Ist die Sonntagsmesse für die Messbesucher nicht ihre Messe?“ Wenn „vorne ist gleich hinten“ gilt, dann wage ich zu behaupten, dass die Sonntagsmesse nicht als ihre Messe empfunden wird. Es ist die Messe für den Einzelnen, der gleichgültig gegenüber der Gemeinschaft der Gläubigen ist. Die Teilnehmer an der Messe werden nicht als Mitglieder der eigenen Gemeinschaft empfunden. Es fehlt das freudige Wissen, wir gehören alle zusammen. Da gibt es dann keinen Wunsch, die Teilnehmer, die nicht in der Nähe Platz genommen haben, in die eigene Nähe zu laden, „weil wir alle zusammengehören“.

Wenn dein Nächster durchsichtig und unsichtbar wird

Es ist die stressige Zeit der Heuernte. Verursacht wird der Stress einfach vom Wetter. Denn das Heu muss trocken in die Scheune gebracht werden. Auf der Wiese liegt es heute Mittag sehr schön trocken da, aber am Himmel ziehen dunkle Wolken heran hochträchtig von vielem Regen. Wenn sie die Ladung fallen lassen, ist Schluss mit der guten Heuernte. Da hört jedes vernünftige Arbeitstempo auf. Mein Vater sieht seine eigenen Kinder nicht mehr, sie sind wie durchsichtig geworden. Nur die Werkzeuge, die sie benutzen zählen, die Rechen sieht er. Wo eine Leistung absolut garantiert werden möchte, sieht man den Nächsten nicht mehr. Leider gilt das nicht nur für die Bauernarbeit, sondern auch für die Seelsorgearbeit.

Wie schaut es da bei einem Bischof aus? Ich erinnere mich an meine Einführung als Dekan von Gadertal durch Bischof Gargitter. Ich musste mich von Abtei, wo der Sitz des Dekans ist, nach Pederoa begeben, weil dort bei einer freundlichen Privatfamilie der Bischof seine schwarze Kleidung mit der roten tauschte. Von dort weg fuhr dann der Bischof mit mir nach Abtei. Eines war sicher: Das hatte mir schon Dekan Munter einige Tage davor mitgeteilt: „Du wirst sehen, wie pünktlich der Bischof in Abtei ankommt!“ Er schmunzelte mir noch zu: „Sei pünktlich!“. Tatsächlich war ich in Pederoa bei der Familie rechtzeitig dort, allerdings war der Bischof schon vor mir dort. Er kam schon in der roten Farbe daher, aber sehr ruhig, mit der Pünktlichkeit vom neuen Dekan lief – das wusste er jetzt - Gott sei Dank, alles wie geplant. Der Bischof redete mit dem Hausherrn und mit seiner Frau recht gemütlich. Mit der Zeit fragte er sachlich, wie viele Minuten es brauche mit dem Auto von Pederoa nach Abtei. Es hieß 10 bis 12 Minuten. Nach einem

schnellen Blick auf die Uhr plauderte der Bischof fröhlich weiter. Es entspann sich ein flüssiges Gespräch. Es hatte gerade der Hausherr das Wort, als der Bischof wieder auf die Uhr blickte. Es war Zeit. Mitten im Satz des Hausherrn wandte sich der Bischof seinem Chauffeur zu: „Wir fahren!“ Der Hausherr redete noch weiter, aber wir fuhren schon. Der Hausherr war jetzt für den Bischof durchsichtig geworden. Ich sah noch, wie er jetzt den Mund einfach zumachte. Er hatte noch das Nachschauen!

Bevor wir in Abtei dort hinkamen, wo alle auf den Bischof warteten, ließ der Bischof an einer verdeckten Stelle den Wagen halten und eine Minute warten, dann fuhren wir weiter und der Bischof kam perfekt „pünktlich“ an. Der wichtigste Wunsch des Bischofs war geglückt.

Ein anderes Mal wurde ich selbst durchsichtig, und zwar für Don Franco. Er war nicht nur Monsignore, sondern sogar Prälat in Brixen und bewundernswert als Original. Er hatte einen großen Buckel, in dem waren Witze versteckt, die er bei jeder Gelegenheit sehr gekonnt zum Besten gab. Seine zweite Wohnung war sein Beichtstuhl in der Pfarrkirche. An Eifer und Fleiß konnte ihn niemand übertreffen. Beide, er und ich, mussten zu einer Sitzung nach Bozen fahren, bei der der Bischof selbst den Vorsitz hatte. Also, bitte, pünktlich. Nachdem ich damals schon ein Auto hatte, bat mich Don Franco ihn mitzunehmen. Als wir uns auf der geraden Strecke unter Tschötsch befanden, streikte mein freches Auto und blieb am Straßenrand stehen. Don Franco wusste sofort nur einen klaren Spruch, der diktiert war, von dem angstvollen Respekt, den er dem Bischof Gargitter gegenüber hatte: „Ich muss pünktlich zur Sitzung kommen!“ Er war in Brixen eine beliebte und bekannte Persönlichkeit und er trug immer den Talar. In dieser auffallenden, würdigen Aufmachung machte er sofort Autostopp. Sogleich

hielt ein Auto. In dem Augenblick wurde ich für ihn durchsichtig und er sah mich nicht mehr. Er stieg ins Auto und ließ mich allein mit meinem streikenden Auto. Freilich musste ich auch pünktlich kommen, aber das war ja kein Problem für ihn. Als ich zur Sitzung erschien, war ich schon gefasst, dass der Bischof die von Don Franco so gefürchtete Bemerkung mir verpassen würde. Doch wusste ich, dass ich vor dem Bischof den lieben Don Franco nicht als Durchsichtigen behandeln, sondern die Fluchtmethode in klarem Deutsch beschreiben würde. Entweder hat mein sicheres Eintreten zur Sitzung den Bischof verblüfft, oder vielleicht hat Don Franco, der doch ein herzenguter Mann auch war, mich rechtzeitig entschuldigt. Der Bischof zuckte nicht mit der Wimper.

Pünktlichkeit werten auch die deutschen Benediktiner über alles, wie ich in Jerusalem bei einem Gottesdienst im Kloster Dormitio erfuhr. Der Gottesdienst begann dort erst als die Priester und die Ministranten schon einige Minuten vor dem klangvollen Schlagen der Klosteruhr aufgestellt waren. Dann ging es los in perfekter Pünktlichkeit. Doch heute konnte man einen besonders feierlichen Gottesdienst erwarten, weil ein junger Superorganist aus Deutschland eingeflogen war und spielte. So gut dieser Jugendliche spielte, so tat er sich schwer in der Früh aufzustehen. Auch heute kam er erst als alle Geistlichkeit hinter der Sakristeitür aufgestellt war. Leider musste der Organist zuerst den Motor der Orgel einschalten, dann die Register ziehen und die Noten herrichten. Ich kannte die Pünktlichkeitsliebe der deutschen Mönche, doch kannte ich auch das musikalische Gehör derselben und diesbezüglich muss ich sagen, dass sie nicht alle absolutes Gehör hatten. Sollte es jetzt vorkommen, dass die Uhr schlagen würde bevor der Organist bereit wäre, dann würden die Mönche, wenn sie zu singen anfangen täten, den Toneinsatz nicht glücklich

treffen und es gäbe einen bedauerlichen Anfang. Doch konnte ich mir schon auch denken, dass vielleicht der Hauptzelebrant einen harmonischen Beginn mit Gesang und Orgel, aber ein bisschen verspätet, für wertvoller hielt als einen schlampigen pünktlichen Beginn. Also eine kleine Unpünktlichkeit wäre vom liturgischen, spirituellen und vom Standpunkt des Anstands aus gesehen vernünftiger gewesen. Leider schlug die Uhr bevor der Organist spielen konnte. Für den Hauptzelebrant wurde der Musiker sofort durchsichtig, er sah ihn nicht mehr, er sah nur mehr die Uhr.

Wann wird also der Mensch blind, wann werden die Menschen für ihn durchsichtig und unsichtbar? Wenn die Prinzipien mehr bewertet werden als die Personen. Nächste Frage: Von woher kommt die Versuchung, die Prinzipien höher zu schätzen als die Menschen? Aus dem Perfektionismus, einem Kind der sieben Hauptsünden.

Wie die Option eine Freundschaft zerschlagen hat

Es gab in meinem Dorf Abtei eine musikalische Tradition. Es gab eine Familie, die fast an der Waldgrenze wohnte, von der im Pfarrarchiv Dokumente bezeugen, dass sie mehrere Jahrhunderte hindurch Musikinstrumente herstellte. Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang einen Komponisten, Jan Batista Runcher, an den eine Erinnerungstafel am Mesnerhaus erinnert, der zu Zeiten Mozarts und im Stil Mozarts Messen komponiert hat für Soli Chor und Orchester, die freilich nicht für die Aufführung in Abtei bestimmt waren, aber zeugen, wie in Abtei die Freude an der Musik vorhanden war.

In dieser kulturellen Atmosphäre ist auch mein Vater aufgewachsen und es ist nicht zu wundern, dass sein bester Freund ein Musikliebhaber war, ausgerechnet noch dazu ein Abkömmling der alten Familie der Instrumentenbauer. Mein Vater traf sich mit anderen Altersgenossen oft bei ihm, um zu musizieren. Dass die Musik eint und zusammenführt, ist altbekannt. Jedenfalls aus diesem Musikerkreis wurde einer ein geschätzter Freund. Die beiden, mein Vater und sein Freund, hatten auch eine äußere gesellschaftliche Gemeinsamkeit, sie waren nämlich beide glücklich verheiratet, hatten beide einen kleinen Hof, also eine genügende Grundlage ihre Kinder zu ernähren: beide hatten zur Zeit der Option neun gesunde Kinder.

Doch da kamen die Diktatoren in die Privatsphäre, mit ihren schrecklichen, aber geheimen Krallen. Die Propaganda für die Option, nach Deutschland auszuwandern, verbreitete sich wie ein Brand. Auf einmal teilte sich die Bevölkerung eines Dorfes in zwei fanatisierte Gruppen, die reichlich genügten, um Streit und Hass zu schüren. Da der Freund meines Vaters sehr für die Auswanderung ins bessere Deutschland war, entschloss sich auch mein Vater für die Auswanderung. Doch ein Nachbar meines Vaters, ein sehr vernünftiger Mensch, bemühte sich meinen Vater zum Denken zu bringen. Für solche, die denken wollten, gab es allerdings sehr gültige Argumente für das „Dableiben“. Zwar hatte mein Vater schon gewählt, aber es war eine Frist vorgesehen, im Fall eines Umdenkens, die Wahl rückgängig zu machen, was mein Vater tat, trotz der entschlossenen Haltung seines Freundes.

Leider hatte der Freund meines Vaters große Eile ins Deutsche Reich zu ziehen. Große Bauern, die in Wort sehr für die Auswanderung waren, ließen instinktiv mehr den Spruch „Eile mit Weile“ gelten. Doch es kam zum traurigen Tag des

Abschieds aus Abtei für den Freund. Mit Kind und Kegel verließ er den Hof und kam zur Bushaltestelle. Mein Vater ging auch zum Abschied zur Bushaltestelle. Es war ein Abschied, der ihm viel Schmerz bereitete. Der Freund gönnte ihm nicht ein einziges Wort, während neben ihm die Frau umgeben mit neun Kindern weinte und Tränen vergoss. Es war für meinen Vater herzerreißend. Die fanatische Sturheit des Freundes und die Tränen dieser Mutter vor ihren verwirrten Kindern, war schon in sich tragisch genug. Aber für meinen Vater kam noch hinzu, dass er seinen Freund verlor, vor allem aber jetzt erkannte, wie sehr er sich über seine Person getäuscht hatte. Es gab keine Möglichkeit mehr Freundschaft zu üben, Güte zu zeigen, alles Gute war komplett verdrängt.

Leider wurde er in Deutschland nicht so empfangen, wie er es sich erträumt hatte und wie die Propaganda es ihm ausgemalt hatte. Nach dem Krieg kamen die vielen Kinder auseinander und zerstreuten sich in alle Weltrichtungen. Man hörte in Abtei nichts mehr von ihnen. Nur nach Jahrzehnten kam der Freund ganz im Geheimen nach Abtei, besuchte seinen früheren Hof, aber mied jeden Kontakt mit den jetzigen Leuten. Trotzdem hat ihn ein alter Bekannter erkannt, aber sich nicht kenntlich gemacht. Doch hatte dieser geheime Besuch in der Heimat die Erinnerung an diese Optionserfahrung ein bisschen wachgerufen, sodass man sich um diesen Optanten ein wenig interessierte. Es lief dann kaum vernehmbar eine Nachricht herum, er sei wieder nach Deutschland zurückgekehrt, aber sei untröstlich gewesen, weiter allein ohne Frau und Kinder in Not zu leben und habe sein Leben mit einem Selbstmord beendet.

Was ich hier erzähle, ist nichts neues. Solche und viel schlimmere Erfahrungen sind millionenfach erzählt worden. Aber diese Geschichte macht mir besonderen Eindruck, weil sie

meinen Vater betrifft. Wenn man selbst das Glück gehabt hat, sie nicht erleben zu müssen, soll man zumindest dankbar sein. Aber eine Warnung vor falschen Ideologien sind sie auch.

Falsche Ideologien mit ihrer Propaganda verursachen Tod, Krieg, Zerstörung von Häusern und Städten, Ausradierung von Kunstwerken, aber vor allem Zerstörung von Gutem, von Freundschaft, von Rücksicht und von Wohlwollen.

Wie hält es meine Geliebte mit der Religion?

Für Hans war das Universitätsstudium vorbei, das Diplom hatte er in der Hand und die Anstellung hat er auch schon angetreten. Er war glücklich und ich freute mich mit ihm, denn er war in der Pfarrjugend aufgewachsen, hatte im Laufe der Jahre immer wichtigere Dienste wahrgenommen und jetzt schätzte ich seine Hilfe noch mehr. Im Leben gibt es nach Jung, dem bekannten Psychologen, drei große Aufgaben, die ein Mensch erledigen muss: Der Beruf, der Glaube und die Ehe. Jetzt fehlte ihm nur noch die letzte der genannten drei.

Eines Tages erzählte er mir von seiner großen Liebe. Es handelte sich nicht mehr um eine jugendliche Flamme. Es war jetzt eine Liebe, die zur Ehe reifen sollte. Ich kannte sein Mädchen von der Oberschule her sehr oberflächlich. Wir sprachen lange und ich gewann einen guten Eindruck über seine glückliche Liebe. Es gab für ihn auch nicht Probleme besonderer Art, worüber er mich um meine Meinung gebeten hätte. Es war eher ein Gespräch aus Freundschaft.

Allerdings kam mit der Zeit doch eine Frage, eine sehr große Frage. Er war bisher sich nicht im Klaren geworden, ob das

Mädchen gläubig sei oder nicht. Je mehr er über dieses Problem sprach, umso mehr merkte ich, welchen großen Wert er dem christlichen Glauben zuschrieb. Ich konnte ihm nur seine Einschätzung des Glaubens bestätigen, aber über den persönlichen Glauben seiner Freundin konnte ich keine Informationen geben, nicht nur weil ich irgendwie ihr Vertrauen verletzt hätte, einfach auch deswegen nicht, weil ich sie nicht näher kannte. Sie war nie zur Pfarrjugend gekommen.

Wir hatten wieder für den Sommer das traditionelle Zeltlager geplant und Hans war einer, der jetzt sehr tüchtig mitarbeitete. Wir blieben mit den Jugendlichen 20 Tage im Zeltlager zusammen, sodass es zwei Sonntage auf dem Berg zu feiern gab. Dazu luden wir immer auch die Eltern ein, die gerne kamen, um besonders bei den Kleinen zu schauen, ob alles gut verlief und dann eventuell auch elterlichen Trost und Liebe zu spenden. Allerdings schätzten auch die Größeren die guten Fressalien, die die Mamma höchst persönlich bereitet hatte. Wir hofften heimlich, dass die Portionen nicht zu groß seien, weil wir dann mit unserem Küchendienst Problemchen bekamen. Ich feierte mit den Eltern auch die hl. Messe, und zwar für alle, die mitfeiern wollten; wer die hl. Messe nicht mitfeiern wollte, konnte sich vom Zeltlager mit den Eltern entfernen und an einem Platz, wo sie spielen konnten, ohne unsere Feier zu stören, aufhalten.

Schon während der Woche sprach Hans von seiner Spannung, denn es wäre sehr wahrscheinlich, dass auch sein Mädchen mit Freunden zum Zeltlager kommen würde. Diese Hoffnung ging in Erfüllung, sie kam mit ihren Eltern sogar. Hans war jetzt sehr interessiert zu beobachten, ob seine Freundin zur Messe kommen, oder ob sie sich auf den Spielplatz begeben würde. Als er sah, dass sie sich zum Altar herbewegte,

flüsterte er mir ins Ohr: „Schau, sie kommt zur Messe!“ So strahlend hatte ich ihn schon lange nicht mehr gesehen. Doch es gab noch ein zweites Moment, wo ihr Glaube erkennbar sein werde, die Kommunion. Sie ging zur hl. Kommunion! Nach der Messe kam Hans gleich zu mir und sagte: „Sie ist Kommunion gegangen! Ich bin überglücklich.“ Er hatte fast Tränen in den Augen.

Solche Begebenheiten sind für einen Priester Öl für seinen Glauben. Ohne dass er es merkte, bezeugte er mir seinen tiefen Glauben. Ich kannte seinen Werdegang von der Mittelschule bis jetzt ziemlich gut. In diesem schönen Alter, glücklich verliebt, war sein Glaubenszeugnis, frisch und ungetrübt, viel mehr wert als viele Predigten, die ich gehört hatte. Ich konnte mich nur freuen, im Glauben gestärkt worden zu sein. Natürlich wurde unsere Freundschaft noch viel tiefer. Dass ich seine Hochzeit feierte, war für ihn selbstverständlich und für mich eine große Freude. Ich schmückte ihm die Kirche mit vielen schönen Skulpturen, die ich vom Versteck meiner Pfarrkirche herholte. Später unterrichtete ich seinen Sohn in der Oberschule und schließlich feierte ich auch die Trauungsmesse des Sohnes von Hans. Dabei erinnerte ich mich an seine Hochzeit und erst recht an seinen Glauben. Am meisten dankbar bin ich Hans, dass er mir seine Freude mitgeteilt hat. Er hat mich in seinen persönlichen Glauben blicken lassen. Wenn er das alles für sich behalten hätte, wäre ich ärmer im Glauben. Hans ist nicht der Einzige, der mir seinen Glauben sichtbar bezeugt hat. Wie groß wäre in unseren Pfarrgemeinden die Freude am Glauben, wenn wir unseren Glauben mehr miteinander teilen würden.

Wie mein Vater die Bibel entdeckte

Der maßgebliche Hinweis kam von der Sonntagspredigt.

Zuerst muss ich aber eine Vorbemerkung machen. Es gibt nämlich grundsätzlich zwei Arten von Predigten. Das erfuhr ich in der Theologie in Brixen vom Prof. Niederkofler, ein sehr guter Rhetorikprofessor. Eine Art nennt man „thematische Predigt“ und die andere „homiletische Predigt“. Der Unterschied besteht im verschiedenen Gebrauch der Heiligen Schrift. Dient der Text der Bibel als Beweis für eine Behauptung, oder nimmt man den Text der Bibel, um die Behauptung zu formulieren. Ist die Bibel eine Quelle, aus der die Wahrheiten hervorgehen, oder ist die Bibel eine Stütze für eine Wahrheit, die zum Beispiel aus dem Katechismus hervorgeht. So simpel diese Unterscheidung klingt, so habe ich die längste Zeit gebraucht, in den Predigtübungen diesen Grundsatz so anzuwenden, dass der Professor damit zufrieden war. Wenn es nicht richtig rhetorisch angewandt wurde, dann strich der Professor mit dem Zeigefinger nervös seine Wange und stieß sanfte Seufzer mit wenigen Vokalen, „ja, ja“ und Korrekturen aus. Er wollte den jungen Prediger nicht entmutigen, denn leicht ist das Predigen nicht.

Ich nahm mir vor, in meiner zukünftigen Predigtstätigkeit thematische Predigten zu halten, denn die Wahrheiten des Katechismus schienen mir immer klar und vernünftig, während die Bibel sehr oft erst verständlich wird, wenn man einen größeren Zusammenhang versteht. Fast alle meine Mitschüler entschieden sich in der gleichen Weise. Auch die Pfarrer predigten immer in der Form der thematischen Predigt.

Aber mein Vater war ein lebendiger Beweis, dass die homiletische Predigt die bessere ist. Als mein Vater das Soldatenleben

hinter sich hatte, kam nach Abtei ein junger Kooperator, der homiletische Predigten hielt. Mein Vater hätte nicht gewusst, was antworten, wenn man ihn gefragt hätte, welche Art von Predigt der jeweilige Prediger wählte. Er merkte nur, dass die Predigten des Kooperators ihn sehr beeindruckten. Dieser Kooperator hatte sich vorgenommen, was eine große Seltenheit war, die Briefe des Apostels Paulus zu erklären. Nun, es ist ja bekannt, wie immer im Leben, es gibt gute Prediger und es gibt bessere Prediger. Ich kann mich gut erinnern, dass mein Vater, als er mir von diesen Predigten erzählte, ausdrücklich auf den Inhalt der Predigt hinwies und dass dieser ihn zum Denken brachte. Er freute sich von Sonntag zu Sonntag auf die Predigt und wurde, ohne es zu merken, immer neugieriger, was der Inhalt der ganzen Bibel sei. Das war eine ungewöhnliche Frucht der Predigt. Damals fußten die Verkündigung und die Glaubenslehre vor allem auf dem Katechismus. Die Bibel selbst war ein eher unbekanntes Buch für die Gläubigen. Es gab Bücher, die die wichtigsten Ereignisse des Alten und Neuen Testaments volkstümlich zusammenfassten, die sogenannten „biblischen Geschichten“, aber eben nur Zusammenfassungen, mit Ausklammerung vieler Glaubensprobleme. Diese gesunde Neugier blieb immer lebendig, konnte aber praktisch nicht befriedigt werden.

Eines Tages traf mein Vater einen Bekannten, der in Rom in kirchlichen Instituten gearbeitet hatte, der auch sehr gern und sehr spannend von der ewigen Stadt zu erzählen wusste. Sie trafen sich auf einem Weg und blieben dort länger, ohne in ein Gasthaus zu gehen, denn sie meinten ja nicht etwas Wichtiges zu sagen. In Wirklichkeit war diese Begegnung für meinen Vater sehr wichtig. Er erzählte mir davon, als ich einmal mit ihm schon als Prediger dort vorbei ging. Der Vater und dieser Bekannte kamen nämlich auf die Bibel zu sprechen. Eines interessierte

meinen Vater besonders, wie dick eine Bibel sei. Ja, die Bibel sei ein sehr dickes Buch, hieß es. Da war noch eine wichtige Frage fällig, wohl die wichtigste: „Wie viel eine Bibel koste?“ Die Antwort war eine Überraschung und eine Erleichterung: 5 Lire. Mein Vater hatte im Kopf, dass eine Bibel mindestens so viel kosten müsste, wie eine gute Kuh. „So billig!“ staunte mein Vater. Sein Gesprächspartner schlug vor, eine Bibel zu bestellen. Er bekam sie billig gebunden, so *alla italiana*. Da in Abtei ein sehr guter Buchbinder arbeitete, ließ er die Bibel in Halbleder binden. Sie bekam in einem schönen Möbelstück, das ein Künstlerfreund entworfen und gemacht hatte einen schönen Sonderplatz in der Stube und mein Vater begann sie zu lesen von der ersten Seite bis zur letzten. Beim Lesen der ersten Kapitel der Genesis hatte mein Vater keine weiteren Schwierigkeiten, wie die heutigen Leser, weil von Darwin und der Evolution wusste er nichts und so suchte er nur den Sinn der großartigen Erzählungen und der ist sehr schön und wichtig.

Als mein Vater bereits Jahrzehnte die Bibel gelesen hatte, kam ich zu Weihnachten und zu Ostern als Theologiestudent heim und bis tief in die Nacht hinein wollte mein Vater hören, was ein Theologiestudent mehr oder weniger studiere. Ich erzählte manchmal etwas großmäulerisch von meinem Studium, aber wenn ich den Absalom mit dem Isaak verwechselte, merkte er es sofort. Ich musste sehr aufpassen, denn er wusste vieles genauer als ich.

Als ich ein Volksschüler war, pflegte mein Vater im Sommer am Sonntagnachmittag mit Kind und Kegel auf einen Hügel zu gehen, wo ein schöner Wald uns vom Wind schützte und wir Kinder in der Sonne auf grüner Wiese nach Belieben spielen und laufen konnten. Der Vater stellte dann seinen mitgetragenen Liegestuhl nieder, setzte sich drauf, die Mama

setzte sich auf der Wiese und dann schlug mein Vater sein großes Buch auf und begann zu lesen. Nach wenigen Worten erklärte er und die Mutter lauschte mit großer Aufmerksamkeit, nur wenn wir zu viel Lärm machten, ließ sie sich ablenken, aber den Vater mit dem großen Buch in der Hand brachte kein Kinderlärm aus der Konzentration. Nachdem die Mutter den Erklärungen des Vaters gelauscht hatte, fing sie und dann er zustimmend an zu lachen. Mir fiel das auf und ich wurde neugierig, was der Vater da vorlas. Einmal fragte ich ihn direkt, was er da lese, dass es so zu lachen sei. Da antwortete der Vater mit Feierlichkeit: „Josef, ich lese der Mama aus dem Buch der Weisheit Salomons vor.“

Das Buch des Alten Testaments, das ihm am besten gefallen hatte, war das Samuel Buch, jenes das ihm langweilig vorgekommen ist, das Buch der Könige. Professor Gamberoni meinte das einfachste und leicht verständlichste Buch des Neuen Testaments sei die Apostelgeschichte. In meiner Seelsorgetätigkeit habe ich die Meinung meines Vaters und die Meinung des großen Professors gleichbewertet und befolgt. Wenn jemand beginnen will, das Alte Testament zu lesen, so rate ich immer, mit dem Buch Samuel, nicht mit der Genesis, anzufangen. Sollte jemand das Neue Testament lesen wollen, so rate ich ihm nicht mit den Evangelien, sondern mit der Apostelgeschichte anzufangen.

Nachdem mein Vater mir von seiner Entdeckung der Bibel erzählt hatte, änderte ich meine Predigtart und versuchte die Bibel verständlich zu machen, besonders die Evangelien, in der Hoffnung vielleicht jemanden zum Bibellesen zu bringen. Fünf Jahrzehnte habe ich mich mit der Abhaltung der Bibelrunde meine heute üblichen Kurzpredigten zu ergänzen bemüht, denn es bleibt wahr: „Fides ex auditu“, der Glaube kommt vom Hören des Wortes Gottes.

Wiederholtes Hören führt ins Herz eines klassischen Musikwerkes

Um wirksam für den Petrus Schnaps „L’Amaro“ zu werben, hat man die Musik von Beethoven verwendet. Man hat den Beginn einer Symphonie gehört, die Petrusflasche und einen Ritterarm, der auf einen Tisch geschlagen hat, gesehen: Sehr feierlich und überzeugend. Für einen anderen Likör hat die Werbung Musik von Bach gewählt, und zwar den Anfang des Präludiums BWV 565. Persönlich bedauere ich sehr, dass die größten Kunstwerke, die wir haben, verzweckt werden für Handelsprodukte, denn dadurch werden die großen Werke verfremdet. Aber einen Vorteil hat diese Werbemethode doch: Sie macht nämlich Musik bekannt, die sonst den oberflächlichen Ohren unserer Gesellschaft unzugänglich geblieben wäre.

Ein Schuldirektor ist auf diesem Weg zur Musik von Bach gekommen, die ihn Jahrzehnte dann erfreut hat. Von Musik hat er keine Ahnung gehabt. Nicht, dass er ein musikalisches Wildschwein gewesen wäre. Ganz im Gegenteil! Nur hat er nie Gelegenheit gefunden, sich mit Musik zu beschäftigen. Er hat auch nicht gelitten, dass er nicht Musik genießen konnte, denn er wusste nicht, was das für eine Freude sein könnte. Er war sensibel, sehr empfänglich für Musik, aber ihm war lange der Weg zu ihr verschlossen geblieben. Die Frage: Wer, oder wie hätte ihm dieser Weg erschlossen werden können? Ich hätte mir gedacht, dass eine gute Schulung, vielleicht das Lernen ein Instrument zu spielen, Voraussetzungen sein könnten. Doch es gibt eben viele Wege. Einer ist die Werbung im Fernsehen. Einige Male am Tag, beim Mittagessen, beim Abendessen, bei den Nachrichten, hörte er nur an Schnaps denkend die schöne Musik von Bach. Es waren immer nur einige Takte, die er hörte, also sehr wenig, aber gut ausgesucht. Inzwischen redete er

wahrscheinlich mit der Frau, dachte an die Politik. Schnaps trank er selten und der interessierte ihn auch nicht. Doch die Musik kam ihm immer wieder zu Ohr, ohne Drängen, un bemerkt. Aber eben regelmäßig. Die Regelmäßigkeit hat eine ungeheure Bedeutung für das Geistige. Eines Tages fiel ihm die Musik selbst auf. Er kam ungezwungen darauf, dass diese Musik ihm gefalle. Von jetzt ab wollte er diese Werbung nicht überhören. Er unterbrach sogar das Reden während dieser Klänge. Eines Tages kam die Geburt einer Tat: Er ging in ein Musikgeschäft, um sich die Platte dieser Musik zu kaufen. Er war sicher, dass diese Musik käuflich wäre, denn wenn sie jetzt für Werbung verwendet wurde, musste sie ja moderne Musik sein. Dem Fräulein im Geschäft beschrieb er die Werbung und gar bald holte sie die Schallplatte, eine Langspielplatte. Der Direktor wunderte sich, dass die Platte so groß war, doch das Fräulein gab ihm bekannt, dass die Musik, die er meinte, von Bach sei. Das wollte der Direktor gar nicht glauben und beschrieb die Werbung noch einmal, aber das Fräulein blieb, zwar freundlich lächelnd, bei ihrer Behauptung. „Ich lasse Ihnen die Musik hören.“ Sie hatte recht und er kaufte die Platte. Hoch erfreut hörte er diese Musik immer wieder und je mehr er hörte, umso besser gefiel sie ihm. Mit der Zeit merkte er, dass auf der anderen Seite der Platte auch Musik von Bach aufgezeichnet war. Er legte die neue Seite auf und staunte: Eine Musik, die gar nichts sagte. Er konnte nicht verstehen, dass Bach ausgerechnet das ihm bekannte eine Stück allein gut gelungen war.

In der Schule erzählte der Direktor mir von seinem bisherigen Weg zur Musik von Bach. Das Rätsel vom einzigen Musikstück war seine große Frage. Die Lösung ist in diesem Fall höchst einfach. „Herr Direktor, legen Sie die Platte wieder auf und lassen sie sie so oft gehen, wie bei der Werbung. Es braucht Zeit. Sie haben schon diese Erfahrung gemacht.“ Er wollte es

mir gar nicht recht glauben, denn er hatte die Musik der ersten Seite unbemerkt verstanden. Der Weg, den er gegangen war, blieb ihm verborgen, unbewusst. Doch ich riet ihm, einfach zu probieren, lächelnd fügte ich schon hinzu: „Bach hat nichts komponiert, das nicht höchste Freude gibt. Seine Werke sind alle wie die höchsten Berge der Welt.“

Der Direktor machte die Probe. Endlich kam er hochofrennt, mir das Ergebnis mitzuteilen. „Das Stück auf der anderen Seite ist noch schöner als das der ersten Seite.“ Er hatte recht, denn die Stücke der anderen Seite sind von den Bachkennern als höhere Berggipfel bewertet.

Der Schlager von heute: „Eppas Neues“ ist mit großer Vorsicht zu befolgen. Wie viele Wege zur Wahrheit, zur Schönheit, zur Güte versperren wir uns dadurch, dass wir meinen es muss immer etwas Neues sein. Wiederholung führt zur Vertiefung und zur Aufdeckung des verborgenen Schatzes.

Wöchentliche Gebetsstunde der Jugend

Es ist immer meine Überzeugung gewesen, dass man ohne Gebet nicht die christliche Gemeinde lebendig erhalten kann und auch dass man ohne Gebet keine Jugendgruppe die aus dem Glauben zu leben versucht, aufbauen kann. Als es mir in Abtei gelang, eine kleine Gruppe von Jugendlichen wöchentlich zusammenzubringen, versuchte ich sie zum Gebet zu führen. Doch merkte ich, dass die Jugendlichen eher wegblieben, wenn ich eine Gebetsstunde vorschlug. Da musste ich aus Klugheit mehrere Zurückzieher machen. Ich zauderte zwei Jahre hin und her, aber die Gebetsstunde wollte nicht starten. Ich habe auch mit der Zeit gemerkt, dass mir dieser Wunsch nicht

gelingen werde. Sehr unauffällig war der Herr aber schon dabei mir in diesem guten Vorhaben zu helfen. Als ich nicht wusste, wen ich zu Hilfe hätte rufen können, rief der Herr einen Helfer mir, an den ich nie gedacht hätte. Es kam ein Italienischprofessor aus dem Piemont jeden Tag zur hl. Messe. Er hatte lange Haare, also ein richtiger Cappellone, aber von einer tiefen Spiritualität. Dieser wollte mit mir sprechen und entschuldigte sich, wenn er mir kostbare Zeit wegnahm. Ich freute mich, dass er mich besuchte. Zuerst schien mir, dass er einfach gern einmal mit jemand plaudern wollte. Doch das Gespräch profilierte sich immer mehr zum Thema Gebet. Mit der Zeit wagte er es, sein Anliegen zu bringen: Er würde gern eine Gebetsgruppe gründen, sehe aber wie schwierig das sei. Deswegen wolle er um meine Hilfe bitten. „Das ist genau mein Vorhaben seit zwei Jahren.“ Wir waren beide sehr froh und besprachen schon gleich die Vorgangsweise. Als er wegging bedauerte er seine jüngste Entscheidung: „Wenn ich gewusst hätte, dass mich ein Pfarrer unterstützt hätte, hätte ich nicht um eine Versetzung nach Piemont angesucht.“

Wo sollte aber die Gebetsstunde stattfinden? Ich traf einen Nachbarnpfarrer, dem ich von der Gebetsstunde erzählte. Er war ein praktischer Mensch. Sofort hatte er einen schönen Vorschlag: In der Stube vom Geburtshaus des heiligen Josef Frenademetz in Oies. Das war in meiner Pfarrei und doch wäre es mir nicht eingefallen.

Die Stunde sollte eine sehr einfache Struktur haben. Gestalten mussten sie die Jugendlichen selbst, mit einer einzigen Auflage: Es musste jedes Mal ein Psalm gebetet werden, den ich für das Gebet und für eine Meditation erklärte. Ich schaffte genügend Bibeln an, den Psalm mussten die Jugendlichen vorschlagen. Jemand las den Psalm vor, sodass ich eine Ahnung

vom Inhalt bekam, dann ging ich mit einigen Erklärungen den Text durch und dann konnten die Jugendlichen daraus die Stellen zitieren, die ihnen am meisten Eindruck machten. Es war schon ein erbaulicher Blick für mich, diese Jugendlichen mit der Bibel in der Hand zu sehen. Bei der ersten Stunde kamen einige wenige Jugendliche, alles solche, die aus bäuerlichen Familien kamen und noch einen dünnen Hauch von persönlichem Bezug zum Rosenkranz hatten. Doch auch diese fühlten sich sehr gehemmt beim Gebet und ich fürchtete stark, dass die erste Stunde schon platzen könnte. Der Professor strahlte eine ausgleichende Ruhe aus. Eine Hilfe kam mit der Zeit von den Jugendlichen, die Taize-Erfahrungen hatten. Später wurden die Jugendlichen aus dem ganzen Dekanat eingeladen. Schön langsam etablierte sich die Gebetsgruppe und fand regelmäßig statt. Die Jugendlichen gewöhnten sich an das gemeinsame Beten und es kamen immer neue hinzu.

Aber genau der von mir festgelegte Punkt, jedes Mal einen Psalm zu beten und zu betrachten, schien mir ein Problem zu sein. Bei der Erklärung konnte ich nicht stoppen, weil mir die biblischen Worte zu wichtig und passend für die Jugendlichen vorkamen. So eine viertel Stunde hielt ich sie hin. Niemand gab Zeichen der Ungeduld. Vielmehr zeigten sie nach außen fast Interesse. Doch ich interpretierte ihr Verhalten als wohlwollenden Anstand. Jedes Mal nahm ich mir vor, die Erklärungen zu kürzen und jedes Mal fühlte ich, dass ich nicht kürzen sollte. Ich fürchtete tatsächlich, dass das Ganze überzogen sei und mit der Zeit platzte. Anzeichen dafür fand ich keine. Die Jugendlichen hatten nie in ihrem Leben sich mit Psalmen beschäftigt. Volkstümlich war mein Stil sicher nicht. Eines Abends, vielleicht nach fünf Jahren, ging ich zu Fuß mit einem 25-jährigen Jugendlichen, der regelmäßig teilnahm, nach Hause. Mit der Zeit wagte ich die Frage: „Sag ehrlich, werdet ihr nervös,

wenn ich solange die Psalmen erkläre?“ Er blieb mitten im Weg stehen, so verwundert über meine Frage war er. „Herr Dekan, merken Sie nicht, dass alle deswegen kommen, weil Sie die Psalmen erklären. Das ist genau das, wofür wir alle Ihnen sehr dankbar sind!“ Die Erleichterung, die ich in diesem Augenblick empfand, werde ich nie vergessen.

Es waren auch Fürbitten vorgesehen, die sie spontan formulierten. Da zeigten sie nicht viel Schwung. Mir fiel auf, dass sie nie dankten. Ich forderte sie immer wieder dazu auf, aber dafür hatten sie keine Neigung. Ich spürte die Mentalität, die sehr gut fordern kann, mit Selbstverständlichkeit alles Gute als geschuldet betrachtet und mehr zu murren und jammern neigt, als zu danken.

Die Gebetsstunde war von allen Tätigkeiten, die ich in meinem langen Leben ins Leben gerufen habe, sicher die schwierigste, doch umso beharrlicher wurde sie auch noch dann weitergeführt, als ich eine andere Pfarrei übernahm. Sie ist mir auch nur in Abtei in den 1980er Jahren gelungen, nachher blieb jedes Bemühen in dieser Richtung erfolglos.

Woher kommt alles? Zum Beispiel die Milch?

So nützlich es sein kann diese Frage zu beantworten, leicht ist die Antwort oft nicht, sei es, dass man die Antwort nicht kennt, sei es, dass die Antwort schockiert. Die Eltern müssen sich gefasst machen, dass die Kinder, sobald sie genügend über das Sprechen verfügen, wie ein Mantra diese Frage stellen. Wenn dann ein kleines Schwesterchen oder Brüderchen auf einmal neu zu den Bewohnern des Hauses gehört, kommt die

Frage unfehlbar. Eben da ist die Antwort schwierig, denn wie kann man kleinen Kindern den intimen Weg des Menschen beschreiben, wenn er das Licht der Welt erblickt. Der Storch, zwar eine glatte Lüge, aber er hilft wunderbar den Eltern aus der Verlegenheit. Ich komme aus einer kinderreichen Familie im Gadertal, wo keine Störche zu sehen sind, da haben sich die Eltern mit einer eigenen Lüge, den Weg aus der Schwierigkeit leicht gemacht: Die Hebamme hat die kleinen Geschwister vom großen Dolomitenberg „La Varella“ geholt.

Woher kommt alles? Die Erwachsenen fragen sich, woher kommt der Mensch? Denken wir an jenen Tag als die Antwort kam: vom Affen! Ein emotionales Erdbeben ging über die ganze zivilisierte Menschheit.

Es gibt auch kleinere Antworten, die sehr aufregen. Eine Familie von München hatte beschlossen, in Südtirol Ferien am Bauernhof zu machen. Ein Sohn, Karl, hatte sich darauf ganz besonders gefreut. Denn, wenn alles wahr war, was die Mama und der Vati gesagt hatten, konnte es ja anders nicht sein. Am Hof angekommen, zeigte der Bauer stolz der ganzen Gastfamilie die Sehenswürdigkeiten seines Hofes. Er führte die Familie in den Stall. Die Hennen gefielen Karl wirklich. Auch die Kälber, waren lieb, die Lämmer zwar ziemlich dreckig, lieb, aber nicht nett zum Berühren. Der ganze Stall war mit Mist beschmutzt und stinken tat es bei jedem Atemzug. Mit der Zeit nahm der Bauer einen merkwürdigen Stuhl, ohne Lehne mit einem Fuß und setzte sich zur Kuh hin und legte die Hände auf den Euter. Die Hörner der Kuh hatte Karl gleich gesehen, aber den Euter nicht, er hing an einer versteckten Stelle. Mit der Hand putzte der Bauer den trockenen Mist von den Zitzen und fing an zu melken. Karl sah weißes Wasser in den Kübel spritzen. Mit der Zeit stand der Bauer auf und trank einen Schluck

frischer Milch und reichte den Kübel auch Karl, für einen Schluck echter Milch. Karl grauste sich sehr. Unmöglich konnte er diese falsche Milch trinken. Beim Frühstück nächsten Morgen freute sich die Mutter ihm die „echte Milch“ zum Kaffee zu reichen, aber da war radikale Sperre. Um nichts in der Welt trank Karl diese falsche Milch. Jede Erklärung, dass diese Milch eben die wahre Milch sei, war umsonst. Er behauptete strickt, die echte Milch sei nur die Milch, die sie in München schön verpackt kauften. Die komme von der Fabrik, von wo die richtige Milch hergestellt werde. Zwei Wochen Ferien waren programmiert. Die Mutter überlegte. Sie ahnte deutlich, dass er speiben müsse, wenn sie ihn zwingen würde, die Milch zu trinken. Mit Predigen konnte sie ihm in zwei Wochen die falsche Auffassung von der Milch nicht korrigieren. Sie kaufte in der Stadt eine in München verpackte Milch und teilte ihm mit, die Milch, die er von jetzt ab bekomme, sei echte Münchner Milch. Karl glaubte seiner Mutter, die aber alle weiteren Tage die echte Milch vom Bauern verwendete. Die Emotionen beruhigten sich, der Junge blieb mit seinem Vorurteil behaftet, konnte weiter die Milch nicht trinken, wenn er wusste, dass sie vom Stall kam. Wehe, wenn jemand ihm sagen werde, dass jede Milch vom Stall kommt. Viel Freiheit verlor er weiter.

Als mir eine Bäuerin meiner Pfarrei diesen Fall erzählte, machte ich mir viele Gedanken. Besonderen Eindruck machte mir die Situation der Mutter. Für sie war die Frage: Wie konnte sie das emotionsgeladene Vorurteil des Sohnes brechen? Denn solange er dieses Vorurteil behielt, war er vom Genuss der Milch ausgeschlossen. Doch ein ziemlicher Nachteil. Sie hatte in dieser Situation nur zwei Wochen Zeit, ihm diesen Nachteil zu nehmen. Dazu ärgerte sie sich fast, dass sie etwas nicht glaubhaft machen konnte, was mit beiden Augen ja beweisbar war, mit allen Sinnen nachweisbar. Die Milch kommt vom

Stall, sichtbar! Der Geschmack war eindeutig, denn er trank jeden Tag die falsche Milch, ohne einen Unterschied zu merken. Sie merkte: predigen, erklären, zwingen nützte nicht. Speiben kann man mit diesen Tunwörtern schwer in kurzer Zeit verhindern. Was sollte sie tun?

Während ich mich mit diesen Fragen beschäftigte, bereitete ich die Sonntagspredigt vor zum Evangelium, in dem der Evangelist Johannes die Heilung des Blindgeborenen erzählt (Joh 9). Da war auch ein Vorurteil im Spiel, der nicht überwunden werden wollte. Denn, dass der Blindgeborene geheilt war, ließ sich beweisen. Die Pharisäer waren sehr rigoros in der Kontrolle des Wunders. Sie riefen die Eltern als Zeugen, sie riefen die Leute, die den Blindgeborenen kannten, sie ließen sich mehrmals beschreiben, wie die Heilung geschehen war. Alles war klar und beweisbar. Nur eines konnten sie nicht annehmen, dass Jesus das Wunder gewirkt hatte. Wenn sie das hätten tun müssen, hätten sie auch gespioniert. Doch es war klar, wie die Tatsachen klar sind. Solange sie mit diesem Vorurteil behaftet bleiben, bleiben sie ohne Jesus. Sicher, wenn sie das Wunder annehmen, ist Jesus der Messias. Sie müssen dann die Auffassung vom Messias, die sie von Kindheit an haben, korrigieren. Das wäre sicher eine ähnliche Arbeit, als die Milchauffassung von Karl ändern. Aber es muss geschehen und die Mühe ist groß in allen Fällen von Vorurteilen. Um diese Mühe nicht auf sich nehmen zu müssen, bleibt man stur bei der gewohnten, falschen Meinung. Falsche Meinungen verbessern leider nichts! Woher kommt alles? Der Storch, der Affe... Zum Beispiel die Milch? Zum Beispiel die Welt? Zum Beispiel der Messias?

Worin sind Lügen mit dem Kartenspielen verwandt?

In einer 5. Volksschulklasse habe ich von der Bibel gesprochen. Ein Kind hat mit der Zeit gefragt: „Wo wurde die Bibel zuerst gedruckt?“ Diese Frage setzt voraus, dass das Kind gemeint hat, die Bibel sei in alten Zeiten, als es gar keine Druckmaschinen gab, gedruckt worden. Es schien ihnen völlig unmöglich zu sein, dass die ganze Bibel zuerst von jemandem mit der Hand geschrieben worden sei. Ich hielt nämlich eine große Bibel in der Hand und blätterte sie ihnen immer wieder vor. Bei aller Erklärung konnten sie nicht glauben, dass jemand sie zuerst mit der Feder geschrieben habe und dann sei sie erst gedruckt worden. Ihr Argument war ganz einfach: „Ich habe nie eine handgeschriebene Bibel gesehen!“

Wäre eine handgeschriebene Bibel nicht schön? Ihr könnt selbst dann Zeichnungen hineinfügen. Jeder schreibt ein Stück dann lasse ich alles vom Buchbinder zusammenbinden. Und dann habt ihr eine mit der Feder geschriebene Bibel. Sie lernten gerade die Reihenfolge der biblischen Bücher auswendig und wussten, dass die Bibel aus vielen Büchern besteht, so schlug ich ihnen vor ein ganzes Evangelium abzuschreiben, jedes Kind einen Abschnitt. Ich teilte für jeden den Abschnitt zu, gab ihnen auch ein eigenes Heft dazu und führte sie dann ein und die Kleinen fingen an abzuschreiben. Manche hatten sehr schöne Schriften. Ganz anders als in der Oberschule. Schließlich hatten alle ihren Teil abzugeben.

Als ich alle Hefte in der Hand hatte, fehlte eines, und zwar von einem Schüler, der beim Unterricht anwesend war. Bei der nächsten Stunde fragte ich nach dem Heft. Er wunderte sich darüber und behauptete strickt, er habe das Heft abgege-

ben. Ich machte ihn auf der Stelle in seiner Schultasche nachschauen, er habe es eben wahrscheinlich nur abgeben wollen, aber dann vergessen. Ich musste insistieren, er schaute nach, Ergebnis: Das Heft war nicht in der Tasche. Ich wollte dann genauer wissen, wann er es mir in die Hand gegeben hatte. Da erzählte er, dass er mir das Heft beim Ministrieren in die Sakristei gebracht habe, wie auch andere und er habe es dort auf den Tisch hingelegt. In der Sakristei war es nicht und die Mesnerin hatte auch nichts gesehen. Ich bat ihn, er solle daheim suchen. Aber das ergab auch nichts. Irgendwie bekam ich Zweifel und fragte ihn direkt: „Hast du alles abgeschrieben?“ Die Antwort kam ohne Zucken, ohne Röte im Gesicht. „Ja!“ Ohne diesen Abschnitt ist das handgeschriebene Evangelium unvollständig. „Schreibe es einfach noch einmal.“ Da wurde er mein Ratgeber und empfahl mir, bei mir in der Wohnung noch nachzuschauen. Das tat ich. Ergebnis gleich Null. Wie ich ihm dann den Auftrag gab, den Text noch einmal abzuschreiben nahm er die Schultasche wieder hervor, schüttelte den Kopf, um anzudeuten, dass das Heft eben nicht in der Tasche sein kann, aber ganz überraschend für ihn war es, dass das Heft in der Tasche tatsächlich war. Ganz schnell versprach er, es nächstes Mal vollständig abgeschrieben zu bringen. Ich nahm das Heft in die Hand schaute durch und merkte, dass er den letzten Teil mit einer anderen Tinte geschrieben hatte. Ich fragte: „Wie lange hast du geschrieben.“ Er meinte, schon sehr lange. Er gab zu alles in einem Mal geschrieben zu haben. Ich hielt das Heft in der Hand und fragte, ob ihm beim Schreiben die Tinte ausgegangen war. Da kam er in Verlegenheit. Auf diese Einzelheit hatte er bei seiner ganzen Kalkulation nicht gedacht. Die ganze Lüge war schließlich klar und hatte sich mehrere Wochen hingezogen, denn ich hatte nur zwei Religionsstunden pro Woche.

Es packte mich ehrlich der Zorn, als ich vor dem Buben mit dem offenen Heft stand. Eine tüchtige Watsche wäre nach alter Tradition die richtige Erziehungsmethode gewesen. Doch behielt ich das Heft und holte Rat beim Schulpädagogen. Dieser erklärte mir, dass der Junge gar nicht lügen wollte, vielmehr wollte er mit seiner Schlaueit sich mit mir messen, in der Hoffnung, fähig zu sein, dem Herrn Dekan einen Bären aufzubinden. „Es ist dasselbe, als wenn er mit dir gekartet hätte. Da hätte er auch mit allen Mitteln zu siegen versucht.“ Erzieherisch sei es sehr wichtig, meinte er, ihm zu erklären, dass nicht zu jeder Zeit und mit jeder Person nach Belieben gespielt werden darf.

Zwei Jugendliche sprangen den Geistern davon

Mit vielen Jugendlichen war ich wieder auf einen Berg gestiegen, um 20 Tage gemeinsam mit ihnen im Zeltlager zu verbringen. Diesmal hatten wir auch eine nette Almhütte gepachtet. Das war sehr angenehm besonders bei Regenwetter. In dieser Hütte befand sich eine Stube, über der Stube stand noch ein kleines Unterdach zur Verfügung, in dem man zwar nicht aufrecht stehen, aber sehr gut übernachten konnte. Die Jugendlichen kamen tagsüber bei Lust und Laune in die Stube, zu karten, oder gemütlich beisammen zu sein. Allerdings gefiel ihnen das wildere Naturleben in den Zelten im Allgemeinen besser. Eines Tages stand ich auf einem Hügel, auf dem ein ebener Wiesenboden war, der mir erlaubte wandelnd mein Brevier zu beten. Natürlich behielt ich immer ein Auge auf die große fröhliche Jugendschar gerichtet. Diese Stelle des Lagers erlaubte mir sehr angenehme Bewegung und einen sehr guten Überblick. Unter anderem stand ausgerechnet der Ausgang der Almhütte

in meinem Blickwinkel. Alles verlief wie gewünscht und eine kleine Andacht beim Gebet war möglich. Doch plötzlich eine Szene, die meine Andacht total verscheuchte. Schreiend sprangen zwei 15-jährige Pubertierende aus der Hütte heraus. Sie waren voll Angst und hatten auch einige Angstbrüller von sich gelassen. Ich hatte den Eindruck, - da ich den Weltkrieg erlebt hatte – sie müssten Angst haben, dass in der Stube eine Granate oder Ähnliches explodieren könnte.

Ich rief die Jugendlichen zu mir. Sie waren schon ein bisschen in Verlegenheit, aber verwundet war auch keiner. Ihre Erklärung war unerwartet: „Wir haben schreckliche Angst von den bösen Geistern gehabt.“ „Von bösen Geistern?“ Ich hatte schon eine witzige Antwort auf der Zunge, aber ich merkte, sie waren jetzt ernst zu nehmen. Da erzählten sie mir von ihrer spiritistischen Sitzung. Sogar Don Camillo hat zuerst die Ruhe bewahrt, wenn er Unglaubliches von Peppone erfahren hat. Einer dieser Jugendlichen gehörte nämlich nicht zu meiner Pfarrjugendgruppe. Er wurde mir von den Eltern empfohlen und hatte mir einen ganz guten Eindruck gemacht. Deswegen nahm ich ihn nach einem kurzen Gespräch gerne mit. Er war der Inspirator der sensationsreichen Sitzung. Dieser erzählte mir den Ablauf der verschiedenen Riten, die bei so spannenden Sitzungen zu befolgen sind. Während er diese Verhaltensweisen beschrieb, war ihm so ernst, dass er sogar beim Atmen kaum Luft bekam. Selbst die Stimme klang zitterig. Doch inmitten dieses so ernstesten Verhörs konnte ich nicht einen kleinen Ansatz zu einem Lächeln vermeiden. Da protestierte der Junge unerwartet energisch. „Sie dürfen nicht lachen, sonst verfolgt mich das Unglück!“ Er hatte große Angst, dass ich ihn ins Unglück stürzen würde. Vor verängstigten Menschen ist Vorsicht jedenfalls geboten, lehrt die Erfahrung. Ich versuchte ihn ein wenig zu beruhigen und nach seiner

langen, eingehenden Einführung war ich überzeugt, ihm eine feierliche Sitzung abends vor allen Zeltbewohnern inszenieren zu lassen. Nun so weit.

Ich schickte ihn mit dem Freund zu den anderen zu spielen und laufen. Den ganzen Tag dachte ich nach, wie ich dem Jungen mit einem klaren Beweis den ganzen Spuck aus dem Kopf treiben konnte. Allerdings zeigte es sich dann, dass das gar nicht so einfach war, wie ich es mir vorstellte. Ein Ritus bestand darin, im richtigen Augenblick den bösen Geist zu rufen: „Geist der Bosheit, wenn du jetzt da bist, lass knallen deinen Schlag.“

Ein kräftiger Bursche begab sich unmerklich während der Geistersitzung in das Unterdach, nahm einen Stock mit und wartete geduldig auf den Augenblick, an dem der Geist aufgefordert wurde, seinen Schlag knallen zu lassen. Er musste lang warten, denn alle Zeremonien mussten genauestens eingehalten werden. Mit der Zeit verlangte der Junge auch noch Kerzen. Ich gab ihm zwei Kerzen und die mussten angezündet werden. Kein Problem, wir hatten Zündhölzer. Während der Vorbereitung erscholl immer wieder die Aufforderung. „Bitte nicht lachen!“. Gegolten hatte diese Aufforderung eigentlich nur mir, die anderen waren alle ziemlich ernst, mehr als beim Gebet. Endlich war es so weit: „Geist der Bosheit, wenn du da bist, lass deinen Schlag knallen!“ Der Mann im Unterdach donnerte, wie Jupiter: Ein Knall mit Klasse. Alle erschrakten, dass sie brüllten! Vom Unterdach kam viel Staub herunter. Der Junge kannte sich plötzlich nicht mehr aus. Der Ruf ging herum: „Das war ein wirklicher Knall!“ Das ließ erkennen, dass der erwartete Knall, irgendwie ein falscher Knall war. Nun ging die Diskussion richtig los: ein richtiger, ein falscher Schlag! Ich bestätigte: „Den falschen Schlag gibt es nicht, den richtigen Geist gibt es auch nicht.“ Endlich kam der Mann mit seinem Stock in

die Stube und bewies allen, wer der Geist gewesen war. Eine Erleichterung trat ein. Aber nicht für alle. Der Junge bestritt sofort die Tat des Mannes. Das sei eine Ausrede, geschlagen habe der Geist. Doch der Mann, der Vater von zwei Babys, die auch im Zeltlager waren, wirkte mit seiner Stimme überzeugend. Er zeigte den Stock und konnte die Ausführung seines Schlages so gut beschreiben, dass der böse Geist in das Reich der Märchen wandern musste.

Der junge Zauberer zeigte sich lange nicht ganz vom echten Schlag überzeugt. Immer wieder sprach ich mit ihm, es fielen mir erklärende Wörter ein. Volltreffer waren es nicht für ihn. Ich merkte aber, wie tief solche Auffassungen in den Herzen von Jugendlichen Fuß fassen können. Nach dem Zeltlager habe ich den Jugendlichen nie mehr getroffen. Ob ich ihm geholfen habe, den Spuck auszutreiben, weiß ich nicht.

TEIL 2

Artikel aus den Jahrgängen
1998 – 2008 vom



Als es im Pfarrgemeinderat heißt: “Da müsste man a bissl eppas tian?”

Müsste es nicht vielmehr heißen: „Da müssen viele genau das Richtige tun und dafür sehr lange schwitzen?“

Alle Generationen hatten Probleme zu lösen und Schwierigkeiten zu überwinden. Das waren oft äußerst mühsame und aufwendige Bemühungen. Unsere Generation macht in dieser Hinsicht auch keine Ausnahme. Auch in unserer Zeit ist die Lösung der Probleme mühsam und aufwendig. Was haben wir für Probleme? Es gibt deren so viele, dass ich am besten einfach nach Belieben einige herausgreife. So höre ich heutzutage Klagen, dass viele Jugendliche, was Alkohol anbelangt, viel zu viel konsumieren. Ein anderes Problem sind die vielen Verkehrstoten an den Wochenenden nach langem „Feiern“ in Diskotheken und dergleichen. Dann die Tatsache der vielen Ehescheidungen, der Ehe und Familienprobleme überhaupt. Diese Übel unserer Zeit können nicht einfach weiterwuchern. Viele sorgen sich und wünschen, dass Maßnahmen ergriffen werden, die zumindest diese Übel verringern, am besten wohl beheben.

Jeder weiß, dass solche Probleme nicht leicht zu bewältigen sind. Für solche Schwierigkeiten braucht es ungeheure Anstrengungen, und zwar nicht nur von einzelnen, sondern von vielen. Mit nur einer Hand lässt sich kein Knoten knüpfen. Ich überlasse es dem geschätzten Leser, auszurechnen, wie viele Personen an einem oben genannten Vorhaben beteiligt sein müssten. Wie groß immer ihre Zahl geschätzt werde: Es hat keine Bedeutung, und zwar aus einem einfachen Grund. Es bemüht sich merkwürdigerweise mehr oder weniger niemand

darum. Denn, das muss man schon festhalten, wenn auch viele schimpfen und meckern, so machen diese vielen zusammen nicht viele Helfer aus.

Um solche Gesellschaftsprobleme anzugehen, bräuchte es eine mühevollere Suche und Motivation vieler Menschen; dann bräuchte es eine eingehende Information über die wirkliche Situation; dann müsste jemand mit Schwung und Mut die Mitarbeiter koordinieren; für einen ständigen Rückblick und eine ständige Kontrolle der Schritte, die jeder einzelne gemacht hat. Enttäuschte – auf diesem Gebiet gibt es leider sehr viele. – Es gilt zu stärken; ein Durchhaltevermögen aufzubauen, das sich hinzieht, bis zu mindestens den ersten Früchten. Mit den ersten konkreten Ergebnissen wäre auch nur ein kleiner Teil des großen Problemfeldes saniert.

Ich habe fast litaneimäßig verschiedene Schritte einer Hilfsaktion aufgezählt. Daraus kann man irgendwie erahnen, wie viel Anstrengung die Bewältigung all der genannten Probleme fordert. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass unsere Spaßgesellschaft gerade in dieser Hinsicht nicht förderlich, sondern sogar hinderlich ist. Also? Es ginge nur, wenn vieles von vielen mit großem Einsatz getan würde.

Da möchte ich jetzt einen Blick auf unser Sprechen werfen. Gerade in unserer Sprache zeigt sich eine großartige Raffinesse, die Mühe die notwendig ist, geschmiert lügenhaft die Probleme zu überspielen. Viele verstehen es klangvoll, geradezu melodios, die ganze Schwere des Anliegens in eine Art Eisberg zu verwandeln. Beim Eisberg ist es so, dass immer nur ein kleiner Teil über dem Wasser sichtbar ist. Und jetzt rate, wie eine solche Formulierung aussieht. Also: Wenn im Ernst solche Probleme aufs Parkett kommen, dann heißt es ganz simpel:

„Da müsste jemand ‚a bissl eppas tian‘“. Es fragt sich wirklich, geht es noch billiger als „a bissl eppas?“ Müsste es nicht vielmehr heißen: „Da müssen viele genau das Richtige tun und dafür sehr schwitzen?“. Freilich! „Im Schweiße deines Angeichts sollst du ...“ „A bissl eppas!“ Du lieber Gott! Verdecken wir nicht unsere Faulheit mit falschen Ausreden!

Beim Fahren ist das Lenkrad das Wichtigste

Was soll der Pfarrer tun, wenn Eltern die Feier der Erstbeichte am Sonntag als störend empfinden?

Heutzutage gibt es, wie überall, auch in den Pfarreien viele Sitzungen, denn, wenn viele mitarbeiten, muss auch viel ausgemacht werden. Da kann es sein, dass ganz kurze Bemerkungen fallen, die wie die Spitze eines Eisberges sind. Diese kurzen Bemerkungen sind zwar kurz, aber sie deuten manchmal auf eine Einstellung, die tief in der Seele ihre Wurzeln hat. Wenn ich eine solche Bemerkung anstatt vieler anderer zitieren darf, so möchte ich auf eine Bemerkung bei der Planung der Erstbeichte hinweisen: „Am Sonntagnachmittag kann man nicht die Erstbeichte ansetzen, weil sie ja den ganzen Sonntag verdirbt.“ Erwarten müsste man, dass die Feier dieses Sakramentes der Barmherzigkeit mithilft, den Sonntag zu heiligen. Denn der Sonntag ist sicher mehr Tag des Herrn, wenn die Gläubigen sich auch am Nachmittag Zeit nehmen, gemeinsam zu beten. Da kann man sich fragen, warum eine Andacht den Sonntag ruiniert.

Das hängt eben davon ab, was einer unter Sonntag versteht: Denkt er, es ist ein Tag ohne Arbeit, also ein Tag für die eigene Freizeit, dann wird alles stören, was die Abwicklung des freien Tages hindert; wenn einer denkt, der Sonntag ist ein Tag für

Arbeit, dann wird er jede Freizeitbeschäftigung als störend für seine Verdienstmöglichkeit empfinden; wenn einer denkt, der Sonntag ist der Tag der Familie, dann wird er alles als störend empfinden, was das private Familienleben stört; wenn einer denkt, der Sonntag ist ein Tag des Herrn, dem meine Gedanken, mein Herz, Sinn und meine Zeit gehören, dann wird er eine Andacht am Nachmittag für nützlich halten. Entscheidend ist also, wie der Mensch denkt, denn beim Menschen ist das Denken das Lenkrad seines Lebens.

Es ist gar nicht förderlich, wenn vom Menschen Handlungen und Taten gefordert werden, die im Gegensatz zu seinem Denken und Bewerten stehen. In dieser Situation befinden sich alle Erzieher in Familie, in Schule, und in den Vereinen. Sicher muss man auch die Seelsorger und ihre Mitarbeiter dazuzählen. Nun, was sollen sie tun, wenn sie zu ihren erzieherischen, seelsorglichen Zielen kommen wollen? Was soll der Pfarrer tun, wenn er die Erstbeichte am Sonntagnachmittag will, auch um den Sonntag zu heiligen und Eltern das als störend empfinden? Das Naheliegendste ist wohl, dass er sich mit dem Denken seiner Gläubigen respektvoll auseinandersetzt. Dann sind aber nur jene Programme, Gespräche und Aktionen verantwortbar, die auf ein Umdenken - Jesus würde sagen, eine Bekehrung - hinzielen. Freilich darf man nicht vergessen, dass das Umdenken bis hin zum Denken des Evangeliums immer schwierig und immer auch ein Geschenk der Gnade ist. Doch sollten alle Christen die Bereitschaft haben, an diesem Punkt anzusetzen. Für einen pastoralen Zweck ist jeder Freiwillige und jeder hauptamtliche Mitarbeiter etwas vom Wertvollsten, was eine Pfarrei haben kann.

Vielleicht ist eine letzte Frage als Denkanstoß angebracht. Da wir in unserer modernen Gesellschaft sehr viel planen müssen,

ist es notwendig eine bestimmte Zeit für die verschiedensten Ansprüche, Wünsche und Notwendigkeiten in unserem Alltagsleben zu reservieren. Die Frage steht: „Wieviel Platz und Zeit haben wir in unseren persönlichen Programmen für Gott und unserer Seele vorgesehen?“ Und stören mich die religiösen, christlichen Angebote meiner Pfarrei?“ Bekehrung aus reinem Interesse für den Glauben.

Am 3. Fastensonntag habe ich die heilige Messe in Jerusalem gefeiert, und zwar in der Kirche der deutschen Benediktiner in der sogenannten Dormitio-Kirche. Diese Kirche ist mir sehr vertraut, weil ich vor 11 Jahren dort ein halbes Jahr lang die heilige Messe gefeiert habe. Aber diesmal habe ich eine große Überraschung erlebt. Während der heiligen Messe wurde ein junger Mann mit gut 25 Jahren vorgestellt, der am kommenden Karsamstag die heilige Taufe empfangen möchte. Ich habe mich interessiert, wer dieser Taufbewerber sei, und aus welchen Gründen er getauft werden will. Da wurde mir berichtet, dass er aus der DDR stamme und in einer Familie aufgewachsen sei, die total ungläubig ist und infolgedessen ihn auch nicht als Kind habe taufen lassen. Nicht wenig überrascht war ich, als ich erfuhr, dass er bereits einen Doktor der katholischen Theologie erlangt hat. Nach dem Abitur widmete er sich fleißig dem Theologiestudium aus reinem Interesse für den Glauben. Und der Eindruck, den Christus auf ihn machte, wurde immer lebendiger und freudiger. So will er jetzt am Ende seines Studiums durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft eingliedert werden. Ich muss schon sagen, dass ich Freude hätte am Karsamstag beim Taufgottesdienst und bei der Taufe dieses deutschen Bekehrten dabei zu sein.

Betet Schwestern und „Bruder“, dass ...

Wenn man so redet, wie es der Situation entspricht, bringt die Sprache neue Überlegungen.

Ein deutsches Sprichwort sagt, wenn groß geredet wird, was nicht stimmt: „Den Mund voll nehmen.“ Gelegentlich versuche ich beim Gottesdienst der Versuchung „den Mund voll zu nehmen“ zu widerstehen. Doch wenn man so redet, wie es der Situation entspricht, bringt die Sprache neue Überlegungen. Ich möchte zwei Beispiele bringen. Wenn ich die Predigt beginne und die Ehre habe, zu den Anwesenden in der Kirche in Vahrn zu sprechen, beginne ich immer mit Worten: „Meine lieben Schwestern und Brüder, liebe Kinder.“ Ich will mich aber hüten, den Mund gar zu voll zu nehmen. Ein flüchtiger Blick in den Kirchenraum, besonders in die ersten Bänke erlaubt mir zu wissen, ob viele Kinder da sind, ob eines oder keines. Die geschätzten LeserInnen werden sich sicher erinnern, dass ich bei den Sommerpredigten nur so anreden konnte: „Liebe Schwestern und Brüder, lieber Bub.“ Wie ich das erste Mal diese Formulierung wählen musste, haben einige Frauen freundlich geschmunzelt. Doch als ich diese Art Anrede wiederholen musste, hat mit der Zeit niemand mehr gelacht. Ganz im Gegenteil. Dadurch, dass ich mit der Sprache auf dem Teppich geblieben bin, ist aufgefallen, dass nur ein Bub in der Kirche war. Ich muss da schon deutlicher werden. Die Personen, die zur Gestaltung des Gottesdienstes kommen und dienstlich dabei sind, werden nicht zu den spontanen Kirchenbesuchern gezählt. Zur ersten Gruppe gehören der Mesner, die Ministranten, die Organistin u. a. Bei den Werktagsmessen, besonders am Mittwoch heißt es: „Achtung vor dem vollen Mund“. Da muss der Priester nach der Gabenbereitung die Gläubigen einladen zu beten, dass

Gott das Opfer wohlwollend annehme. Wörtlich klingt diese Einladung folgendermaßen: „Betet Schwestern und Brüder, dass ...“ Auch in diesem Fall ist ein flüchtiger Blick in den Kirchenraum notwendig, denn mit dem Wort Brüder ist eine Übertreibung fast sicher gegeben. Heißen müsste es oft genauer „betet Schwestern und Bruder“, denn nur ein einziger Mann ist gegenwärtig. Vielfach stimmt leider die Formulierung „betet Schwestern“.

Sicher machen sich die Gottesdienstbesucher Gedanken über die Zahl der Anwesenden. Das ist verständlich und gut. Wenn aber diese Feststellungen zum Jammern und zum Murren führen, dann ist der Weg nach einer Besserung der Situation sicher nicht gegeben. Doch welche Folgen soll man daraus ziehen? Zuerst einmal mit dem Jammern aufhören, dass die Zahl der Priester immer kleiner wird und infolgedessen auch die Zahl der heiligen Messfeiern abnimmt: Es können ja viele Feiern der heiligen Messe wegfallen und kaum ein Kind, kaum ein Mann und wenig Frauen werden es merken. Also, für die meisten halb so tragisch. Vergessen sollen wir nicht, dass es sich bei den abwesenden Männern ja um Erwachsene handelt, die tüchtig im Beruf sein müssen und selbstständig, aber keine Kinder sind. Sie entscheiden selbst und sie tragen selbst die Verantwortung. Sollte aber wirklich jemand von den geschätzten Leserinnen und Lesern tatsächlich diese Situation bedauern, dann ist es sicherlich besser als jammern, für Priesterberufe zu beten. Eine gute Gelegenheit dazu bietet der heutige Sonntag, weil an diesem Sonntag die Gläubigen zu eine Gebetsstunde für geistliche Berufe in Milland eingeladen sind.

Da konnten auch die Schützen mit ihren Gewehren nicht helfen

Nicht konsekrierte Hostien sind wie das falsche Geld.

Am 25. Mai 2003 haben die Schützen in Vahrn unter freiem Himmel bei strahlendem Wetter eine feierliche Jubiläumsmesse gefeiert. Der Ablauf dieser Festmesse ist Dank der sehr guten Vorbereitung bestens gelungen.

Aber, aber ... Ein schwerer Fehler hat dann doch die brillante Feier getrübt. Jedoch, das sei sofort gesagt, war das nicht Schuld der Schützen. Es wurde vergessen, die vom Messner hergerichteten Hostien bei der Opferung auf den Altar zu stellen und so blieben die unbeachteten Hostien auf einem Seitentisch unkonsekriert. Sie waren also reines Brot, denn der Priester muss wissen, welches Brot er konsekriert, sonst wären ja die Hostien in den Sakristeien und sonst überall schon verwandelt. Als dann die Zeit der Austeilung der heiligen Kommunion kam, stellte der Zelebrant mit Bedauern, ja fast mit Schrecken fest, dass es keine konsekrierten Hostien gab. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich vor allen Gläubigen für sein Übersehen zu entschuldigen und alle darauf aufmerksam zu machen, dass es bei dieser feierlichen Messe keine Möglichkeit gäbe, die hl. Kommunion zu empfangen. Gesagt, getan, aber nicht ganz.

Sicher haben alle die Entschuldigung zur Kenntnis genommen und niemand ist vorgetreten, um die heilige Kommunion zu empfangen. Denn jeder Gläubige weiß, dass das Brot in den Leib des Herrn verwandelt werden muss und dass dies nur während der Messe bei der heiligen Wandlung durch einen geweihten Priester geschehen kann.

Später wurde viel über diese Feier geredet und kommentiert. Es hat sogar Gläubige gegeben, die es nicht verstehen konnten, dass der Priester nicht die unkonsekrierten Hostien ausgeteilt hat. Man hat die Meinung gehört, es wäre wohl gleich gewesen, ob einer die konsekrierte Hostie empfängt oder die nicht konsekrierte.

Wenn ich jetzt eine geschichtliche Bemerkung machen kann, dann glaube ich, dass man mehr als 200 Jahre zurückgehen muss, um in Südtirol erwachsene Christen zu finden, die behauptet hätten, konsekriert oder nicht, sei die Hostie dasselbe und der Kommunionempfang gültig. Das gläubige Volk hat immer eine besondere Verehrung des Allerheiligsten Sakramentes gepflegt. Jeder Katholik hat gewusst, dass Jesus in der Hostie gegenwärtig ist aufgrund der heiligen Wandlung. Sogar die Fronleichnamsprozession wird höchst feierlich gestaltet, weil man in der vergoldeten Monstranz die konsekrierte Hostie und somit den gegenwärtigen Herrn selbst mitträgt. Bei der Vorbereitung auf die Erstkommunion wird besonderer Wert gelegt, dass die Kinder wissen, wann Jesus in der Hostie gegenwärtig wird (Wandlung) und dass die heilige Kommunion eine Begegnung mit dem Herrn Jesus selber ist. Wenn ein Priester eine nicht konsekrierte Hostie, also reines Brot bei der Kommunion austeilen würde, würde er sich schuldig machen, dass die Gläubigen Brot anbeten. Wenn ich nur an die vielen Gebete und ganz besonders an die vielen Lieder denke, die aus der Freude entstanden sind, welche die Gläubigen haben, weil Jesus im Brot gegenwärtig ist, dann wage ich zu behaupten, dass die Eucharistie eine Quelle größter Freude ist. Ich denke an das „Ave verum corpus“ von Mozart, ein Musikstück, das heute noch die Freude über den gegenwärtigen Herrn in der Hostie ausstrahlt, die Mozart selber gehabt hat. Nicht konsekrierte Hostien sind wie das falsche Geld. Nur die heilige Wandlung garantiert die Gegenwart des Herrn.

Das Handtelefon kann auch ein „Spitzbub“ sein

Am Sonntag bei schönem Sonnenschein ging Herr Lois, ein besonnener Senior Mitte siebzig mit tiefgläubigem Sinn zur heiligen Messe. Er hatte es sich schon seit Jahren zur Gewohnheit gemacht, zu Fuß zur Kirche zu gehen und mit seiner netten Frau über die Lesungen des Sonntags, die er immer voraus las, zu sprechen. Heute war er allerdings allein und so dachte der fromme Mann, der ja auch ein bekannter Künstler war, sehr gesammelt über das Wort Gottes nach.

Doch da wurde er gestört. Am Rande seines Weges sah er etwas glänzen. Es war keine Blume oder sonst eine Gabe der Natur, nein diesmal fand er etwas, das ganz ein Produkt der modernen Technik ist: ein Handtelefon. Zwar hatte dieser fromme Mann schon von seinen erwachsenen Kindern von Handys erfahren, doch er hatte nie eines in der Hand gehabt. Dass diese Geräte ziemlich viel Geld kosten, das hatte er als mitzahlender Vater schon erfahren.

Also klaubte er sofort das Handy auf, steckte es in seine Rocktasche und nach einiger Zeit war er in der Pfarrkirche, einer großen schönen Barockkirche, mitten unter vielen Gläubigen, die ihre Mühe hatten, ganz still zu sein und ihre Gedanken und Herzen zu Gott zu erheben. Es hatte bereits die hl. Messe angefangen, als plötzlich mit einer guten Portion Kühnheit das Handtelefon tüchtig auf sich aufmerksam machte. In der Rocktasche des anständigen Mannes quietschte und vibrierte es auf tutti.

Was sollte der arme Beter jetzt tun? Er hatte nie ein Handy in der Hand gehabt. In der Hoffnung, dass dieses versteckte Tönen nur ihm hörbar wäre, stellte er sich dumm hin, machte den

Gleichgültigen und verbarg dadurch seine Scham. Doch diese Rechnung ging nicht auf. Von allen Seiten und in einem ungeahnt breiten Umkreis drehten sich Männer und Frauen, Alt und Jung zu ihm her und wunderten sich ob der Ungezogenheit eines Messebesuchers.

Ehrlich währt am längsten! Er wandte sich an den ersten Jugendlichen, den er fand, der aber auch nicht sonderlich technikfreundlich war. Trotzdem gelang es ihm irgendwie, den schrillenden „Lausbuben“ zum Schweigen zu bringen. Na, endlich drehten sich alle Gläubigen wieder zu Gott hin. Aber, aber ...

So perfekt war dann die Arbeit des jungen Helfers auch wieder nicht.

Als der Prediger auch schon seine kostbaren Worte in den Raum brachte und mit gekonnter Betonung fort und fort schritt, da meldete sich plötzlich lausbübisch und unangebracht das Handtelefon. Allen Zuhörern war nun der Störer schon bekannt. Schnell drehten sich alle wieder her. Was aber schlimmer war, es stockte verwundert sogar der Prediger. Als der junge Helfer dieses zweite Mal beim Handy keine Stille erbringen konnte, schaute auch der Prediger verärgert Richtung frommen Senior. Ja, „Was machen spricht Zeus“! Endlich hatte der Jugendliche die rettende Idee: er riss die Batterien aus dem Apparat und es wurde still.

Der alte Gottesdienstbesucher hatte nach dem ersten Streich sich gedacht: „Gott sei Dank, bin ich ganz hinten in der Kirche“. Als aber Handy zum zweiten Mal sekkerte, meinte der Alte: „Vorne hätte ich vielleicht technischere Jugendliche gefunden und alle hinter mir hätten mich gar nicht gesehen“.

Das Heimatlied: Das schönste auf der Welt

Unsere Heimatlieder sind sehr schön

Am 16. November 2003 hat die kath. Jugendgruppe SKJ Vahrn den sogenannten Jugendsonntag gefeiert. Bei dieser Gelegenheit haben unsere Jugendlichen gern die Möglichkeiten unseres Pfarrzentrums genutzt. Die Burschen haben tüchtig Teig geknetet, um die „Erdäpfelplattlan“ für die Mädchen und alle anderen zu bereiten. Wofür diese Arbeiten die Einrichtungen des Pfarrzentrums nicht ausreichend waren, hat in freundlicher Weise der Hubenbauer ausgeholfen.

Dem heurigen Jugendtage hat ein seltener Gast eine besondere Note aufgedrückt. Es ist ein lieber Farbiger aus Uganda, der seit vier Jahren in Innsbruck (Tirol) kath. Theologie studiert. Für unsere Jugendlichen ist er schon ein alter Bekannter, deswegen haben sie ihn auch zu diesem Tag eingeladen. Was wird er als junger Afrikaner mitgebracht haben? Das wäre an sich für alle leicht zu erraten, wenn wir ein bisschen berücksichtigen würden, was den Afrikanern im Fleisch und Blut liegt. Die Farbigen von Afrika lieben den Tanz und den Rhythmus: Er hat eine gar nicht kleine afrikanische Pauke mitgebracht, die verziert war mit auffallenden, originellen, schwarzen Schnüren. Wenn ich das so erzähle, macht es freilich keinen großen Eindruck, aber wenn man den Afrikaner beim Paukenschlag gesehen und gehört hat, ist jedem das Leben in die Adern geflossen. Es dauerte nicht lange, da haben die Jugendlichen ihre sitzende Haltung aufgegeben, und haben instinktiv angefangen zu tanzen. Der Afrikaner kannte fast alle Lieder, die unsere Jugendlichen in der Kirche singen. Die Gitarristin der Jugendgruppe hat ihn mitbegleitet und so wurde tüchtig gemeinschaftlich, so wie es nach alter Tiroler Sitte angebracht ist, musiziert, getanzt und gesungen.

Eine Pause der Verlegenheit ergab sich plötzlich, und es trat eine unerwünschte Ruhe und Stille ein. Denn auf einmal machte der Jugendfreund aus Uganda einen unerwarteten Vorschlag: „Singt, bitte, ein Tiroler Heimatlied!“ Ich war freudig überrascht! Aber die Jugendlichen waren es weniger. Sie versuchten schnell irgendeines der Heimatlieder vorzuschlagen, doch fiel ihnen keines ein. Es ist zu lange her, dass sie solche gehört oder gesungen haben. Da das Herumraten nicht fruchtete, schlug der freundliche Gast vor, das Heimatlied „Das Schönste auf der Welt“ zu singen. Als die Jugendlichen keinen rechten Ansatz für das Lied fanden, sang er, der Afrikaner, mit schneidiger Trommelbegleitung und mit Hilfe der Gitarristin begeistert das genannte Lied mit allen Strophen „solo“ auswendig vor. Das ist vielsagend!

Der Afrikaner hat unsere Heimatlieder schön gefunden und singt sie gern. Sicher würden sie unserer jungen Generation auch gefallen, wenn sie sie erst einmal lernen würden. Wir Südtiroler sollten die Heimatlieder behalten und pflegen, wenn sogar ein Afrikaner sie uns vorsingt.

Das nicht fließende Wasser, das nicht gefroren war

Es hat eine Katze meistens mehr Geduld nach der Maus zu suchen als der Mensch nach den wahren Ursachen eines unerklärlichen Ereignisses

Unerwarteterweise ist in unserer Pfarrkirche das Wasser in der Sakristei nicht mehr geflossen. Unsere fleißigen Putzfrauen haben behauptet, es sei abgefroren. Auch unsere lieben Mesner konnten den Frauen nur recht geben, das Wasser ist wirklich nicht mehr geflossen. Die Leute wunderten sich über das vorzeitige Abfrieren des Wassers und man bedauerte, dass die Frauen nicht rechtzeitig bedachten, den Wasserhahn nicht ganz zuzumachen, damit Tag und Nacht ein dünner Faden Wasser geflossen wäre. Wenn sie dafür gesorgt hätten, wäre das Wasser sicherlich nicht abgefroren. Doch man stellte auch fest, dass plötzlich eine unerwartete Kälte eingebrochen war und manche wussten, dass die Wasserleitung zur Kirche an einem Punkt nicht tief genug in der Erde eingesenkt ist. Man hatte also Argumente genug, das Abfrieren des Wassers zu erklären und man stellte sich einfach ein, bis zum Frühjahr auf das Auftauen zu warten. Freilich mussten inzwischen die Putzfrauen viel Wasser von weit herholen. Diesem Schicksal musste man sich ergeben, zumal ja alle behaupteten: „Die Situation ist klar, da ist nichts zu machen.“ Da gilt ein sehr merkwürdiger Spruch von der Dichterin Ebner-Eschenbach, der besagt: „Die verstehen sehr wenig, die nur das verstehen, was sich erklären lässt.“ Auch in unserem Fall war das Ausbleiben des Wassers erklärt und man meinte damit, alles verstanden zu haben. Doch da kam die große Überraschung, aus der man erkennen musste, dass man durch die Erklärung von früher nichts verstanden hatte. Eines Tages hat eine Putzfrau altgewohnt den

Hahn aufgedreht und siehe, das Wasser floss. Das Staunen war groß, nicht nur bei den Putzfrauen, nicht nur bei den Mesnern, auch bei mir selbst. Ist es möglich, dass das Frühjahr im Jänner daherkommt! Es gab zu der Zeit schon eine sehr milde Woche, doch niemand hätte geglaubt, dass diese Milde den Erdboden auffrieren könnte. Das sprudelnde Wasser aus dem Wasserhahn war eine Tatsache. Eines war für mich neu: Das Frühjahr kann in Sonderjahren schon im Jänner kommen.

Doch es kam die zweite Überraschung. Unterhalb der Kirche bei der Brücke in der Nähe der Metzgerei Amort stellte ein Mann unserer Pfarrei fest, dass Wasser aus dem Boden herausfloss. Der herbeigerufene Hydrauliker reparierte die kaputtgegangene Wasserleitung und das Hervorströmen von Wasser in den Schnee war abgestellt. Auf die Frage, um welche Wasserleitung es sich gehandelt habe, war die Antwort: „Die Wasserleitung, die zur Kirche hinaufführt.“ Durch diese Feststellung gingen auf einmal alle Merkwürdigkeiten des Abfrierens und des Auftauens in Rauch auf. Das Wasser der Kirche floss wieder frisch und spritzig.

Aus diesem Ereignis ersehen wir, wie wichtig es ist, die richtigen Ursachen zu kennen! Wie leicht kann man sich täuschen und wie teuer muss man jeden Irrtum bezahlen. Es hat eine Katze meistens mehr Geduld nach der Maus zu suchen als der Mensch nach den wahren Ursachen. Wir geben gern eine übereilte Erklärung und sind bereit eine überflüssige Mühe in Kauf zu nehmen. Da wir aber in unserer fortschrittsgläubigen Gesellschaft Argumente lieben, können wir auf sie nicht verzichten. Doch deswegen ist unsere Geduld nicht größer. Da gibt es eine verführerische Abkürzung. Wenn mehrere Faktoren gleichzeitig eintreffen, dann machen wir ein Auge zu und öffnen den Mund für die billige Erklärung. Weil beim

Ausfallen des Wassers gleichzeitig eine Kältewelle daherkam, haben wir die Nachforschung unterlassen und die Kälte als Erklärung angenommen. Gleichzeitigkeit schien gleich Ursache zu sein. Doch die wahre Ursache war es nicht. Aus dieser Erfahrung können wir deutlich sehen, dass manche Schicksale im Alltagsleben nicht übereilt beurteilt werden sollen. Selbstverständlich gilt das auch für unser Verhalten im Glaubensleben.

Für Kälteschäden ist nicht die Kälte schuld. Für Ehescheidung, Rauschgiftsucht, Gewalttätigkeit, Sektenfreundlichkeit, Prostitution, Betrügereien usw. sind nicht Trends und soziale Phänomene schuld, die gleichzeitig einhergehen. Es ist auch hier der Defekt an der Leitung zu suchen. Die wahren Defekte könnten wohl eher sein: die Unwissenheit im Glauben, der Mangel an christlicher Erziehung, die Oberflächlichkeit im Alltagsleben, die Seltenheit ehrlichen Gesprächs, die Vernachlässigung des Gebetes ...

Für das Sakristeiwasser gab es einen Glücksmoment: Da an der Brücke das heraustretende Wasser eine immer größere Fläche von gefährlichem Eis ausbreitete, wurde wahre Abhilfe gesucht. Auch im heutigen Glaubensleben gibt es viele glückliche Momente, die uns der Herr in den Weg stellt, damit wir nach Abhilfe streben. Ihnen gegenüber sollten wir wachsamer sein. Aber oft dünken wir uns klug genug. Darin liegt unser Hindernis. Ein Sprichwort sagt: „Es ist schwierig jemanden wach zu machen, der nicht schläft.“

Das Tiroler Land vorgestern, gestern, heute und morgen

In der Geschichte unseres Landes gibt es wie überall Abschnitte. Das Stichjahr ist 1719. Vor 1719 gibt es Jahrhunderte, in denen es mit dem Glauben und den Sitten in Tirol, also in der Diözese Brixen sehr schlecht bestellt war: die Jugendlichen haben lustig Orgien gefeiert, die Erwachsenen haben gestritten und Prozesse geführt, und die Alten haben schließlich mit viel Aberglauben einen Tod in Elend und Not gefunden. Das war so allgemein verbreitet und so lang andauernd, dass sich auch niemand im Lande darüber gewundert hat. Man hat es als unabwendbares Schicksal hingenommen, freilich mit einem schlechten Gewissen, denn die Frohbotschaft des Evangeliums hat sie ja eines Besseren belehrt. Die Zeit nach 1719: Zwei Männer haben sich in besonderer Weise der dekadenten Situation in unserer Heimat angenommen. Einer war Fürstbischof Kaspar Ignaz Graf Künigl und der andere war Johannes Fenner aus Fennberg (Unterland), der als ein oberster Beamter in Innsbruck hohes Ansehen beim Kaiser von Österreich genoss. Diese beiden Männer haben ein Projekt ausgearbeitet und durchgeführt, was man mit Volksmission bezeichnet. Also im Jahre 1719 gingen die beiden Männer ans Werk. Dieses Projekt dauerte 54 Jahre. Die Bemühungen von vielen Menschen, die sie in Gang setzten, fanden ihr Hauptanliegen in der Verkündigung des Wortes Gottes. Die Christen unseres Landes sollten den Glauben so gut kennen, dass sie motiviert waren, danach zu leben. Diese Jahrzehnte waren eine Ackerarbeit im steinigen Boden unserer Heimat. Es reiften später die Früchte heran, die so segensreich waren für unser Land, dass man es europaweit als heiliges Land Tirol bezeichnete. Das war in Schlagzeilen unser Land vorgestern und gestern.

Nun leben wir aber im Heute und blicken auf das Morgen. Eine Nachricht in den „Dolomiten“ vom 08.03.2005 hilft uns in das moderne Land Tirol zu schauen. Nach diesem Bericht äußert sich Dekan Peter Ferner von Osttirol mit folgender bevorstehenden Seelsorgsprognose. Ausgehend von der Tatsache, dass aus heutiger Sicht in zehn Jahren in Osttirol nur mehr 3 Pfarrer geben wird, die unter 70 Jahre alt sein werden, ergeben sich schon für heute starke Änderungen in der Seelsorge. Da jeder Pfarrer 5 Pfarreien betreuen wird müssen, werden den einzelnen Pfarreien oft Tage, die man für eine einzelne Pfarrei als priesterlos bezeichnen kann, aufgezwungen. In dieser Situation werden Begräbnisse von Laien (z. B. in Wien schon jetzt die Pastoralassistentin mit Rauchmantel) geleitet werden. Das gleiche gilt für Prozessionen. „Es ist unvorstellbar, dass in Zukunft jede Beerdigung mit einem Trauergottesdienst verbunden sei. Um den Stress der Seelsorger zwischen den betreuenden Pfarreien einzudämmen, soll es in Zukunft auch keine Einzeltaufen mehr geben. Bei all dem gehe es um die Erhaltung der Pfarreien, wie Dekan Ferner unterstreicht“. Werden diese vorbereiteten und bereitwilligen Laien zur Verfügung stehen? Jedes Gebet und jedes Bemühen darum ist jetzt Gebot der Stunde.

Das Wunder des Papagei Vogels

Wie viele Wünsche wird der Herr erfüllen!

In Abtei verbringen 2001 Tschernobyl-Kinder, einen Erholungsaufenthalt. Eines dieser Kinder ist auch im Pfarrhaus untergebracht.

Auffallend wurde der Tag des „Maimarktes“ in Abtei. Die noch junge und mütterliche Wirtschafterin hat die kleine Marina auf den Markt begleitet. Wie es oft passiert, sehen die Kinder die Schaufenster und die Markttische ganz anders als die Erwachsenen. Plötzlich hat das ukrainische Kind was ganz Schönes gesehen. Sie zeigte auf einen schönen großen Papagei-Vogel. Mit sehr empfundener Sehnsucht bat sie um den Papagei. Doch der schöne Vogel war nicht nur eingesperrt im Käfig, sondern er war auch eingesperrt in Europa. Man darf nicht Vögel mit dem Flugzeug transportieren. Also machte die Begleiterin und Interpretin dem Kind klar, dass ihm dieser Wunsch nicht erfüllt werden kann. Das kleine ukrainische Mädchen befand sich ziemlich weit vom Käfig entfernt, sodass der exotische Vogel von der Liebe dieses Kindes wohl nichts merken konnte. Gleich führte die Wirtschafterin ihr kleines Mädchen weg. Niemand weiß, ob dieses Kind dann bei der Ablehnung des Wunsches sich an den lieben Gott gewandt hat, oder ob der liebe Gott selbst gesehen hat, wie leid es der kleinen Marina tat, auf dieses schöne Geschöpf zu verzichten.

Man sprach dann nicht mehr darüber, nicht auf dem Markt und auch nicht mehr im Pfarrhaus. Man ging auf die Tagesordnung über. Am nächsten Tag kamen die Zimmermänner, wie ausgemacht, um im Dachboden Arbeiten auszuführen. Das Widum von Abtei ist im letzten Jahr restauriert worden.

Diese Arbeiter machten die merkwürdige Entdeckung: Sie sahen mit der Zeit im Unterdach des Pfarrhauses einen schönen Papagei Vogel. Die Wirtschafterin war sehr überrascht, den gleichen Vogel zu sehen, den sie am Tag vorher dem kleinen ukrainischem Mädchen ablehnen musste.

Alle fingen an zu rätseln: wie ist der schöne Vogel hierhergekommen? Zwar gibt es im Unterdach Fenster, doch waren die alle geschlossen. Man entdeckte dann schon einige Stellen, wo das Dach auf der Mauer ruht, durch die der Vogel hereinkommen konnte. Wenigstens eine Frage war gelöst. Aber die andere Frage blieb offen. Warum hat der Vogel genau das Haus des kleinen Mädchens gekannt und gefunden? Wie konnte er aus dem Käfig des Händlers entkommen?

Ein Arbeiter hat den Vogel in einen Käfig gegeben, wo er sich wohlfühlen scheint. Ist er jetzt doch im Haus des Mädchens. Viele Besucher werden jetzt zu dem Vogel geführt. Jedes Mal hört er sich froh die Erzählung seiner merkwürdigen Geschichte an und schweigt brav zu den Fragen der Besucher. Ein geheimnisvoller Vogel.

Man hat den Eindruck, man höre eine Legende von alten Zeiten. Nein es ist eine Geschichte von heute. Beachtet Gott unschuldige Wünsche von Kindern? Von kleinen Kindern? Von großen Kindern?

Unsere Kinder gehen jetzt zur Erstkommunion! Sie werden also Freunde des Herrn, und zwar für ein ganzes Leben. Wie viele Wünsche wird ihnen der Herr erfüllen?

Der gebrechliche Papst - eine leibliche Stütze

Bei der Heiligsprechung meines großen Landsmannes, Pater Josef Freinademetz, haben sich die Rompilger auf dem Petersplatz so gefühlt, als wären sie eine Familie: die Pilger als Geschwister, und der Papst als Vater aller. Es waren glückliche Stunden eines seligen Tages! Ich wage zu sagen, dass jeder Pilger eine so große Freude empfunden hat, dass er in bestimmten Momenten die Tränen nicht zurückhalten konnte.

Ein Symbol dieser „heiligen“ Stimmung bei der großen Feier war die betagte Frau Anna aus Abtei. Sie ist ungefähr so alt wie der Papst, selbst kränkelnd, aber dennoch so rüstig, dass sie die Pilgerfahrt nach Rom wagen konnte. Sie hatte dafür einen wichtigen Grund: Sie ist direkt verwandt mit dem Heiligen Freinademetz. Deswegen hat sie die Auszeichnung erhalten, vom Papst die heilige Kommunion zu empfangen. Voll Freude ist sie vorgeschritten und vor dem Papst auf beiden Knien niedergekniet, wie es sich gehört. Nachdem sie vom Oberhaupt der katholischen Kirche die Kommunion empfangen hatte, kam der schwierigste Teil ihrer Pilgerreise: Sie musste wieder aufstehen. Doch wie sollte sie das anstellen? So sehr sie ihre schwachen Beine bemühte, sie versagten ungeachtet ihres leichten Körpergewichtes ihren Dienst. Sie schaute verlegen auf eine mögliche Hilfe. Aber wer konnte ihr helfen? Der Petersplatz war voll von Menschen, auch von jungen und starken Männern, die sich als eine große begeisterte Familie fühlten. Die Bereitschaft zur Hilfe war also groß, aber die Nähe eines Helfers gleich null. Unsere hilfeschuchende Pilgerin warf einen Blick auf den einzig möglichen Helfer, der vor ihr auf goldenem Thron saß. Nur der Papst selbst kam in Frage. Sie verspürte seinen wohlwollenden Blick. Sie war sich bewusst, dass der Papst mit allen Pilgern, ja allen Katholiken

auf der ganzen Welt eine innige Einheit in Christus bildet. Wissend um diese Verbundenheit, hat sie das Unpassendste gewagt: Sie stützte ihre Hand auf das Knie des Papstes und ihn flehend anblickend, gab sie sich einen herzhaften Ruck und schon stand sie vor dem Oberhaupt der Kirche. Der Papst, dem bekanntlich alle Glieder schmerzen, und somit jede Berührung zusätzliche Leiden bereitet, zeigte Verständnis für diese unerwartete Verwendung seines Knies. Verlegen und doch glücklich kehrte unsere Pilgerin auf ihren Platz zurück.

Sie hatte die hl. Kommunion von höchster priesterlicher Hand empfangen am denkwürdigsten Tag ihres Lebens (2003).

Der Hunger ist der beste Koch

“Seelig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden” (Mt 5,6).

Diesen Spruch nimmt oft eine Mutter oder Hausfrau in den Mund, wenn sie gute Speisen kocht und sich wundern muss, wenn ein Kind klagt, so was Schlechtes essen zu müssen. Ja, noch mehr, murrend es ablehnt zu essen. Da heißt es: “Du hast nur zu wenig Hunger”. Vielleicht fängt das Kind dann an, den Speiseschrank zu kontrollieren und sorgt dafür, dass nicht mehr viel drinnen bleibt. Der Versuch der Mutter geht jedenfalls dahin, alles zu unternehmen, dass das Kind mit “Hunger”, das heißt mit richtigem Appetit zu den Mahlzeiten kommt. Das ist heute mit den Angeboten, die es überall gibt, und bei dem Taschengeld, das auch schon oft Kinder haben, gar nicht so leicht zu erreichen. Dann kommt noch die Oma und der Opa zur rechten Zeit und erfüllen willkommene

“Hungerwünsche” für die Enkel. Tanten kann man auch nicht vergessen und, und, und... Da sagt sich manche Mutter: “Da bin ich aufgeschmissen”.

Was dann? Es liegt eine Lösung viel näher: Ja halt etwas Besseres kochen, etwas, was der kleine “Prinz” lieber isst. Da ist Abwechslung gut, Geld ist da auch gut. Ist diese Möglichkeit einmal gewählt, dann geht es los von Rezept zu Rezept, von Ausgabe zu Ausgabe mit dem Ergebnis, dass das Kind immer anspruchsvoller und immer wählerischer wird.

Ich bin schon sicher, dass viele Mütter es nicht genau so machen, wie ich hier schreibe, aber ich bin auch sicher, dass viele gut eine solche Beschreibung verstehen.

In gewisser Hinsicht ist auch ein Pfarrer in dieser Situation. Wenn er bestrebt ist, einen besinnlichen Gottesdienst zu gestalten, dann merkt er oft, dass Gläubige, die schönsten Volkslieder nicht singen wollen. Dasselbe geschieht, wenn er versucht, den Kirchenraum sehr sauber zu halten und die Kirchenbänke sauber putzen lässt, dann merkt er, dass die besten Plätze ganz vorne in der Nähe des Altars überhaupt nicht besetzt werden; wird der Gottesdienst zu der passendsten Stunde angesetzt, füllt sich die Kirche auch nicht. Hier könnte man mit vielen Einzelbeobachtungen aufwarten. Es bleibt dabei, dass der Pfarrer oft wie eine Mutter, oder eine Hausfrau feststellt: “Die haben zu wenig Hunger”. Da gewinnt die Seligpreisung des Herrn Jesu Bedeutung, der sagt: “Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden” (Mt 5,6).

Die Versuchung der Mütter und der Hausfrauen holt auch einen Pfarrer ein. Es wird dann nach den verschiedensten Ideen und Modellen für Gottesdienste gesucht, in der Hoffnung, dass

sie "schmecken". Freilich werden die Kirchenbesucher immer anspruchsvoller - wie Kinder.

Es gilt auch hier: Hunger ist der beste Koch.

Doch ist es sehr schwer, den Hunger nach einem Gottesdienst und einer Besinnung zu wecken. Es gibt da auch so viele Eigenangebote. Denken wir an das verlockendste, die Disco. Wie hell, wie laut geht es da zu! Wie viele Besucher sind da! Wie viele Stunden geht es rund! Wie viel Bewegung machen da die jungen Leute! Wer kann da einschlafen! Was empfindet ein Discobesucher, wenn er zu einer hl. Messe in die Kirche geht? Wie schmeckt Disco und wie schmeckt Gottesdienst! Es sind sich beide in vieler Hinsicht ähnlich, beide haben viele gemeinsame Riten, aber welcher Geschmacksunterschied! Freilich kann man sich fragen, was das eine und was das andere bringt. Um einmal klar zu antworten: Die Drogenhändler stürmen die Discos und nicht die Kirchen.

Es ist wohl einer der wesentlichsten Unterschiede, ob man mit dem Wechsel der Rezepte oder mit der Pflege des Appetits ernährt.

Wir sollten im Leben überhaupt, aber ganz besonders im Glauben uns um den Hunger kümmern. Die Sehnsucht nach Gott schlummert heute überall und glüht verborgen unter der Asche. Der Vergleich mit der Hausfrau kann uns viele Hinweise geben, die Priester ähnlich am religiösen Leben erfahren können.

"Man braucht den Appetit des Armen, um das Vermögen des Reichen zu genießen". Denken wir an den Reichtum der Erlösung Christi.

Der schein tote Pfarrer hatte alles bestens mitbekommen

Dazu hätten sie, verehrte Leser, wohl beeindruckende Erlebnisse zu berichten. Ich habe auch ein konkretes im Gedächtnis. Als Volksschüler habe ich einen Kooperator von Abtei gekannt, Rev. Giovanni Comploj, von dem mein Vater oft erzählte. Denn er hielt schöne Predigten über die jeweils erste Lesung, über die Epistel, wie man damals gesagt hat. Mein Vater wurde durch diese Predigten sehr angeregt in der Bibel das Gehörte nachzulesen. Es war dieser Kooperator ein theologisch sehr interessierter und tiefgläubiger Mann. Er war zudem sehr lustig und hatte einen ebenso lustigen Mitbruder in Abtei, der heute noch lebt, als Freund. Eine Leidenschaft von ihm fiel im Laufe der Jahre ganz besonders auf. Die Fischerei. Als Pfarrer von Kolfuschg hatte er gute Gelegenheit dazu, aber nicht gute Wetterbedingungen. Denn das Wasser auf der Meereshöhe von Alta Badia ist kalt, ja zu kalt. Oft wartete er die längste Zeit im Flussbett auf einen Fang. Gesund war das nicht, doch lassen konnte er es auch nicht. Dazu war manchmal schlechtes Wetter und er kam oft nass heim. Das ging, solange es ging.

Mit der Zeit holte er sich leider eine starke Nervenverköhlung, die ihn bis zu seinem Tod geplagt hat. Sie verursachte ihm vielerlei Schmerzen: Manchmal plagte ihn ein Jucken auf dem ganzen Körper; es lähmten ihn Bewegungshindernisse, Sprachschwierigkeiten verdunkelten seine Mitteilungen, und vieles mehr. Er musste schließlich die Pfarrei zu seinem großen Leidwesen aufgeben und zog sich in Abtei in Frühpension zurück. Nur sein Kopf behielt Gesundheit und Lebendigkeit. Er verbrachte viele Tage in den Spitalern. In der Universitätsklinik von Innsbruck versuchten die Ärzte ihr Möglichstes zu tun, aber eines Tages wurde seiner lieben Haushälterin die traurige Mitteilung gebracht, er sei gestorben und von seinen Schmerzen erlöst.

Das war Anfang der 60-er Jahre. Um bei seiner Leiche im Obitorium (Leichenkammer) der Klinik wache zu halten, musste die Haushälterin damals einen sehr umständlichen Weg bis Innsbruck fahren. Es dauerte Stunden, bis sie endlich vor dem aufgebahrten Pfarrer stand. Es ergab sich wegen der ungünstigen Fahrpläne, dass sie lange auf die Rückfahrt warten musste und dafür viel Zeit benötigte. Sie setzte sich deshalb vor die Leiche hin, um einige Stunden zu beten. Sie warf immer wieder einen Blick auf das blasse Gesicht des Toten. Es kam ihr dabei manchmal vor, als hätte er auch als Toter eine gewisse Frische bewahrt. Deswegen betrachtete sie ihn umso lieber. Ja mit der Zeit wunderte sie sich darüber. Sie hatte früher vor Toten gewacht. Ihr Blick schärfte sich dadurch. Sie beobachtete genau die geschlossenen Augenlider und die ruhenden Lippen. Auf einmal kam es ihr vor, als hätte sie bei den Lippen eine ganz kleine Zuckung bemerkt. Doch glaubte sie an eine Täuschung, denn Tote bewegen sich nicht. Nur die Haare wachsen mit der Zeit nach. Sie konnte aber die Lippen nicht mehr aus dem Auge lassen. Und siehe da, diese Zuckungen wiederholten sich. Als sie darüber keine Zweifel mehr hatte, sprang sie auf, lief zum Personal und meldete die Entdeckung mit deutlichen Worten: „Der tote Pfarrer lebt“.

Im Spital wussten die Angestellten nicht, ob sie lachen sollten, oder ob sie ihr glauben sollten. Nach einem kurzen Blick einer Krankenschwester auf die Lippen des Priesters rief sie den Arzt, der sofort die brennenden Kerzen entfernen ließ und den Toten ins Zimmer zurückbegleitete. Der schein tote Pfarrer hatte alles bestens mitbekommen. Eine schreckliche Angst hatte ihn befallen, er würde lebendig begraben werden. Das lange Gebet der Haushälterin bewahrte ihn davor. Er lebte danach noch sieben Jahre.

Die Kommunion ist wie eine „fumata bianca“

Viele von uns haben mit Spannung erlebt, wie die „fumata bianca“ über den Dächern der Sixtinischen Kapelle aufstieg. In Rom sind die Römer aus ihren Autos gerannt und haben geparkt, wo der Wagen gehalten hat. Sie wollten auf dem Petersplatz erleben, dass der neue frisch gekorene Papst sich zeigte. Da dauerte es nicht lange, war der Verkehr in Rom zusammengesunken. In den Vereinigten Staaten haben sämtliche Fernsehsender auf Vatikan und „fumata“ umgeschaltet. So romantisch die Prozedur der „fumata bianca“ erscheinen mag, so könnte man sich doch die Frage stellen, warum man im Lauf der Jahrhunderte zu dieser Methode gekommen ist. Dazu gibt es eine einfache Erklärung. Ausschlaggebend ist die Tatsache, dass sich die Kardinäle für die Papstwahl einsperren und infolgedessen nicht mehr gesehen werden: die Kardinäle sehen nicht die Gläubigen auf dem Petersplatz; die Gläubigen auf dem Petersplatz sehen die Kardinäle nicht. Die Kardinäle wollen ihrerseits die erfolgte Wahl des neuen Papstes unverzüglich bekannt geben; die Gläubigen wollen unverzüglich die Nachricht bekommen. Da die Kardinäle sämtliche elektronischen Geräte nicht in die Sixtinische Kapelle mitnehmen durften, selbst die Handys waren streng verboten, ergab sich eine unüberbrückbare Mauer für die Mitteilung. Man kann sich fragen: Wie kann man miteinander reden, wenn ein Gesprächspartner zwar ganz in der Nähe ist, aber leider unsichtbar? Es gibt nur eine Möglichkeit: Man macht ein Zeichen aus. In unserem Fall bei der Papstwahl ist das Zeichen die „fumata bianca“. Ich stelle mir auch die Heizer bei ihrem Star-Kamin mit Zündhölzern und Brennholz vor. Wenn sie Witzbolde gewesen wären, hätte sich ihnen die seltenste Gelegenheit geboten, der ganzen Welt einen tüchtigen Bären aufzubinden.

Denn dieses billige Zeichen hatte eine weltweite Wirkung. Doch die Heizer waren ernste Männer, die geschworen hatten, die „fumata“, nach den vereinbarten Zeichen zu erzeugen. Warum nicht zwei „fumate“? Eine, die den Beginn der Wahl erlaubt hätte. Es wäre denkbar, dass der älteste Kardinal außerhalb des Konklaves die Aufgabe hätte, die eingeschlossenen Kardinäle so lange zu Gebet und Besinnung zu verpflichten, bis er, nach eigenem Gutdünken den Befehl zu wählen geben würde. Wäre da nicht die „fumata“ auch mächtig gewesen, wenn sie alle Kardinäle dirigiert hätte? Also ein echtes wirksames Zeichen! Nicht nur ein Mitteilungszeichen!

Ich habe etwas ausgehört über die „fumata“, weil die Sakramente nämlich alle eine Art „fumata“ sind. Die Sakramente sind Zeichen, die Christus mit den Aposteln seinerzeit ausgemacht hat. Nachdem der unter uns wirkende Auferstandene unsichtbar ist, er aber mit uns zu gemeinsamer Stunde handeln will, hat er nur die Möglichkeit, dafür Zeichen zu verwenden. Wenn ich diese Zeichen der Papstwahl auf das Sakrament der Eucharistie, der Kommunion, übertragen soll, dann ergeben sich folgende Vergleichspunkte: Kardinäle = Christus; Leute am Petersplatz = (Erst)Kommunikanten; Heizer = Priester; Rauch = Brot.

Die Medien – Mittel zur Verkündigung

Als ich elf Jahre alt war, fuhr ich mit meinen Eltern nach Trient, um das Studium zu beginnen. In der damaligen Kriegszeit war es nicht gestattet, brieflich oder telefonisch von einer Provinz in die andere mit den Eltern zu kommunizieren. Ich schaute oft während des Unterrichts auf die Tafel, an der Verschiedenes geschrieben war, und ich träumte, wie schön es wäre, wenn meine Eltern auf die Tafel schauen und von dort meine Nachrichten herunterlesen könnten. Es ging mir langsam auf, wie wertvoll die Schrift ist. Wäre es mir gelungen, einen Zettel (Brief) zu schreiben und diesen durch eine Taube nach Hause zu schicken, dann hätten die Eltern von mir Neues erfahren. Einen solchen Traum konnte ich allerdings nur deswegen haben, weil ich schon schreiben gelernt hatte und weil ich Geschriebenes von Kindheit an überall antraf: in der Stube, in der Kirche, in der Schule, auf den Häusern usw. Doch kann man sich hineinfühlen in die Situation, als die Menschen überhaupt noch keine Schrift kannten. Sie konnten miteinander nur reden. Wenn sie entfernt voneinander waren, gab es eine Mitteilungsmöglichkeit durch Zeichen. Dazu verwendeten sie meistens Feuer oder Rauch. Mit der Zeit machte man kleine Zeichnungen und versuchte so manches mitzuteilen. Aus diesen Zeichnungen entwickelte sich dann die Schrift, von der es besonders zwei große Systeme gab: die assyrische Keilschrift und die ägyptischen Hieroglyphen. Man schrieb damals auf Tonplatten oder Marmorplatten oder auf Papyrus. Da ist eine Frage interessant: Wie alt ist das erste und älteste erhaltene Schriftstück? Wenn nichts Neues in den letzten Jahren gefunden worden ist, so ist die älteste Schrift um 3100 v. Chr. verfasst worden. Doch mit der Zeit erfanden die Phönizier ein ganz modernes System der Schrift, nämlich das Alphabet. Die ältesten

Texte, mit dem Alphabetsystem verfasst, befinden sich in den Berggruben der Sinai-Halbinsel. Sie wurden ungefähr 1700 Jahre v. Chr. in Felsen eingemeißelt. Diese Erfindung stellte eine Revolution dar, denn mit Hilfe von 24 Buchstaben konnten die Wörter aller Sprachen wiedergegeben werden. Allerdings gab es einen großen Nachteil. Man musste die entsprechende Sprache kennen. Bei der Schrift der Zeichnungen brauchte man die Sprache nicht zu kennen. So ähnlich wie es mit unseren heutigen Ziffern ist. Die Ziffern kann jeder in seiner Sprache lesen. Als im Laufe der Jahrhunderte das Schreiben sich ausbreitete und man mit der Zeit komplizierte Gedanken schriftlich festzulegen begann, stieß man auf die gleiche Schwierigkeit, die die Deutschen mit ihrem Gesangsbuch erlebt haben. Im deutschsprachigen Raum erstellte man ein Gesangsbuch, das alle Lieder enthielt, die im Gottesdienst gesungen werden sollen und dürfen. So stolz man auch zuerst war, dass endlich alle wussten, welche Lieder zur Verfügung standen – die besten Lieder aus 1000 Jahren – so spürte man gar bald die Grenzen eines solchen Vorteiles. Es wurden neue Lieder, besonders rhythmische komponiert, doch die Benutzung des Gotteslobes verhinderte die Verwendung der neuen Lieder. So ähnlich war es mit der Schrift. Wenn etwas einmal schwarz auf weiß auf Papier gebracht wurde, dann entstand ein papierenes Reden, das lautlos zu jeder Zeit zur Verfügung stand. Der griechische Philosoph Platon erkannte darin eine große Gefahr. Die klangvolle gesprochene Rede wurde eingeschränkt.

Freilich verzichteten die Menschen nicht mehr auf die Schrift. Ja sogar die Propheten und die Apostel haben die Schrift für die Verkündigung benutzt. Nach Jahrhunderten ereignete sich eine ganz große nächste Erfindung: Das mechanische, maschinelle Schreiben durch die sogenannte Buchdruckerkunst. Durch diese uns sehr geläufige Technik konnte man

geschriebene Bücher herstellen, ohne sie zu schreiben. Die Verbreitung des gedruckten Papiers (Bücher, Zeitungen usw.) dehnte sich unglaublich weit aus. In dieser Situation war es allerdings unbedingt notwendig, dass die Menschen schreiben konnten. Das Schulwesen wurde fast zum Faktor eins erklärt. Nach einigen Jahrhunderten kam ein qualitativer Sprung in der schriftlichen Mitteilung. 1827 gelang die erste Fotografie. Man hatte nicht mehr nur Worte, sondern auch maschinelle Bilder um Mitteilungen zu machen. Als es 1898 zum ersten Mal gelang die Fotos so aneinander zu reihen und so in einer bestimmten Zeit ablaufen zu lassen, hatte man im Film die Möglichkeit lebendiger Bilder. Eine Revolution! Jetzt konnte man Romane „drucken“, sogar für Menschen, die nicht einmal lesen konnten, doch verstanden wurden von allen Sprachgruppen der Welt: Die Stummfilme. Diese Entdeckung hatte eine ungeheure Auswirkung. Viel zu spät entdeckte sogar die Kirche die Bedeutung des Filmes für die christliche Verkündigung. Inzwischen kamen die nächsten Erfindungen: der Computer. Dieses System erbrachte ungeahnte Möglichkeiten. Es wurde unter anderem möglich, Schrift, Bild und Ton miteinander in raffinierter Weise zu verbinden, wie man Butter, Zucker und Mehl zu einer Torte backt. Die Verwendung dieser Bildersprache ist bereits in allen Bereichen des Lebens gängig. Mit der Zeit hat auch die Kirche gemerkt, dass die Gläubigen in der Verkündigung mit dieser Sprache angesprochen werden sollen. An höchsten kirchlichen Stellen, also beim Papst und bei den Bischöfen, hat diese Erkenntnis schon im Konzil ihre Empfehlung gefunden, doch in der christlichen Bevölkerung hat man diesbezüglich fast taube Ohren gezeigt, wenn es sich um den wichtigsten Ort der Verkündigung handelt: nämlich in der Kirche bei den Gottesdiensten. Wenn Platon sich zu seiner Zeit Sorgen gemacht hat, dass die schriftlich fixierte Sprache eine gedankenreiche,

aber emotionsarme Sprache wird, hat er Recht gehabt. Die Schrift hat dazu beigetragen, im modernen Menschen den Verstand vom Gemüt zu trennen, mit allen Folgen, die sich daraus ergeben haben. Wie durch eine Vorsehung kommt die Verwendung des Bildes genau dieser Schwierigkeit entgegen. Das Bild ist vor allem gefühlsgeladen. Durch dieses werden die Mitteilungen nicht nur Verstandesangelegenheiten, sondern sie treffen auch das Herz. Umso empfehlenswerter ist ihre Verwendung in der gottesdienstlichen Verkündigung. (2006)

Die Weihnachtsfeier der Senioren

Wie sie sich im Saal Voitsberg der Leinwand aufmerksam zuwandten, würden sie das sicher auch in der Kirche mit Gewinn tun, wenn.....

Die Monate November und Dezember sind ganz besondere Freunde von guten Marenden, von leckeren Abendessen und von gemeinsamen Feiern, denn im November präsentieren sich ganz besonders die Kastanien und im Advent laden die Kerzen vom Adventkranz und von Weihnachten mit ihrem gemütlichen Licht reichlich und freundlich dazu ein. Bei all diesen Treffen geht es gemütlich zu und wenn man darüber berichten möchte, so ist mehr oder weniger über alle Treffen das gleiche zu sagen.

Nur bei einer Advent/Weihnachtsfeier habe ich etwas ganz Besonderes festgestellt. Es ist die Feier, die der KVW für die Senioren von Vahrn nett organisiert hat. Selbstverständlich hat es auch diesmal, wie bei allen diesen Feiern, eine gute Marenende gegeben mit Aufschnitt und Kuchen, Tee und Wein, wie es sich gehört. Aber ein unerwarteter Besuch der Frau

Gemütlichkeit ist gekommen. Als nämlich die Hausmusikanten mit Gitarren, Hackbrett und Zither gespielt haben, haben sie in ihr Programm mit der Zeit die lieblichen alpenländischen Weihnachtslieder, wie z. B. „Es wird schon glei dum-pa“, aufgenommen. Die Senioren haben sich da ganz besonders angesprochen gefühlt und in einem lieblichen Piano sehr stimmig mitgesungen. Es war als würden die vielen Kinderstuben erscheinen, in denen wir Senioren alle aufgewachsen sind. Ein Hauch von Kindlichkeit und Freude umfing alle Anwesenden. Es strahlte wie Christbaumkugeln mit friedlichem Glanz im ganzen Raum. Der große Saal vom Voitsberghaus kam mir vor, wie eine weihnachtliche Familienstube. Diese Atmosphäre dürfte nach meiner Einschätzung eine seltene sein, und ich bin herzensfroh, dass sie bei diesem Senioren-treffen eingekehrt ist.

Doch das war nicht alles: Was eine Besonderheit dieser Feier ausmachte, war der Vortrag, den Dr. Niederstätter mit viel Kompetenz und Einfühlungsvermögen den Senioren hielt. Vom Inhalt her gesehen war es ein sehr schwer beladener Vortrag, denn der Herr Doktor hat sämtliche Bereiche eines alten Menschen zu Wort gebracht und kostbarste Ratschläge formuliert, die nur einer geben kann, wenn er große Erfahrung hat. Auch sprachlich war der Vortrag fern von medizinischen Fachausdrücken. Der geschätzte Arzt vermochte seine Ideen wortgerecht für Senioren vorzutragen. Doch bis hierher ist das nicht was ganz Besonderes. Es gibt immer wieder Vorträge und es gibt immer wieder Vortragende, die die Zuhörer wirklich ansprechen. Man muss bedenken, dass dieser Vortrag um 14.00 Uhr gehalten wurde. Das ist für viele die süße Stunde eines gesunden Mittagsschlafes. Da die meisten Senioren wahrscheinlich nicht Zeit gehabt haben, nach ihrem Mittagessen horizontal die Welt zu vergessen, sind sie wohl, ohne

etwas gerastet zu haben, zum Vortrag gekommen. Es wäre zu erwarten gewesen, dass trotz aller Vorzüge des vortragenden Arztes, viele Senioren von der Übermacht des Schlafes wenigstens teilweise überwältigt worden wären. Ein Nicken bei den Vorträgen zu dieser Stunde stelle ich oft fest: Hören tust du im Raum nichts, keiner schnarcht, trotzdem gibt es viele, die nichts hören. Und da kam für mich die Überraschung. Ich schaute mich im Saal um, und alle waren wach. Aufmerksamst folgten sie den Worten des Vortragenden, und das während des ganzen ziemlich langen Vortrages. Was musste das Geheimnis sein, dass die starke Macht des Mittagsschlafes so auffallend besiegt hat? Um das zu wissen, brauchte ich allerdings keine lange Zeit und auch keine Mühe. Die Macht gegen den Schlaf war sichtbar. Es war die elektronische Präsentation. Alle Texte und Gedanken des Vortragenden wurden der Reihe nach auf die Leinwand projiziert, mit größeren und kleineren Buchstaben, in verschiedenen Farben; erklärt durch passende Fotos waren alle Gedanken zu hören und gleichzeitig zu lesen. Wie es heißt: „Doppelt genäht hält besser.“ Also scheinbar ist es so, dass die Zuhörer den Inhalt des Vortragenden viel höher schätzen als die Bequemlichkeit eines Mittagsschlafes. Nur der Mensch ist eben schwach. Als aber die Senioren die elektronische Hilfe für die Aufmerksamkeit bekommen haben, haben sie diese mit großer Freude angenommen.

Diese Hilfe wünschte ich allen Zuhörern von Vorträgen, damit die Zeit, die sie sich dafür nehmen, auch reichlich belohnt werde. Ich bin selbst ein Vortragender, ja als Prediger bin ich ja einer, der in einem Jahr unwahrscheinlich viele Vorträge hält. Mein Vorteil als Prediger besteht darin, dass die Zuhörer von allein kommen. Ich wünschte mir nur, dass die Gläubigen, die Zuhörer es in der Kirche auch „doppelt genäht“ bekämen:

Dass ich, wie der Herr Dr. Niederstätter, meine Predigten vortragen und vorzeigen könnte. Die wachere Aufmerksamkeit wäre ein Geschenk für beide Seiten: für den Prediger und für die Zuhörer. Das ist freilich nur ein seelsorglicher Wunsch, ein Traum. Aber ein flüchtiger Blick in den Saal zeigte mir, dass dieser Traum Wirklichkeit werden könnte: Die allermeisten feiernden Senioren sehe ich ja in der Kirche. Es sind hier und dort die gleichen Menschen. Wie sie sich dort der Leinwand aufmerksam zuwandten, würden sie das sicher auch in der Kirche mit Gewinn tun.

Die Zwetschge unter dem Apfelbaum

Die Oberflächlichkeit vernebelt den Glauben

Ich bin vor nicht langer Zeit an schönen Apfelbäumen vorbeigegangen, weil mich einfach der Anblick der paradiesischen Obstbäume von Vahrn ergötzt und beglückt. Aber während ich meinen begeisterten Blick auf die Apfelbäume warf, trat ich mit dem Fuß auf eine weiche Frucht. Es war eine Zwetschge, genau unter einem Apfelbaum.

Da verstand ich nichts mehr. Wie konnte eine Zwetschge unter einem Apfelbaum liegen? Ist es am Ende in Vahrn möglich, dass von den Apfelbäumen Zwetschgen fallen? Es lagen auch Äpfel am Boden herum. Die waren wohl sicher vom Apfelbaum gefallen! Sie lagen aber gleich da wie die Zwetschge. Hätte ich eine Fotografie davon gemacht, wäre für Äpfel und Zwetschgen das gleiche Bild gewesen. Also, mit den Augen betrachtet, waren sowohl die Zwetschge als auch die Äpfel vom Baum gefallen.

Nein, das gibt es nicht, dass von einem Apfelbaum eine Zwetschge fällt; das gibt es auch in Vahrn nicht. Das hat man doch noch nie gehört! Aber wenn ich mit meinen Augen eine Zwetschge unter dem Baum sehe! Wie kann das nicht wahr sein, was ich selbst sehe? Viele sagen: „Ich glaube nur das, was ich sehe; was ich nicht sehe, glaube ich nicht.“ Ja, wenn ich die Zwetschge nicht gesehen hätte, dann hätte ich diesbezüglich keine Zweifel gehabt. Aber da ich sie nun klar und deutlich unter dem Apfelbaum sehe, muss sie doch vom Baum gefallen sein. Doch es bleibt dabei, meine Erfahrung sagt mir: „Obwohl du das siehst, stimmt es doch nicht. Glaube nicht immer dem, was du selbst siehst. Die Zwetschge muss von einem Zwetschgenbaum gefallen sein“.

Da habe ich mich herumgeschaut, und zwar sehr genau: es musste irgendwo ein Zwetschgenbaum sein. Tatsächlich entdeckte ich zum ersten Mal eine ganze Reihe von Zwetschgenbäumen, die am Abhang einer höher gelegenen Wiese stolz ihre zahlreichen blauen Früchte herzeigten. Von einem dieser Bäume ist die abgefallene Zwetschge unter den Apfelbaum gerollt.

Warum erzähle ich das? Es hat auch mit dem Glaubensleben zu tun. Wie viele Behauptungen werden großmäulig hinausposaunt, die wie pure Wahrheit klingen, und zwar über die verschiedensten Seiten unseres Glaubens: über die Geschichte der Vergangenheit, über das Verhalten von Gläubigen, ja selbst über die Existenz Gottes oder über die Echtheit der Evangelien. Es ist möglich, dass viele Behauptungen, Anschuldigungen in Wirklichkeit eine Zwetschge unter dem Apfelbaum sind. Wenn die Christen seit 2000 Jahren bestehen und unter ihnen so große Heilige gezählt werden, dann ist Vorsicht geboten. Manches, was behauptet wird kann nicht stimmen. Suchen wir vielmehr mit Fleiß den nicht bemerkten Zwetschgenbaum!

Sich im Glauben mehr umzusehen, sich besser zu informieren, mehr auf jene Christen zu schauen, die den Glauben echt leben in großen Schwierigkeiten, ja sogar unter Verfolgung, das kann uns der Wahrheit näherbringen.

Menschen, die nicht zögern, eine unter einem Apfelbaum liegende Zwetschge als vom Apfelbaum gefallen anzunehmen, können auch im Glauben schwer zurechtkommen. Die Oberflächlichkeit vernebelt den Glauben, macht ihn wirkungslos und lässt ihn nicht reifen.

Die Zwischenstufen zum reifen Mann fehlen

„Die verbitterten Gesichtszüge eines alten Mannes sind oft nur die festgefrorene Verwirrung eines jungen Mannes“.

Am letzten Sonntag habe ich die Predigt mit einem Spruch abgeschlossen, der sehr gebündelt eine Grundwahrheit unseres Lebens wiedergibt. Ich bin von jemandem gebeten worden, diesen sinnreichen Satz auf einen Zettel zu schreiben und ihm zu geben. Ich dachte aber, es ist am einfachsten, diesen Spruch im Pfarrblatt abzudrucken und auf diesem Wege mitzuteilen. Jeder der will, kann ihn so merken oder aufbewahren.

Dieser Spruch stammt von Franz Kafka, einem großen deutschen Dichter. Er will die Verbitterung, die manche Menschen im Laufe der Jahre erfahren, begründen. Es kommt vor, dass die Verbitterung sogar so stark ist, dass sie sich in den Gesichtszügen abzeichnet, so dass die Mitmenschen schon beim Anblick merken: diesem Mann geht es nicht gut. Woher mag die Verbitterung kommen? Die Begründung, die der Dichter gibt, war für

mich der Grund, diesen Spruch zu wählen, denn er gibt, sehr zu denken und ich teile auch die Begründung Kafkas. Er nennt den Grund von Bitterkeit im Alter mit einem Wort, nämlich "Verwirrung". Ungefähr versteht jeder, was Verwirrung ist. Sie hat ihren Sitz im Kopf des Menschen. Sie besteht aus Gedanken und Auffassungen, die besonders das Leben betreffen. Es sind die unmittelbaren Antworten auf die Fragen: Was macht mich glücklich? Was ist schlaun und rentabel? Wie gewinne ich am meisten Zeit für mich? Wie kann ich gesund und fit bleiben? Womit kann ich Freunde gewinnen? Was macht mich sympathisch? Wie kann ich mir Achtung und Ansehen verschaffen?

Diese Fragen stellt sich jeder Mensch, schon im jungen Alter. Jeder gibt auch möglichst schnell seine Antworten auf diese Fragen. Nun kann es aber sein, dass diese Antworten durchaus nicht wahr sind. Es wäre allerdings schlimm in diesen Lebensfragen Fehler zu machen. Doch da hat es einen Haken. Wie kann man denn Fehler vermeiden? Nur mit dem Suchen nach der Wahrheit, mit anstrengendem Denken, mit dem Umgang mit reifen, erfahrenen Menschen! Das ist aber leider sehr mühsam. Die Versuchung liegt da nahe, einfach auf das viele "Nachdenken" zu verzichten, das Leben besonders in jungen Jahren blind zu genießen und die Antworten auf diese Fragen "locker" zu nehmen. Da es zu solchen Fragen viele Antworten, eine ganze Reihe, eine lange Kette gibt, so verknotten sie sich und gleichen einem Wirrwarr von Kabeln und Schnüren, die man nicht mehr entwirren kann. Junge Menschen, die ein solches Durcheinander im Kopf haben, sind meistens unzufrieden, handeln burschikos und zig-zag-mäßig, wie einer der nicht schwimmen kann und ins Wasser fällt. Zwar wehrt er sich mit den Armen und mit den Füßen nach allen Richtungen, aber aus dem Wasser kommt er nicht heraus. Ein verwirrter Mensch wird nicht viel Ausdauer im Studium und in der Arbeit haben. Wenn er

Geld verdient, wird er damit geizen und es bald verschwenden, wenn er Freunde hat, sucht er sie und meidet sie gleichzeitig, wenn er etwas kauft, meint er die Welt zu besitzen, aber gar bald wirft er das geschätzte Gut in einen Winkel. Leicht wird er Opfer der Werbung. Niemand will sich auf ihn verlassen, denn er ist unberechenbar. Wenn die Verwirrung einen Kopf beherrscht, ist das Leben eine Absurdität. Nichts wäre ratsamer, als die Verwirrung zu entknoten. Alle Mühe um Klarheit und Wahrheit ist gewonnene Zeit und beginnendes Glück.

Kafka will aufmerksam machen, wie tragisch es ist, hier nicht die beste Arbeit anzusetzen. Es gibt Jugendliche, die ihre Verwirrung nicht zu überwinden suchen und immer gleich fest in der Verwirrung verharren. Sie gleichen, dem Wasser, das zu Eis friert und festbleibt. So spricht er plastisch von "festgefrorener Verwirrung". Gefrorenes Fleisch bleibt immer gleich. Festgefrorene Verwirrung bleibt auch immer gleich und löst sich nicht auf.

Es ist ein sprechendes Bild vom Gleichbleiben. Wenn jemand „festgefroren“ ist, reift er nicht. Ein Mensch, der sich nicht bessert, der nicht mehr Klarheit sich im Leben schafft, der wird alle Irrtümer seiner Auffassungen "bitter" bezahlen.

Bei der Predigt habe ich diesen Spruch auf das christliche Glaubensleben angewandt. Wenn jemand in den jungen Jahren verwirrt ist über die Sakramente, dann wird er die Begegnung mit Christus oft nicht haben. Er wird merkwürdigerweise sich burschikos auch im Glaubensleben verhalten: Ein Sakrament, die Taufe hat er empfangen und will er, das Sakrament der Ehe will er nicht. So wird er zum Schluss kaum erfahren, was das Reich Gottes ist, für das er ja berufen wäre. Seine Familie wächst heran ohne Beziehung zum Herrn. Das Glück des Glaubens verwandelt sich in nutzlosem Nebel. Die tiefste Freude

und den stärksten Halt macht er sich selbst zunichte. In einem Stadium der religiösen Verwirrung ist es unbedingt ratsam, nicht festzufrieren, sondern sich im Glauben weiterzubilden und zu reifen.

NB Wie angebracht ist es, dass wir bei jeder hl. Messe ein ganzes Leben lang nach dem „Vater unser“ die Bitte aussprechen: „Bewahre uns vor Verwirrung“.

Die Zwistigkeiten kommen oft ungewollt

Den Kindern diese Kenntnis zu vermitteln, ist klare Aufgabe der Eltern.

Am letzten Sonntag habe ich während der Predigt gemerkt, wie die lieben Kinderlein in der ersten Bank locker und geduldig meine Predigt abgewartet haben. Mit der Zeit konnte ich nicht umhin, sie direkt anzusprechen. Diese Gelegenheit ergab sich, als ich bei der Predigt das zweite Gebot Gottes „du sollst den Namen Gottes nicht verunehren“ erklärte. Ich wollte ihnen eine Frage stellen, die sie leicht und richtig beantworten hätten können. Sie lautete: „Wie viele Gebote sind denn bei den 10 Geboten?“ Ich war ganz erstaunt, als diese Kinder mich ganz verlegen anschauten und die leichte Antwort nicht zu geben wagten. Um ihre Ehre zu retten, stellte ich dann einige Fragen über die 10 Gebote. Die einfachste dieser Fragen war: „Habt ihr von den 10 Geboten Gottes gehört?“ Da kam schon ein zaghaftes ja. Ich machte noch einige Dreher, aber das Fragen lief auf jeden Fall schief. Es tat mir irgendwie leid, und der Gedanke beschäftigte mich und zerstreute mich noch während der heiligen Messe. Ich hatte das Gefühl, dass die Gläubigen entsetzt über die Unwissenheit der

Schüler wären. Sofort hörte ich im geistigen Ohr die Worte einer Schulzuweisung an die Schule und an die Religionslehrer. Meistens lauten solche Sprüche: „Wenn unsere Schulen und unsere Religionslehrer nicht einmal die 10 Gebote Gottes unseren Kindern beibringen, dann steht’s eben bedauerlicherweise mit unserer Schule katastrophal.“ Doch eine solche Anschuldigung ist in keiner Weise am Platz. Ich bereute es sehr, dass ich während der Predigt, wo ich das Wort hatte, nicht sofort dieses Vorurteil entschärft habe. So benutzte ich die nächste Gelegenheit zum Reden, nämlich nach dem Segen, um hier ein – so wie ich hoffe – nützliches und helfendes Wort zu sagen. Es ist nicht die Schuld der Schule, wenn unsere Kinder die elementarsten Wahrheiten unseres Glaubens nicht kennen. Diese Aufgabe obliegt ganz klar den christlichen Eltern. Schon beim Aufgebot für die Hochzeit sind die Brautleute aufgefordert, unter Eid auf die diesbezügliche Frage mit ja zu antworten. Die Frage nämlich: „Wollen Sie Ihren Kindern eine katholische Erziehung geben?“ Alle kirchlich verheirateten Eltern haben dieses Versprechen bejaht. Bei der Feier der Hochzeit, muss der Priester in Gegenwart aller Hochzeitsgäste die Brautleute noch einmal feierlich fragen, ob sie die Kinder katholisch erziehen wollen. Diese Verpflichtung beinhaltet ganz sicher auch die kleine Mühe, den eigenen Kindern das Kreuzzeichen, das Vaterunser, das Gegrüßt seist du Maria, das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote, die 7 Sakramente usw. beizubringen. Die Schule soll ihre tiefere Erklärung und Weiterführung auf der religiösen Kenntnis und Grundlage der Kinder aufbauen, die sie zuerst in der Familie empfangen haben. Vor einigen Jahrzehnten ist eine Vertretung der Väter einer Pfarrei beim Bischof Gargitter vorstellig geworden, um zu bitten, er möchte den Pfarrer versetzen. Der Bischof hörte sich die Gründe an, die in diesem kurzen Satz zusammengefasst werden können: Unsere Kinder können nicht

einmal das Vaterunser. Sogar dieses Gebet müssen wir ihnen beibringen, wenn wir wollen, dass sie es kennen. Darauf hat Bischof Gargitter geantwortet: „Wenn die Sache so steht, darf ich euch sagen, dass ihr einen sehr guten Pfarrer habt. Es ist wirklich eure Aufgabe als Väter, euren Kindern das Vaterunser zu lehren. Wenn ein Pfarrer durch seine Art erreicht, dass die Väter sich bewusstwerden, dass sie selber die wichtigsten Wahrheiten des Glaubens den Kindern weitergeben müssen, bin ich fest entschlossen, diesen Pfarrer in eurer Pfarrei zu belassen“.

Ich darf schon die geschätzten Väter sehr herzlich, aber auch dringlich bitten, mit den lieben Müttern, die Grundelemente des katholischen Glaubens den eigenen Kindern beizubringen. Was die Eltern den Kindern nicht geben, wird ihnen fehlen das ganze Leben.

Die zyklische Erstkommunionfeier wird einmalig

Eine Mutter denkt spontan an alle Bewohner des Wohnblockes

Fast ein Jahr lang hat sich ein Mädchen von Brixen schon auf die Erstkommunion vorbereitet und es ist jetzt so weit, dass es nur mehr ein paar Tage dauert bis zum großen Fest. Zur Freude der Familie ist auch das schöne, schlichte, einfache Kommunionkleid endlich im Haus. Die Mutter betrachtet es mit der kleinen Tochter. Ganz schön glänzend weiß ist es; ohne einen Fleck strahlt es Unschuld und Freude aus. Die Erstkommunikantin muss es anziehen, zur letzten Probe. Die Mutter nutzt die Freude mit dem Kleid, um vom wunderbaren Sakrament der Kommunion zu sprechen. Für den Empfang von Jesus im eigenen

Herzen ist das sauberste Kleid passend. Dann betet die Mutter noch mit der Tochter Gebete, die sie im Heft für die Vorbereitung gelernt haben. Sie hat eine so große Freude, dass sie nicht imstande ist, sie für sich selbst zu behalten. Sie findet es nicht richtig, dass die Freude der Erstkommunion einfach zwischen den vier Hauswänden eingengt wird. Sie denkt spontan an alle Bewohner des Wohnblockes, in dem sie wohnt. Das sind viele Personen: Alleinstehende, Eltern, alte Menschen. Sie kennt diese nicht einmal alle. Aber alle sollten ihre Freude teilen. Aber wie soll das geschehen, wenn sie alle davon nichts wissen? Einen ganzen Winter hat das Kind bei der Gruppe der Vorbereitung fleißig mitgetan, aber das weiß ja niemand vom ganzen Wohnblock. Aber sie sollten es wissen. Dann hat die Mutter eine Blitzidee: Sie entschließt sich, ihre kleine Tochter im schönen Erstkommunionkleid zu allen Bewohnern des Wohnblockes zu schicken und alle zum Gottesdienst der Erstkommunion in der Pfarrkirche von Brixen einzuladen. Die kleine Tochter ist einverstanden und zieht von Tür zu Tür. Die Überraschung war groß. Eine alleinstehende Person war so erfreut, dass ihr die Tränen kamen; Eltern dankten für die Einladung und machten der kleinen viele Komplimente, Väter äußerten spontan die Zusicherung, bei der Erstkommunionmesse dabei zu sein. Als die Erstkommunikantin wieder zu ihrer Mutter im schönen Erstkommunionkleid zurückkehrte, strahlte die kleine wie die Sonne. Sie versicherte der Mutter, keine Haustür ausgelassen zu haben. Sie erzählte von der Freundlichkeit, der sie begegnet war. Auch die Mutter freute sich sehr. Ich weiß es nicht, ob dann alle Bewohner des Wohnblockes zur Feier gekommen sind. Aber eines ist sicher. Dieses Gebäude bekam einen sehr lieben Hauch von christlicher Menschlichkeit und war von dort an mehr Gemeinschaft als zuvor. Diese vielen Menschen, die sich gegenseitig wenig beachtet haben und oft nur eigene Wege

gegangen sind, haben einmal gespürt, wie bereichernd gegenseitige Aufmerksamkeit ist. Die Mutter selbst hat auch entdeckt, wie dankbar viele Menschen sind, wenn jemand den Mut und die Fantasie hat, den ersten Schritt zum anderen zu wagen. Diese Besuche waren mehr als ein guter Einfall.

Eine ältere Frau erinnert sich ...

Wie der Herr in einer ausweglosen Todessituation mit einem unerwarteten Kleintrick sie mit Leichtigkeit befreit hat.

Eine ältere Frau unserer Pfarrgemeinde war eine kleine Schülerin zurzeit als in unserem Lande Südtirol viel deutsche Polizei herumkontrollierte und die Gefängnisse sich füllten und die Verschleppungen sich häuften. Man kann sich ja vorstellen, wie die Gespräche in den Familien beim gemeinsamen Mittag- und Abendessen geklungen haben. Die Worte wurden schon so gewählt, dass ein anwesendes Kind nicht alles verstanden hat, aber der Ton der Sprache blieb eindeutig: Es war der Ton der Angst und der Sorge. Diese Schülerin hatte mitbekommen, dass es nicht nur möglich war sehen zu müssen, wie Eltern aus dem Haus geführt werden, sondern dass es auch vorkam, dass von Schusswaffen Gebrauch gemacht wurde. Für die Fantasie eines Kindes war der Schritt hin zur Möglichkeit, auf offener Straße erschossen zu werden ein Katzensprung. Mit diesen Gefühlen und Gedanken ging unsere kleine Schülerin jeden Tag allein in die Schule. Eines Tages passierte es, dass sie vor dem Schulplatz einen strengen jungen Polizisten erblickte. Die Ahnung stieg ihr gewaltsam ins Herz. Sollte sie weitergehen, sollte sie stehen bleiben oder sollte sie umkehren. Alle drei Lösungen waren ausweglos, denn der strenge Mann hatte sie im Auftrag des

Diktators bereits gesehen und mit kalter Entschlossenheit vom Kopf bis zum Fuß gemustert. In dieser Angstsituation schritt sie einfach zitternd weiter und wusste, dass sie dem Tod durch Schusswaffe entgegenging. Darüber war sie sich sicher, denn wenn sie auf ihrem Schulweg weiterging, rannte sie förmlich dem Polizisten in die Schusswaffe. Er stand so brutal inmitten des Weges, dass es nicht anders sein konnte. Als sie so nahe an ihn herangekommen war, dass sie erwartete, die militärische Hand werde die Waffe auf sie richten, machte sie ein kurzes Stoßgebetchen, empfahl sich dem Herrn, so wie sie es von den Eltern und vom Religionslehrer gelernt hatte. Bei diesem Gebetchen überkam sie eine unerwartete Zuversicht. Ja irgendwie hatte sie das Empfinden, der Herr werde ihr helfen. Hätte man sie gefragt, welche Möglichkeiten in dieser kurzen Zeit der Herr zu helfen gehabt hätte, so hätte sie freilich keine Antwort geben können. Es gab an sich keine Möglichkeit. Und doch! Als sie so nahe am Polizisten war, dass sie bei ihm vorbeigehen musste, merkte sie, dass der junge Polizist sich einfach weggedreht hatte und so das besorgte Mädchen überhaupt nicht sah. In dieser Position war kein Todesschuss mehr möglich, im Gegenteil, sie ging an seinem Rücken vorbei mit einer hellen Freude, denn sie fühlte sich wie vom Tode errettet. Bis zum heutigen Tag ist ihr dieses Ereignis im Gedächtnis geblieben. Sie hatte als kleines Mädchen erlebt und selbst gesehen, wie der Herr in dieser kleinen ausweglosen Todessituation mit einem unerwarteten Kleintrick sie mit Leichtigkeit aus dieser schrecklichen Not befreit hatte. In ihrem Leben hat es viele schwere Situationen und Stunden gegeben, doch die Erinnerung an dieses Ereignis gab ihr immer den Mut sich durch das Gebet demjenigen Herrn zu übergeben, der der König der Könige ist. Am Ende wird immer er Sieger bleiben: Christus der König.

Eingesperrt im Kasten

Wie kann ein unsichtbarer Mensch (Christus) mit einem sichtbaren (der Christ) sich verständigen? Durch konventionelle Zeichen!

Während des Zweiten Weltkrieges hat es Situationen gegeben, in denen einer sein Leben nur durch ein gutes Versteck retten konnte. Das war nicht einfach. Der Versuch in den Heuschupfen der Bergwiesen unter dem Heu sich zu verschanzen war leider oft eine Falle. Ein Familienvater von Abtei wollte sich unbedingt weigern für den großen Chef in Deutschland zu kämpfen. Er tauchte unerwartet unter und war unauffindbar. Sein Versteck war so nahe bei seiner Familie, dass ihn dort niemand gesucht hat: Er sperrte sich nämlich in einen Kasten im Hause ein. Die große Schwierigkeit war das Essen! Er konnte nur essen, wenn es absolut sicher war, dass niemand, außer der Frau, im Hause war, oder noch schlimmer, dass niemand ins Haus kommen konnte. Besonders heikel war die Gegenwart der Kinder. Sie sollten unbedingt nichts merken. Denn Kinder sind nicht immer verlässlich. Also, wann konnte er aus dem Kasten herauskommen, wenn er überhaupt keinen Überblick im Hause hatte, und auch nicht fragen konnte? Er hat vernünftigerweise die einzige Möglichkeit, die es in solchen Fällen gibt, ausgenützt. Er hat gewusst: Ich muss unsichtbar bleiben. Wie kann also ein unsichtbarer Mensch mit einem sichtbaren, in diesem Fall mit seiner lieben Frau, sich verständigen? Nur durch eine vorherige Abmachung! Der flüchtige Vater vereinbarte mit seiner Frau, sie solle ihn nach gründlicher Kontrolle der Situation im Hause dadurch zum Essen rufen, dass sie dreimal rief: „Kommt jetzt zum Essen.“ Nach diesem dreimaligen Rufen musste sie hinzufügen: „Wieder niemand da! Wozu koche ich!“ Bei diesen Worten

ist der Ehemann aus dem Kasten erschienen und hat bei zugesperrtem Haustor am Stubentisch mit seiner Frau gespeist. Diese einfache Methode hat mehr als ein Jahr, bis zum Ende des Krieges trotz allem Bangen geklappt.

Wir sind alle in der Situation, mit einem unsichtbaren Menschen in Kontakt sein zu müssen. Der Mann, der zu uns gehört und unsichtbar ist, ist der bekannte Erlöser Jesus Christus. Es stellt sich für uns und für den Herrn die gleiche Frage, wie oben erzählt: Wie kann der auferstandene Herr, der jetzt lebt, aber unsichtbar ist, mit uns zeitgleich in Kontakt sein. Auch für den Herrn gibt es nur eine einzige Möglichkeit: Nämlich die vorherige Vereinbarung von Jesus. Er hat nach seiner Auferstehung mit den Jüngern vereinbart, welche Zeichen und Worte sie setzen und sagen müssen, damit es sicher ist, dass der Herr zu uns kommt und mit uns tut, was er versprochen hat. Diese Ausmachungen des Auferstandenen mit den Aposteln für seine Begegnungen mit den Gläubigen nennen wir Sakramente. Es gibt sieben Sakramente, doch im heurigen (2005) „Eucharistischen Jahr“ möchte ich nur auf die Eucharistie hinweisen. Wenn das Brot und der Wein auf den Tisch getragen werden und gläubige Christen sich im Namen Jesu versammeln, soll der Priester die Kraft des Heiligen Geistes auf das Brot herabrufen, die Erinnerung an das letzte Abendmahl verkünden, dann kommt der Herr und nimmt Wohnung im Brot und im Wein.

Ich habe mit der oben genannten Frau noch als Dekan von Abtei reden können und jedes Mal, wenn sie mir erzählt hat, dass ihr Mann aus dem Kasten herausgekommen ist und mit ihr gegessen hat, strahlte nach Jahrzehnten ihr 90-jähriges Gesicht in ungetrübter Freude und Dankbarkeit. Bedenken auch wir, was das bedeutet, dass der auferstandene Herr im Brot und Wein mitten unter uns gegenwärtig und für uns da ist. Be-

sonders dankbar müssen wir sein, wenn wir zur Kommunion gehen und den Herrn in unserem Herzen höchstpersönlich empfangen. Bei jeder heiligen Kommunion erklärt sich der Herr als unser Freund und erwartet von uns unsere Freundschaft.

Erstbeichte

Froh durch die Beichte kann nur ein Mensch werden, der besser leben will.

Auch am heurigen Palmsonntag gehen unsere Erstkommunikanten zur Erstbeichte. Dabei ist es eine Freude zu sehen, mit welcher Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit die Kinder ihre Sündchen beichten. Wenn schon gibt es Aufregung, weil man richtig die Sünden aufsagen will, so wie es Aufregung in der Schule gibt, wenn man ein Gedicht aufsagen soll. Diese Aufregung – meistens nicht groß – ist mehr als verständlich. Aber bewundernswert ist die Tatsache, dass die Sünde keine Aufregung bringt. Die meisten Kinder sehen es leicht ein, dass sie gefehlt haben und sind richtig froh neu anfangen zu können, besser und braver zu leben.

Ganz anders ist das bei uns Erwachsenen. Uns ist im Allgemeinen die Beichte ein Problem. Wir haben meistens ein gestörtes Verhältnis zu diesem Sakrament. Das kann zur Sprache kommen, wenn die Erstkommunionkinder die Eltern über ihre Beichte fragen. „Papa, Mama, gehst du beichten?“. Diese mit aller Unschuld und ohne Hintergedanken gestellte Frage bringt die Eltern in richtige Verlegenheit. Denn lügen sollen die Eltern besonders im religiösen Verhalten schon gar nicht. Doch die Wahrheit ist manchmal sehr wenig beispielhaft für die Kinder. Sollten Eltern hoffen, dass das eigene Kind

diese Frage nicht stellt, so ist das gesunde Gefühl der Eltern selbst ganz klar: sicher wird das Kind mich fragen.

So ungern ich jemandem wünsche, dass er in Verlegenheit vor seinen Kindern, vor Kindern überhaupt, komme, so hat dies allerdings die Bedeutung eines gesunden Schubes, über dieses Sakrament nachzudenken. Denn es muss als wichtigste Tatsache festgestellt werden, dass es ein großes Geschenk Christi an uns ist.

Ich habe oft mit Eltern über dieses Sakrament gesprochen. Am meisten freut es mich, wenn sich Eltern zu Wort melden, die in aller Freude bezeugen, in ihrem Leben hätte die hl. Beichte eine große Befreiung gebracht. Denn wenn die Beichte keine Befreiung bringt, keine richtige Erleichterung, dann ist zu fragen, was da nicht stimmt.

Allerdings froh durch die Beichte kann nur ein Mensch werden, der besser leben will. Jemand kann im Leben merken, dass es so nicht gut weitergehen kann; jemand kann einsehen, dass es sich in Familie, im Betrieb, auf dem Arbeitsplatz in der Freizeit viel besser und glücklicher und ehrlicher leben ließe. Wenn dieser Mensch auch noch einer ist, der Schwächen und Fehler hat, dann ist die Aussicht auf einen Fortschritt im vollen Sinn gegeben, und zwar vor den Menschen und vor Gott sicher. Ein solcher Mensch wird auch den Segen der Beichte erfahren.

Es hat mich gefreut, dass auch heuer Eltern der Erstkommunikanten den Wunsch geäußert haben, ich möchte ihnen einiges über die hl. Beichte sagen. Ich bin mir sicher, dass in den Herzen der Eltern aber auch vieler Erwachsenen edle Strebungen schlummern, die oft überhört oder übertönt werden,

aber gerade gelegentlich bei der Erstbeichte der Kinder unserer Pfarrei berücksichtigt und gefördert werden können.

Ich werde alle Eltern der Kinder persönlich zu einem Abend über die Beichte einladen, aber den Abend auch offen halten für alle Erwachsenen, die Interesse haben.

Es geht mir gut, aber ich werde getrieben von einer Besinnung zur anderen

Kontrollieren wir den Tag mit aller Ruhe in der Absicht, Räume für Besinnung zu finden. Wir werden feststellen, dass es Oasen mit vielen bunten Blumen gibt, zu denen sich einer mit seiner eigenen lieben Seele in Ruhe hinsetzen kann.

Wenn einer in der heiligen Advents- und Weihnachtszeit fragt, wie es ihm gehe, so kann die Antwort des Befragten folgendermaßen klingen: „Es geht gut, aber ich renne von einer Besinnung zur anderen.“ Dass wir in dieser heiligen Zeit zur Besinnung aufgerufen werden, pfeifen die Spatzen von den Dächern. Überall, in Pfarrblättern, in Adventskalendern, in Weihnachtswünschen, in Predigten, in Fernsehsendungen, in der Tagespresse usw. wird „Besinnung“ zum Schlagwort gemacht. Die Aufforderung ist vernehmlich und laut. Ja, sie ist uns sogar willkommen. Wir leiden unter der Hektik und dem Lärm unserer Umgebung. In einer solchen Situation ist es zu erwarten, dass viele Menschen guten Willens ehrlich den Vorsatz machen, sich der Besinnung und der Stille zu widmen. So nobel eine solche Haltung gewertet werden mag, hat sie vorerst nur den Wert von „reden“. Die Italiener erinnern: „Tra il dire e il fare, c'è di mezzo il mare.“ Erst die Tat, die Durchführung

bringt eine solche Haltung zur wertvollen Frucht. Doch erreichen wir meistens nur Sammlung durchsetzt mit Rennen und Hast. Warum ist der Übergang vom überzeugten Wunsch zur gelungenen Durchführung zum Schluss nur eine Seltenheit?

Stille halten, kein leichtes Unterfangen

Wir meinen in unserem voreiligen und naiven Denken, dass ein heiliger Wunsch nur eine reine Angelegenheit des Vornehmens sei. Doch das ist nicht so. Je hektischer jemand seinen Tagesablauf abwickeln will, umso komplizierter ist es, aus dem Leistungsdruck zur Stille zu kommen. Stille ist genau das Gegenteil von Hektik. Daher muss jemand, der zur Stille gelangen will, gegen seine Gewohnheiten und gegen seinen täglichen Arbeitsfleiß handeln. Um innere Stille zu erlangen, muss man genau dort bremsen, wo man Gas geben möchte. Vielfach denken wir: Stille und Besinnung wäre eine Bremse im Alltag, wenn wir sowieso aus Leistungsrücksichten bremsen wollen. So einfach ist das nicht. Wir können nicht Stille haben und unseren ganzen Kalender mit allen Terminen unberührt lassen. Ganz im Gegenteil. Wir müssen uns zuerst Zeit nehmen die Tagesordnung zu kontrollieren und dann schauen, wo und wie eine Zeit der Stille einfügbar ist. Dann können wir erst versuchen Stille zu halten. Wer also Besinnung will, muss beide Momente zusammennehmen, dann ergibt sich Folgendes: Wer Stille und Besinnung will, muss sich doppelt Zeit nehmen. Erst dann wird der Tagesablauf günstiger als wir meinen.

Allerdings schaut unser Tagesablauf ziemlich anders aus als wir so oberflächlich annehmen. Kontrollieren wir den Tag in aller Ruhe durch mit der Absicht, Raum für Besinnung zu finden, so werden wir feststellen, dass es doch kleine Oasen mit

vielen bunten Blumen gibt, zu denen sich der Mensch zu seiner eigenen Seelenruhe hinsetzen kann. Ich nenne einige solcher Oasen.

Meine Oasen der Stille

Die so berüchtigte Wartezeit, besonders bei Warteschlangen. Zum Beispiel beim Arzt im Spital. Da hat man plötzlich sogar zu viel Zeit, man möchte sie gern gleich totschiagen. Warum nicht sie mit einer Besinnung fruchtbar machen? Du wirst mir sagen: „Das ist schwer!“ Freilich ist das schwer! Aber wer nur eine Stille oder Besinnung will, die billig ist, der wird freilich wenig Stille haben, wohl aber den Lärm behalten. Leicht ist eben nur der Lärm zu ertragen. Denn „Leere Töpfe machen den größten Lärm“. Volle Töpfe hörst du nicht mehr. Doch sie voll machen kostet Mühe. Wer Stille will, muss sich anstrengen.

Zu den Oasen möchte ich auch Gottesdienste zählen, zu denen jeder Christ verpflichtet ist. Wer am Sonntag regelmäßig die Arbeit unterbricht und sich in die Kirche begibt, wenn möglich sogar zu Fuß, der wird belohnt, außer mit den vielen Gnaden und dem Wohlwollen Gottes, zusätzlich noch mit Ruhe, Stille, Besinnung. Freilich muss auf manches lockende Spektakel oder auf manchen materiellen Gewinn verzichtet werden. Das ist nicht leicht!

Aber ich denke jetzt vor allem an jene Oase, die diejenigen finden, die tatsächlich jeden Sonntag zur Messe gehen. Beim Sonntagsgottesdienst wird keine Anstrengung gescheut, um Lärm zu vermeiden. Dafür aber wird Wohlklang bereitgestellt. Die Glocken mit ihren reinen Tönen läuten mit reinem Klang; die Orgel mit den vielen Pfeifen beschenkt jeden mit einem Strauß von bunten Klängen, ohne jeden Krach; die vielen Menschen, die eng beisammenstehen oder knien und schweigen,

strahlen eine erhabene Ruhe aus. Keiner der Kirchenbesucher verbreitet Geschrei, keiner schwätzt, nur ausgewählte Worte, die alle gemeinsam sprechen oder singen erfüllen den Raum. Wer da bewusst mittut, der erlebt Stille und Besinnung im besten Sinn des Wortes. Die Zeit dafür hat der Mensch, der Christ, wenn er zur Messe gekommen ist, sowieso schon dem Herrn gegeben.

Eine Oase ist auch gegeben durch die berüchtigten Autoschlängen, die wir reichlich erleben. Wir müssen im Auto sitzen und das Auto muss sich mit dem Schneckentempo begnügen oder gar stille stehen. Das ist wieder eine geschenkte Zeit. Warum nicht beten? Das Gebet würde Stille schenken, nervöses Warten macht Stress. Du Mensch hast es in deiner Hand. „Eine Gans legt ein großes Ei und schweigt still, eine Henne gackert laut und legt ein kleines Ei“.

Stille ist Gold

Stille lässt uns in unserer lauten Gesellschaft aufatmen. Unser Leben wird erfüllter sein. Die Chinesen sagen: „Die stille Ente setzt ihren Fuß auf den unaufmerksamen Wurm“. So kann sie leben. Gandhi hat daran erinnert: „Stille ist für alle notwendig, besonders für diejenigen, die fest arbeiten müssen, ist sie Gold“.

Es gibt Kürze ohne Würze

Wenn einer zu unseren Gottesdiensten kommt, findet er dort tatsächlich Besucher der hl. Messe, die Gott suchen?

Es gibt Jugendliche, die sich erlauben, die Berufsarbeit zu unterbrechen, das Elternhaus zu verlassen. Auch verzichten sie auf verführerische Freuden der Freizeitindustrie, um dafür einige Tage ihrer kostbaren Zeit der jungen Jahre für viel Wichtigeres zu gewinnen. Was mag dieses Wichtigere sein? Sicher das, was eine gewisse Verwandtschaft mit Gold und Diamanten hat, aber keine Ähnlichkeit mit dem neuesten Computer. Denn das Gold bleibt immer glänzend und strahlend, nicht nur auf Jahre, sondern auf Jahrzehnte und Jahrhunderte, die neuesten Computer sind nach wenigen Jahren fast wertlos. Solche Jugendliche wollen also etwas Bleibendes, etwas, das seinen Wert immer behält, etwas, was sie immer glücklich macht. Dieses Strahlende, das immer dauert, ist Gott selbst. Es gibt Jugendliche, die Gott begegnen wollen, Gott finden wollen.

Um das zu erreichen, muss man sich Zeit nehmen und sich zurückziehen. Dazu eignen sich sehr Besinnungswochen oder Glaubenswochen. Solche werden immer wieder von der Kirche und von unseren katholischen Jugendorganisationen angeboten.

Ich kenne ein junges Mädchen, das sich mit anderen zu einer Glaubenswoche begeben hat. Es ist dann, wie erwartet mit großer Befriedigung wieder in das Alltagsleben zurückgekehrt. In einer Bar hat sie jugendliche Freunde getroffen. Gar bald war die Rede über Kirche und Religion. Doch die Überraschung dieses Mädchens war groß, als einer der Bargenossen ganz spontan und ehrlich seine neue Lebensentscheidung mitteilte: „Ich werde jetzt Buddhist werden. Die Buddhisten betrachten und beten viel. In unserer Kirche ist nichts, was den Menschen

im Leben tiefer erfüllen könnte. Die Kirche strahlt nichts aus.“. Das Mädchen konnte allerdings, mit ihrer Erfahrung dieses Vorurteil entschärfen. „Du tust nirgends mit“, war schließlich ihre abschließende Meinung.

Doch könnte man da vielleicht auch einen kleinen Einwand machen. Sicher hat der erwähnte Junge auch einige Zeit mitgetan, dann aber, enttäuscht, aufgehört. Es könnte für uns alle die Frage berechtigt sein: Wenn einer zu unseren Gottesdiensten kommt, findet er Besucher der hl. Messe, die Gott suchen? Ist in der Kirche eine Atmosphäre, die den lebendigen Glauben der Anwesenden erspüren lässt? Merkt man die Freude am Wort Gottes? Merkt man den Glanz der Hoffnung, die sich aus den Verheißungen Christi ergibt? Mit anderen Worten: gibt es im Gottesdienst Momente, Lieder und Gebete und Ritualen, die zu Gott hinführen und den Christen verinnerlichen, oder hat man den Eindruck, man bemüht sich durch äußeren Glanz des „Neuartigen“, eine beklemmende Leere durch eine allzu lange dauernde Feier zu verschleiern. Die Kürze, die schließlich als das Allheilmittel beschworen wird, bringt es sicher auch nicht. Das vorausgehende persönliche Gebet bei der Messe und die Meditation über das Wort Gottes sind da schon ergiebiger Wege. Im Gottesdienst sollte die Haltung vielmehr sein, wie es im Kirchenlied heißt: „Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören; lenke Sinnen und Begier hin zu deinen Himmelslehren, dass die Herzen von der Erden ganz zu dir gezogen werden“ (GL 149). Das ist das, was viele in der Tiefe des Herzens suchen.

Fernsehen und Fasten

Die reifsten Büsser sind wohl diejenigen, die imstande sind, vernünftig und mit gesunder Einschränkung fernzusehen, denn es gibt Sendungen, die ich sehr meinen Lesern empfehlen würde.

Wir haben in letzter Zeit den Medien- und den Fastensonntag gefeiert. Diese Reihenfolge, die sich heuer (2008) laut Kalender von selbst ergibt, hat eine programmatische Bedeutung. Viele Menschen nehmen sich als Buße für die Fastenzeit vor, weniger oder gar nicht fernzusehen. Ich selbst habe das in der Predigt am Aschermittwoch auch empfohlen. Wenn Fasten und Fernsehen sich küssen, wird der Mensch besser. Es erübrigt sich, Klagelieder über die TV-Programme anzustimmen. Das macht jeder selbst. Doch wie kann man mit dem Fernsehen fasten? Hier gibt es die Möglichkeit von mehr oder weniger Einschaltquoten. Eine Form ist, nur die Tagesnachrichten zu schauen und sonst nichts. Eine andere zieht vor, früher Schlafen zu gehen und den Fernseher früher auszuschalten. Tapfere Menschen machen den großen Sprung von ihren üblichen 100 % auf 0 %. Das bedeutet schon ein spürbares Opfer. Diese Art hat einen besonderen Vorteil: Wer tapfer auf das Fernsehen verzichtet, gewinnt viel Zeit für sich, für die Familie, für das Beten und für das Lesen. Wenn ich diese die Tapferen genannt habe, so habe ich nicht gesagt die Tapfersten. So respektabel ein 100%iger Verzicht immer ist, so liegt darin doch ein Merkmal einer gewissen Unreife. Die reifsten Büsser sind wohl diejenigen, die imstande sind, vernünftig und mit gesunder Einschränkung fernzusehen, denn es gibt Sendungen, die ich sehr meinen Lesern empfehlen würde. Es täte mir sogar leid, wenn sie nur wegen eines radikalen Entschlusses ausgeklammert würden. Freilich, besser als ohne diese Radikalität ins altgewohnte zu viele Schauen hineinzuschlittern, ist auf jeden Fall

der 100%ge Verzicht. Doch heutzutage haben viele einen Videorekorder. Mit einer guten Portion Selbstbeherrschung könnte es gelingen aus den Programmen solche Sendungen auszuwählen und aufzunehmen, die man als hilfreich und erbaulich schätzt. Wenn sich dann freie Zeit ergibt, könnte man die Aufzeichnung sehen. Noch ein weiterer Bußschritt gegen das gewohnte Schauen könnte gemacht werden: Dass man nämlich die aufgenommenen guten Sendungen nicht nur einmal, sondern wiederholte Male ansieht. Bei dieser Art des Fastens würde jeder eine kostbare Erfahrung machen. Er würde endlich entdecken, wie gesund für die Erbauung des Menschen die Wiederholung von Gutem ist. Ein großer Nachteil des Fernsehschauens liegt nämlich nicht nur in den banalen und schlechten Programmen, sondern auch in der Tatsache, dass man immer etwas Neues ansieht. Wenn die Wiederholung ausgeklammert ist, erreicht alles nur unsere Oberfläche und nicht das tiefe Denken der Person. Das ständig Neue führt in allen Bereichen des Lebens zu dem Weg der persönlichen Oberflächlichkeit. Ich wage sogar zu behaupten, dass gerade die Tatsache, dass die Fernsehsendungen immer auf Neues versessen sind, eine der Ursachen ist, weswegen das Fernsehschauen oft langweilig wird. Die Personen, welche die Fernsehsendungen gestalten, müssen dann ständig gegen die Langeweile der Zuschauer kämpfen. Um diese zu überwinden, greifen sie immer mehr nach Sensationen, die dauernd gesteigert werden müssen. Mit der Zeit schnappen sie nach den extravagantesten Absurditäten und Banalitäten. Vorsicht also! Ich behaupte, wer seine aufgenommenen Sendungen mehrere Male ansieht, kommt erst darauf, wie vieles er beim ersten Sehen nicht gesehen und nicht verstanden hat. Diese Überraschung sollte jeder arglose Freund des Fernseher machen, damit er sich bewusst wird, wie unbewusst er Oberflächliches akzeptiert. Fasten, Verzicht und Fernsehen! Ein guter Weg von der Oberflächlichkeit zu den wahren Werten zu kommen.

Geigen oder Schlagzeug bei der hl. Messe?

Bezüglich der Schönheit der Kirchenmusik teilen sich die Gläubigen in getrennte Gruppen.

Kürzlich (20.10.05) ist in der Cusanus Akademie bei einer Pastoraltagung eine Bestandsaufnahme der heutigen modernen Gesellschaft beschrieben worden. Prof. DDr. Michael Ebertz aus Freiburg hat gezeigt, dass es infolgedessen für die heutige Pastoral große Umstellungen geben soll, was ja die Spatzen von den Dächern pfeifen. Ich hebe nur einen Aspekt hervor: Der heutige moderne Mensch ist ein Schönheitsjäger geworden. Bitte das so zu verstehen, dass der heutige Mensch den Wert einer Veranstaltung in Bezug auf die Schönheit der Veranstaltung beurteilt. Nehmen wir das Beispiel der heiligen Messe. Es wird überall versucht die Gottesdienste möglichst schön, zu gestalten.

Das hat man von jeher getan und man hat dafür auch triftige Gründe gehabt. Man wusste: Die heilige Messe ist ja jene hochheilige Handlung, in der Christus seinen Tod und seine Auferstehung mitten unter den Gläubigen gegenwärtig setzt. Jeder Messebesucher sollte wissen, dass er sich mit dem Auferstandenen treffe, der sein Wort des Lebens an alle Anwesenden richtet. Da der Auferstandene selbst der Handelnde ist und sein Handeln ganz in Richtung unserer Befreiung und Erlösung geht, schätzt man die hl. Messe ganz hoch ein. Die Gläubigen wünschen, dass durch die Glocken allen außerhalb der Kirche bekannt gemacht wird, dass eine hl. Messe zelebriert wird. Bei der Wandlung wird in besonderer Weise geläutet und manche Gläubige haben mit einem Stoßgebetchen oder einem Kreuzzeichen während ihrer Arbeit auf dem Feld mitgefiebert. Die Handlung des Herrn bei der hl. Messe galt ihnen als zu

wertvoll und zu nützlich für das Leben, als dass sie an Werktagen, zu Hause eine gedankenlose Abwesenheit hingenommen hätten. Der Messbesuch ist also von Jesus ausgehend und von seiner großen Liebe her beurteilt und geschätzt worden. Die heutigen modernen Menschen haben sich sehr stark verändert. Wie oben gesagt, wird die hl. Messe noch von ihrer Schönheit beurteilt. Also nicht die Tatsache, dass der auferstandene Herr gegenwärtig ist und spricht, motiviert die Teilnahme, sondern die Schönheit der Gestaltung des Gottesdienstes. Je schöner der Gesang, je fantasiereicher die Gebete und je origineller die symbolischen Handlungen gelingen, desto anziehender wird die Motivation. Nur bleibt eine Frage: Was ist schön? Dafür hat jeder heutige Mensch eine eigene persönliche Antwort. Wenn man viele Antworten sammelt und ordnet, kann man 5 große Gruppen nennen. Für den einen ist der Gesang schön, wenn die Musik von Bach und Mozart mit Soli Chor und Orchester aufgeführt wird; für den anderen ist es schön, wenn rhythmische Lieder mit Gitarrenbegleitung gesungen werden; für wieder andere ist es am schönsten, wenn jene Musik erklingt, die ich mit einem Wort nennen möchte: Rockmusik. Es ist bekannt, dass die Rockliebhaber es bei einer Mozartmesse kaum aushalten. Umgekehrt muss man genauso sagen, ein Mozart- und Bachfreund wird es bei Rockmusik kaum aushalten. Dieses Verhalten führt zu deutlichen Gruppierungen. Jede Gruppe sucht sich aus Geschmacksgründen den ihr passenden Gottesdienst aus. Leider ist es heute in unserer Gegend so, dass es für die Liebhaber der Rockmusik – also für die meisten Jugendlichen - keine Gottesdienstangebote gibt und infolgedessen diese Menschen vom Gottesdienst einfach ausgeschlossen werden bzw. sich ausschließen. Es wäre deshalb sehr angebracht in unserem Brixner Talkessel die hl. Messe zu feiern mit Verwendung von Rockmusik. Ein solches Angebot könnte eventuell in der neu restaurierten Kirche des Vinzentinums einmal im Monat geplant werden.

Gute Selchküche - schlechter Speck

Die gute Würze ist die Pflege eines ehrlichen Glaubens.

Mein Vater hat immer selbst geschlachtet und auch die Speckseiten selbst gesurt. Er hat es meistens aufgrund seiner langjährigen Erfahrung sehr gut gemacht. Nur während des Krieges, in den Zeiten der großen Not, ist ihm der Speck einmal schlecht gelungen. Wie immer hat er auch in diesem Jahr die Speckseiten in die bewährte Küche einer Nachbarin gebracht. Mein Vater hat hie und da nachgefragt, wie die lange Prozedur des Selchens verlaufe. Die Auskunft war immer sehr positiv. Alles lief scheinbar am Schnürchen. Endlich kam die Zeit, die geselchten Speckseiten heimzuholen, um die vielen Kinder in Kriegsnot zu speisen. Noch in der Selchküche nahm mein Vater das Küchenmesser, um ein Stück abzuschneiden und der fleißigen Selcherin als Arbeitslohn zu geben. Wie er das Messer an den Speck anlegte, sagte er noch voll Freude: "Dieser Speck ist schon für die Augen eine Pracht!". Er hielt mit der linken Hand die Seite fest, merkte aber, dass er mit dem linken Daumen nicht auf hartes Fleisch drückte, sondern auf etwas Weiches. Der Daumen sank weich in die Masse, wie der Fuß in einen Sumpf. Das war kein gutes Omen! Als das Messer das Innere des Speckes offenlegte, war mein Vater entsetzt: es kamen ganze dunkle Inseln zum Vorschein voll von Einwohnern: es waren die vielen großen Würmer, die sich schon lange vom Speck unter der geselchten Kruste genährt hatten. "In Gottes Namen", sagten beide, "und von außen hat man gar nichts gemerkt! Der Speck hat wunderbar ausgeschaut".

Daheim legte der Vater vor den Augen meiner Mutter und uns Kindern die ganze Seite auf den Tisch und untersuchte mit der Hand wie ein Arzt die weite Fläche. Leider fand er

immer wieder weiche Stellen. Mit einem scharfen Messer wurde dann die schreckliche Vermutung sichtbar gemacht. Wie viele schwarze Inseln! Meine Mutter weinte. "Hättest du nicht besser kontrollieren können?" Das war kaum möglich, denn von außen war alles ok. Andere Nachbarn hatten in der gleichen Küche zur gleichen Zeit den besten Speck bekommen. Die Ursache lag in der Würzung selbst. Mein Vater hatte wohl zu wenig Salz beigemischt, oder zu ungleichmäßig das ganze Gewürz aufgetragen. Da nützt die beste Selchküche nichts.

Wir sagen auch heute in unserem religiösen und kirchlichen Bereich, dass vieles von außen gesehen bestens läuft. Denken wir da an viele Hochzeiten. Sie werden wunderbar vorbereitet, schöne Texte werden gut vorgetragen, beste und schwungvolle Musik wird dargeboten, die Kommunion wird unter beiden Gestalten empfangen. Nur, wenn man dann mit der Zeit das Messer der Statistiken anlegt, erschreckt man über die vielen Ehescheidungen. Es zeigen sich die dunklen Inseln, die allerdings schon beim Glanz der Feier verborgen lauerten.

Aber nicht nur die Hochzeiten gleichen den tragischen Speckseiten meines Vaters: sehr vieles andere auch. Vom Erntedankfest bis zur Erstkommunion, vom Religionsunterricht bis zu den Schülermessen, von den Tagungen und Veranstaltungen bis hin zu kirchlichen Vereinen, alles sollte heute auf den Tisch gelegt und untersucht werden, weil viele verdächtige Stellen vorhanden sind, worunter sich die Würmer der Leere verstecken. Große Achtsamkeit und kritische Haltung ist angebracht.

Jede getaufte Person lebt und wächst in einer kulturellen Umgebung auf, die viele Ideologien produziert, großes Interesse hat an Macht über andere, große Sehnsucht spürt nach Ehre und die besonders der Lust nachjagt Ellenbogenpolitik

und Korruption zu fördern. Viele Menschen kommen dadurch in Elend und Not, wie das Sprichwort sagt: „Geld regiert die Welt“. Diese Kultur hat einen besonderen Glanz und viele Getaufte werden Anhänger dieser Lebensmodelle und bereiten sich dadurch eigenes Leiden und bringen der ganzen Gesellschaft Elend, Zerstörung, Krieg und Tod. Es braucht die gute Würze des Wortes Gottes und die Würze der Liebe des Heilandes Jesus Christus. Wenn diese Würze zu wenig im christlichen Leben gepflegt, aufgenommen und assimiliert wird, zeigen die sinnreichen Riten und alle Äußerungen des Glaubens zwar viel Festlichkeit und Farbe, aber im Denken und Handeln der Getauften wuchern viele stinkende Räume unchristlicher Kultur. Die Heiligen sind gelungene Beispiele von Christen, die den Selbenvorgang in der Welt gut bestanden haben.

Hauptsache, es funktioniert

In der Erziehung muss es nicht nur funktionieren, sondern es muss auch ein Reifen, ein Anliegen des Herzens, ein Verantwortungsbewusstsein erreicht werden. Dafür ist das Funktionieren nicht genügend.

In unserer Gesellschaft muss im Allgemeinen eines erreicht werden: das Funktionieren. Der Computer muss funktionieren, das Auto muss funktionieren, die Kirchenglocken müssen funktionieren, die Schule muss funktionieren, die Feuerwehr muss funktionieren, die Jugendarbeit muss funktionieren, die Pfarrei muss funktionieren, die Kirche muss funktionieren: Alles muss funktionieren. Wenn alles funktioniert, sind wir heutzutage überzeugt, dass alles erreicht ist, was der Mensch braucht. Bei näherer Betrachtung ergibt es sich bald, dass dem nicht so ist. Ich denke hier an eine

Mutter, die eine Tochter hat, von der sie möchte, dass sie kochen kann. Die Mutter verlangt, dass sie, eine Pastasciutta für die Familie bereiten soll. Da aber die Tochter schon viel Zeit braucht, die richtige Pfanne zu finden, den Sugo zu kochen, und dann die Spaghetti die längste Zeit kochen lässt, steht es mit dem pünktlichen Mittagessen nicht gut. Wenn die Mama und der Vati von der Arbeit kommen, ist die Speise nicht fertig oder sie ist verkocht. Es ist ein Elend. Sowohl der Vater als auch die Mutter beteuern: „Das funktioniert nicht.“ Und der Vater sagt zur Frau: „Du, Mama, koch du, dann funktioniert’s halt.“ Die Mama ist auch dieser Meinung und sagt zur Tochter: „Du kannst studieren oder fernsehen schauen, aber kochen tu ich selbst, dann funktioniert’s wenigsten.“ Von dem Tag an hat die Mama wieder selbst gekocht, die Tochter ist immer größer geworden, auch mit dem Essen hat es funktioniert. Eines haben diese Eltern nicht erreicht: dass die Tochter kochen gelernt hat. Mit der Zeit hat die Mutter ihrer befreundeten Nachbarin geklagt: „Meine Tochter kann nicht kochen. Sie ist sehr brav, aber ich war nicht imstande ihr die Freude des Kochens beizubringen.“ Da gibt es jetzt eine merkwürdige Feststellung: Vater und Mutter sagen selbst, wenn die Mama kocht, dann klappt es. Doch später klagt die Mutter, dass die Tochter nicht kochen kann. Was hat also die Mutter mit ihrer merkwürdigen Überzeugung gewollt? Hat sie gewünscht, dass es mit dem Essen funktioniert oder hat sie gewünscht, dass die Tochter kochen lernt? Aus ihrer Klage ist die Antwort klar. Sie wollte die Tochter dazu erziehen, dass sie kochen könne. Warum hat sie dazu nicht das Richtige getan? Weil sie beide Ohren auf die Meinung der Gesellschaft gerichtet hat und dummerweise geglaubt hat, wenn alles funktioniert, ist alles erreicht. Damit ist nicht alles erreicht. Wann funktioniert eine Schule? Wenn man erreicht,

dass die Hausaufgabenhefte tipp topp sind, kann man dann behaupten, dass die Schule funktioniert? Frage: Wie haben die Eltern die perfekten Hausaufgaben erreicht? Sie waren schlau! Nehmen wir an: Sie haben einfach Erwachsene bezahlt, die in den verschiedenen Dorfvierteln die Hefte der Schüler eingesammelt und für die Schüler die Aufgaben ins Heft geschrieben haben. So hat es bestens funktioniert! Aber was haben dabei die Schüler gelernt? Gar nichts!

So einfach wie diese beschriebenen Situationen dargestellt sind, so sagen sie leider eine sehr tiefe Wahrheit aus. Auf wie vielen Gebieten des Lebens handeln wir so! Es ist geradezu tragisch, dass wir das Funktionieren so hoch schätzen. Das gilt ganz besonders, wenn es um Erziehung geht. Bei der Erziehung muss es nicht nur funktionieren, sondern es muss ein Reifen, eine Ausdauer, ein Verantwortungsbewusstsein erreicht werden. Dafür ist das Funktionieren nicht genügend. Es ist oft sogar eine Bremse. Es braucht eine andere Einstellung. Man soll von jedem Menschen fordern, dass er selbst das tue, was er zu tun fähig ist; der Erzieher soll dort einspringen, wo jemand Hilfe braucht, um selbst handeln zu können. Hätte die Mutter so getan, wie wäre die Tochter gereift. Es sollte sich jeder fragen, wo er als Vater, als Mutter, als Mitarbeiter in der Pfarrei, als Pfarrer diese Einstellung nicht berücksichtigt, wo er sie berücksichtigen musste.

„Jain“ – Erstkommunion mit Bedingung

Schade wäre es, wenn die Spendung der Sakramente vollzogen wird, und die Eltern ungläubig bleiben.

Im Trentino hat ein Pfarrer kürzlich mit der Vorbereitung auf die Erstkommunion begonnen. Wie üblich hat er zuerst einmal die Eltern zu einer Vorbesprechung eingeladen. Doch haben sich auch Eltern untereinander vor dem Erscheinen beim Pfarrer getroffen und haben sich über die Erstkommunion unterhalten. Während des Treffens mit dem Pfarrer ist dann eine Mutter aufgestanden und hat im Namen der Eltern ihre Anliegen und Ansichten vorgetragen. Es war eigentlich mehr eine Bitte an den Pfarrer, eine Bitte, die sie mit allem Anstand vorgebracht hat, eine Bitte, von der sie gerechnet hat, dass der Pfarrer sie erfüllen würde. Es war eine Bitte, die sich nach Ansicht der Eltern als unerlässlich erwies, weil sie ja wussten, dass der Pfarrer auf diesen ihren Wunsch nicht von allein gekommen wäre. Denn so gut kennen die Gläubigen ja ihren langjährigen Pfarrer.

Also welchen Wunsch hatten die Eltern? Diese Mutter beteuerte vor allem einmal, dass alle Eltern einverstanden sind, die Kinder zur Erstkommunion zu schicken. Der Pfarrer dürfe ohne weiteres den Kindern die Erstkommunion reichen. Aber sie knüpften daran eine Bedingung und die mag den Pfarrer tatsächlich reichlich überrascht haben. „Geben Sie unseren Kindern nur die Erstkommunion, aber versprechen Sie uns, dass Sie den Kindern nichts sagen von der Pflicht am Sonntag zur hl. Messe gehen zu müssen“

Ob der Pfarrer zu dieser Bedingung „Ja“ oder „Nein“ gesagt hat, oder ob er dann eine Kompromisslösung gesucht hat, also zu einem „Jain“ gefunden hat, das weiß ich nicht. Ist auch nicht sehr wichtig. Denn jedwede Entscheidung des Pfarrers bringt

wahrscheinlich die Eltern nicht weiter. Hier kann man den Vergleich mit den Schülern in Deutschland anstellen: Wenn sie nicht lernen wollen, haben die Lehrer drei Möglichkeiten. Entweder „Nein“, sie steigen nicht in die nächste Klasse auf, bleiben in der gleichen Klasse sitzen und lernen in der selben Klasse wieder ein Jahr lang nichts; oder „Ja“, sie steigen in die nächste Klasse auf und lernen in der höheren Klasse nichts; oder aber es wird ein „Jain“, ein Ja-Nein versucht, durch irgendwelche (Herbst)-Prüfungen zwischendurch, für die sich diese Schüler auch nicht vorbereiten. Wie immer die Entscheidung getroffen wird, diese nichts lernenden Schüler bleiben unwissend. So erklärt es sich, dass es in Deutschland derzeit ungefähr 4 Millionen Erwachsene gibt, die nicht lesen und schreiben können, obwohl die meisten die vorgeschriebenen Jahre die Schulbänke gedrückt haben.

Bei der Bedingung nichts von der Sonntagspflicht zu sagen ist es ungefähr dasselbe. Wie immer der Pfarrer auf die Bitten der Eltern eingeht, von ihm hängt ja gar nicht viel ab, denn er geht ja zur Sonntagsmesse. Die Frage ist, welche Auffassung haben die Eltern von der Kommunion, von der Messe und vom Sonntag. Was ist die Kommunion für sie, dass sie diese wünschen und die Messe ausschließen? Oder welche Messe haben sie im Kopf, dass sie der Meinung sind, eine Sonntagsmesse stört die Kommunion. Welche Auffassung haben sie vom Sonntag, wenn er nicht vereinbar ist mit dem Empfang der hl. Kommunion? Hier liegen die Glaubensauffassungen und das tägliche Leben falsch. Es ist auch ziemlich gleich, wie die Feier der Erstkommunion gestaltet wird. Solange die Eltern diese Auffassungen im Kopf behalten, ist jede Lösung des Pfarrers ziemlich wertlos. Es ist schade, dass ein Mensch jahrelang Schule geht und Analphabet bleibt. Noch mehr schade wäre es, wenn die Sakramentenspendung so vollzogen wird, dass die Eltern ungläubig bleiben.

Je stiller, umso besser

Unerwartet entdeckte ein Maturant die Anbetungsstunde

Als ich die Maturaprüfung hinter mir hatte, sollte ich mit einigen Mitmaturanten zu Exerzitien gehen. Unser Religionsprofessor begleitete uns nach Lichtenstern, wo wir im damaligen Diözesanhaus drei Tage nicht reden durften, dafür aber Vorträge über den Glauben anhören konnten und uns dem persönlichen Gebet widmen sollten. Ich hatte allerdings eine Schwierigkeit, denn ich wusste, dass im Radio an einem Abend der Stille meine Lieblingsoper „Rigoletto“ von Giuseppe Verdi von der Scala in Mailand live gesendet wurde (Dauer mindestens 3 Stunden). Ich machte mich da an den Exerzitienmeister, einem gewissen Herrn Reiterer heran, der es sehr gut verstand, mit uns Jugendlichen umzugehen und uns anzusprechen, und versuchte, von ihm die Erlaubnis einzuholen, ausnahmsweise und ganz heimlich diese Oper zu hören. Doch er verstand es, meine Bitte ernst zu nehmen und gleichzeitig sie abzuschlagen. Er hatte eine besondere Begründung: Jeder Student sollte eine ganze Stunde allein vor dem Allerheiligsten Sakrament knien. Das lief nämlich folgendermaßen ab: Um 9 Uhr abends ging der erste in die Kapelle, wo die Monstranz mit der heiligen Hostie ausgesetzt war, und betete still den gegenwärtigen Jesus an. 10 Minuten vor dem Ende der Stunde musste er zu einem anderen Studenten laufen, ihn wecken, damit er ihn am Ende der Stunde ablöse. So wurde die ganze Nacht stundenweise vor dem Allerheiligsten gebetet.

Kürzlich traf ich einen meiner Mitschüler und wir plauderten über unsere Maturazeit. Unter den vielen schönen Erlebnissen wurde – man bedenke – auch die damalige

Anbetungsstunde hervorgeholt. Dieser Mitschüler, ein bekannter Akademiker, zeigte heute noch Freude über diese Stunde der Stille. Niemand hatte ihm je das Angebot einer Anbetungsstunde gemacht. Es war also für ihn eine totale Neuheit. Wie er dann allein mitten in der Nacht sich vor Jesus in der Hostie befand, empfand er fast eine Verantwortung Jesus gegenüber. Er hatte den Eindruck, wenn er nicht an ihn denke, würde es für Jesus so sein, als hörte der Betende ihm im Gespräch nicht zu. So bemühte er sich mit aller Kraft, ständig an den gegenwärtigen Herrn zu denken. Es kam ihm vor, als würde er wie in einem privaten Zimmer bei Jesus eine Sprechstunde erleben. Unerwartet entdeckte er, wie gütig der Herr ist, und in dieser Stimmung der Freude und der Erfüllung flog die Anbetungsstunde dahin. Wenn er sich vorher gesorgt hatte, wie er eine lange Stunde anbeten könnte, so bedauerte er jetzt, dass die Zeit schon vorbei war. Es blieb ihm nur noch ein Wunsch übrig, diese Anbetungsstunde nicht die letzte sein zu lassen. Während er mir das erzählte, fiel mir auf, wie genau er sich nach gut 50 Jahren an dieses Erlebnis erinnerte.

In unserer Pfarrei von Vahrn wird jeden Freitag, von 19 bis 19.30 Uhr, allerdings nur eine halbe Stunde, die Gelegenheit geboten, still vor dem Allerheiligsten zu beten. Wir stehen heuer im Jahr der Eucharistie. Ich lade herzlich jede und jeden ein, diese Gelegenheit zu nutzen. Wer mit Jesus persönlich spricht, wird eine persönliche Antwort bekommen.

Können Einsicht und Vertrauen sich verbinden?

**Nicht der Nutzen, nicht der eigene Vorteil sind
maßgeblich, sondern die Wahrheit.**

Vor 10 Jahren als die Berliner Mauer fiel, kam in der Freude der Freiheit eine Hausfrau in den Westen, um sich die große Freiheit des Westens und seinen Wohlstand anzuschauen. Zuerst wollte sie eine Wurst für die Mahlzeit zuhause in Ostberlin kaufen. Deswegen ging sie ins Fleischergeschäft und meldete der Verkäuferin des Westens: „Ich hätte gern eine Wurst“. Da wusste die Verkäuferin nicht, was sie ihr geben sollte: „Wir haben 60 Sorten Wurst! Welche Wurst wollen sie dann?“ Da war die Ostdeutsche in Verlegenheit, denn in den Geschäften der DDR hat es nie diese Frage nach der Auswahl gegeben. Es nützte nichts, dass sie beteuerte, es sei ihr gleich welche, denn der Verkäuferin war es auch gleich, welche sie nehmen sollte. Alle Wurstsorten waren von bester Qualität. „Ja Frau, Sie müssen sich für eine Sorte entscheiden“.

Du bist frei, deswegen musst du

Das ist eine merkwürdige Situation. Du kannst freiwillig auswählen und bist aber gezwungen auszuwählen. Ist man da frei oder gezwungen? Man ist beides. Ganz frei, was man nimmt, aber ganz gezwungen selbst auszusuchen. Man nennt diese merkwürdige Situation mit dem Wort Wahlzwang. In dieser Situation kann niemand sagen: „Nimm diese Sorte, ich nehme sie auch immer“. Der andere würde da sagen. „Mir ist lieber eine andere Sorte, da lasse ich mir von niemandem dreinreden“. Ja da muss jeder selbst wissen, was nach seinem Geschmack besser ist. Jeder wird auch das respektieren. „Bitte, nimm die Sorte, die du willst, welche musst du selbst wissen, das ist deine An-

gelegenheit“. Wie oft sagen wir: „Mir gefällt das besser“. Dann wird das genommen. „Nach meiner Meinung ist das so.“ Dann gilt es auch so. Sicher können sich alle informieren, was zu dem Produkt oder zu dem anderen zu sagen ist, aber schließlich entscheidet jeder nach seiner eigenen Meinung, für die er niemandem Rechenschaft abzulegen braucht. Jeder ist frei. Nur, entscheiden muss er! Da hat er keine Freiheit. Diese Situation gibt es erst seit wenigen Jahrzehnten in der Geschichte der Menschheit.

Auto, Wurst und Vater auf gleicher Ebene

So ähnlich ist es auch beim Kauf eines Autos oder eines Computers. Einer fragt, welche Vorteile ein Typ oder welche Vorteile der andere bietet. Schließlich lässt der Verkäufer auch beim Auto jeden selbst entscheiden. Autos und Computer gibt es in so vielen Arten, wie bei den Würsten. Deswegen herrscht auch beim Autokauf Wahlzwang. Nicht anders ist es beim Fernsehprogramm. Für den Sohn ist eine Sendung, für den Vater eine andere und für die Mutter wieder eine andere, diejenige, die sie sehen möchten. Auch da gibt es Wahlzwang. Angenommen in einer mehrköpfigen Familie gäbe es nur einen Fernseher und es müsste jeweils abgestimmt werden, welche Sendung von allen gemeinsam gesehen werden soll. Da hat jeder eigentlich das gleiche Recht. Denn, dass einem diese, dem anderen jene Sendung besser gefällt, kann weder der Vater noch der Sohn bestreiten. Nur jeder selbst kann entscheiden, was er für besser hält. Da gibt es nur mehr das Spiel der Argumente. Denn bringt der Vater Gründe für seine Sendung, sagt ihm der Sohn ganz zu Recht: „Nach meinem Empfinden, nach meiner Kenntnis ist meine Sendung viel gefälliger, viel besser, viel nützlicher usw.“ Nehmen wir aber an, es gäbe in dieser Familie drei Buben und ein Mädchen. Wie

könnte dann die Abstimmung nach demokratischen Kriterien ausfallen? Da die Söhne eher den gleichen Geschmack bzw. Wertschätzung bei TV-Sendungen haben, dürfte die Wahl so ausfallen, dass die vier Jungen deutlich gewinnen würden. Der Vater dürfte allein mit seiner Meinung sein und meistens das Nachsehen haben.

Einsicht statt Vertrauen

Aber wie immer die Abstimmung jeweils ausgehen sollte, es hat immer die Mehrzahl recht. Das könnte manchmal auch so sein, dass auch der Vater recht bekommt. Aber von wem bekommt er recht, wer führt die Familie? Die Zahl! Sicher führt sie nicht der Vater. Wo die besseren Argumente und die Abstimmung entscheiden, ist der Vater in der Familie bereits einer, der nicht mehr die Familie führt. Wo die Argumente zählen, braucht es kein Vertrauen, da braucht es auch keine Liebe. Hier wiegt eigentlich nur die Einsicht. Wenn der Sohn die Argumente des Vaters einsieht, dann wird er für seinen Vorschlag stimmen, aber wegen der Einsicht nicht wegen des Vertrauens zum Vater. Den dummen Tanz führt jetzt die Einsicht auf. Ist es nicht sehr schwer etwas einzusehen, was einem nicht passt. Sieht der Trinker leichter die Argumente des Wirtes oder die Argumente des Arztes ein? Kann ein Geizhals seinen Geiz einsehen?

Vertrauenspersonen adieu!

Wo allein die Einsicht in die besseren Argumente ausschlaggebend wird, da ist jede Rolle, die auf gegenseitigem Vertrauen beruht, ausgeschaltet. Kann man das nicht auch auf die Ehe anwenden? Es heißt, die Ehe soll dann nicht geschieden werden, wenn gute, einsichtige Argumente gegen die Ehescheidung vorgelegt werden können. Damit ist bereits die Gültigkeit des

Treueversprechens von selbst aufgeben; genauso ist es in der Freundschaft. Wenn unter Freunden die besseren Argumente zählen, dann ist die Freundschaft bereits gestorben; dasselbe kann man auch auf die Schule anwenden. Wenn der Lehrer dann Zustimmung bekommt, wenn er die besseren Argumente bringt, dann ist der Lehrer als Erzieher bereits aufgegeben. Er funktioniert in der Schule, wie ein Computer. Als Vertrauensperson ist er abgelehnt.

Das kann man auch für den Pfarrgemeinderat sagen. Wenn der Pfarrer nur dann Vorschläge durchsetzen kann, wenn er die besseren Argumente hat und diese von den Pfarrgemeinderäten auch eingesehen werden, da ist es mit ihm wie mit dem Vater in der Familie: als Pfarrer, zu dem man Vertrauen haben kann, existiert er nicht mehr. Lieber Leser, liebe Leserin, führe selbst die Reihe der Beispiele weiter.

Mit dem Schlagwort: „Recht hat, wer die besseren Argumente hat“ wird die Methode eingeführt, mit den Menschen umzugehen wie mit den Dingen, die man im Geschäft kauft, wie mit den Würsten. Je öfters einer über Personen sagen kann: „Nach meiner Meinung ...“, desto seltener kann er über Personen sagen: „Du bist ... meine Gattin, mein Vater, meine Mutter, mein Freund, mein Pfarrer, ... mein Bischof, mein Papst, mein Christus ... Wenn Buddha die einsichtigeren Argumente hat als das Kreuz Christi, was dann?“

Dann ergibt sich genau jener Grund, der diese merkwürdige Minderung der Autorität bewirkt. Darüber haben schon in der Antike Platon und Aristoteles nachgedacht. Sie stellten sich die Frage, welches denn wirklich das bessere Argument sei? Für den Habsüchtigen ist immer das bessere, das, was ihm mehr Hab und Gut bringt. Jedem Habsüchtigen leuchten die

Argumente am besten ein, die ihm Vorteile bringen. Besonders oft wird jenes Argument als das bessere bewertet, das Nutzen, mehr Nutzen bringt. Das gilt für den Vater wie für den Sohn. Die Antwort der beiden griechischen Philosophen ist heute immer noch gültig, ja unerlässlich. Nicht der Nutzen, nicht der eigene Vorteil sind maßgeblich, sondern die Wahrheit. Bedenken wir die Szene, in der Jesus vor Pontius Pilatus steht. Pilatus zittert um seinen Machtstuhl, Jesus spricht von seinem Reich, das nicht von dieser Welt ist. Welche Argumente zählen, die der Juden, die von Jesus? „Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.“ (Joh 18, 37) Welche Freude hätten Platon und Aristoteles, die vier Jahrhunderte vor Christus gelebt haben, gehabt, wenn sie das Beispiel Christi erlebt hätten! Ohne Bemühung um die Wahrheit schlittert alles ins Paradoxe, ins Widersinnige.

Langweilig, Langeweile

Wenn einer Langeweile verspürt, so bekommt er vom Herrn eine Mahnung, weil er viel zu wenig investiert, um Sinn im Leben zu finden.

“Immer das Gleiche!” hört man stöhnen mit einem Ton der Enttäuschung und des Vorwurfs. Was ist das? Das ist eine Beschreibung von Langeweile. “Immer das Gleiche”. Das scheint so im ersten Augenblick glatt wahr zu sein. Dann aber fährt man mit dem Auto nach Brixen und nimmt den Weg an unse-rem Sportplatz vorbei. Da kann es passieren, wie es vor kurzem wieder war, dass von der Kaserne bis am Blasegger vorbei sich eine lange Schlange von geparkten Autos erstreckt. Da muss es etwas Interessantes geben. Ja das gibt es. Wieder ein schönes,

wichtiges Fußballspiel. "Immer das Gleiche". Beim Fußballspiel stimmt das gewiss. Immer die gleichen Regeln, immer einige (meistens ganz wenige) schießen Tore, immer der Schiedsrichter mit seiner Pfeife, immer das gleiche Feld ... immer das Gleiche. Und das nicht nur in Vahrn! Nein, das Gleiche in ganz Südtirol, das Gleiche in ganz Europa, das Gleiche in der ganzen Welt. Noch nicht genug: das Gleiche zu meiner Jugendzeit, das Gleiche heute, das Gleiche seit mehreren Generationen. Muss das nicht langweilig sein! Immer das Gleiche.

Nein! Das ist durchaus nicht langweilig. Auch dann nicht, wenn die Spieler ein billiges Spiel bieten. Aber die Autoschlanke und die brüllenden Zuschauer ist der beste Beweis, dass "Immer das Gleiche" tatsächlich interessant sein kann. Millionen Menschen ergötzen sich beim Fußballspiel.

Eine Frage drängt sich von selbst auf: Warum ist das Fußballspiel nicht langweilig, obwohl die Spielregeln immer die gleichen sind? Ist das Fußballspiel wirklich das einzige interessante Spiel? Nein, ganz bestimmt nicht. Das Fußballspiel hat einen Vorteil, den andere Spiele nicht haben: es eignet sich besonders wirtschaftlich ausgenutzt zu werden: Große Stadien sind die Freude der Architekten; der Spieltisch ist ein großer Spielplatz zur Freude der Kassaleute und der TV-Gesellschaften; die große Masse von Zuschauern passt zu dem Spiel wie der Fuß zum Gaspedal. Deswegen trifft eine Bedingung zu, die "Immer das Gleiche" in "Desto interessanter" verwandelt. Und worin besteht diese Bedingung? Dass viele, viele Menschen ständig versuchen aus diesen einfachen immer gleichbleibenden Regeln neue Möglichkeiten, neue Überraschungen, neue Schwierigkeiten, neue Techniken abzugewinnen. Das geschieht durch viel Schulung, viel Übung, viel Diskussion (TV-Sendungen), viel Schrifttum (Sportzeitungen) usw. Ein Aufwand von respektabler Mühe

und Dauerhaftigkeit! Dadurch lässt sich im Gleichbleibenden viel Neues finden. Was würde in der Familie geschehen, wenn die Spielzeuge für die Kinder das Schicksal des Fußballspiels fänden? Wenn sich Eltern, Geschwister, Verwandte usw. mit aller Kraft bemühen würden, alles, was aus diesem Spiel herausgeholt werden kann, auch tatsächlich herausgeholt wird? Ja ganz einfach. Es würden überhaupt nur mehr ein oder zwei Spiele genügen. Denn "Immer das Gleiche" kann man immer spielen und wird immer interessant, wenn man sucht. "Wer sucht findet" sagt der Herr Jesus selbst.

Ich bin Pfarrer und nicht Sportmanager. Deswegen der Vergleich mit der hl. Messe. Kann man nicht auch von der Messe sagen, dass sie - und zwar viel länger - aber immer die gleiche Abwicklung hat, die gleichen Regeln? Ja, das kann man sagen. Es ist zwar eine Feier und nicht ein Spiel, aber das hat sie mit dem Spiel gemeinsam: "Immer das Gleiche". Trifft es nicht auch für die hl. Messe zu, dass Millionen von Menschen in vielen Generationen auf der ganzen Welt sie zur meistbesuchten Feier schlechthin machen? Ja, das trifft zu.

Wann ist "Immer das Gleiche" gleich Langeweile? Wenn ein Mensch nicht die Mühe aufbringt, Sinn zu finden. Wer nicht Zeit, Mittel, Erfahrung und Hilfe anderer einsetzt, um einer Feier, einem Spiel Sinn abzugewinnen, der wird bei den schönsten Feiern oder Spielen sich langweilen.

Wenn einer sagt: "Das ist langweilig", sagt er, dass er selbst langweilig ist. Die Langeweile ist immer das Problem des Einzelnen. Wenn einer Langeweile verspürt, so bekommt er von der Natur eine Mahnung, weil er viel zu wenig investiert, um Sinn zu finden. Da gilt das vorherige Wort des Herrn: "Sucht und ihr werdet finden".

Jeder, der einen Gelandweilten kennt, soll sich bemühen, ihm zu helfen Sinn zu finden. Denn gelangweilte Menschen sind bereits tote Menschen. Wer immer rennen muss, denn sonst langweilt er sich, der wird vor lauter herumflitzen stürzen. Stress aufbauen heißt nicht Langeweile überwinden!

Das Schlimmste für ein Volk wäre es, wenn viele Menschen gähnen würden. Denn ein gähnendes Volk haben die alten Römer in ihrem Wohlstand für revolutionsträchtig betrachtet.

Bitte, wenn das Wichtigste und das Schönste im Leben langweilig wird, weil es "Immer das Gleiche ist", nicht nach "was anderem" gleich suchen, sondern möglichst beim Gleichen bleiben und mit aller Kraft Sinn darin suchen.

Messopfer: was ist das?

Es ist ein Geschenk an Gott, wobei die Gabe Jesus selbst ist.

Einer von uns trifft einen Mohammedaner, der uns fragt, was das Messopfer ist. Die Mohammedaner haben bekanntlich nicht gottesdienstliche Opfer. Jetzt soll ich ihm auf gut deutsch erklären, was es ist. Da wird mancher in Verlegenheit kommen, obwohl er vielleicht jeden Sonntag zur Kirche geht, um das Messopfer zu feiern.

Eine einfache Antwort habe ich bei den Gesängen für die Kindermesse gefunden. Im blauen Gesangsbuch „Ein Kreis beginnt zu leben“, ist auf Seite 304 ein schönes Lied für die Opferrung zu finden. In dem Lied wendet sich das Kind in der dritten Strophe an Gott mit den Worten: „Weil ich dich so liebe, will

ich dich beschenken“. Hier ist mit diesen einfachen Worten die Wurzel des Messopfers angegeben. Der Beginn ist die Liebe zu Gott. Wenn ein gläubiger Christ zur Überzeugung kommt, dass Gott sehr gut ist, so dass er Gott selbst liebt, dann ist sein Leben ein anderes geworden, wie immer ein Mensch anders wird, wenn er jemanden liebt. Das zeigt sich besonders, wenn sich einer verliebt, aber nicht allein dort. Jedes Mal, wenn in unserem Leben ein alter oder junger Mensch in unsere Liebe eindringt, ist es ein Ereignis, das uns bereichert. Es ist jedem nur zu wünschen, dass er im Laufe der Jahre immer mehr Menschen lieben und schätzen lernt. Das größte Glück ist es, dass ein Mensch Gott zu lieben lernt.

Ganz von selbst erwacht dann im Leben eines normalen Menschen der Wunsch, dem Geliebten eine Freude zu bereiten. Meistens greift man zu einem Geschenk. Genauso wie es in diesem schönen Lied steht: „Weil ich dich so liebe, will ich dich beschenken“.

Ich werde versuchen, manche Kinder zu fragen, was sie dem Herrn schenken möchten. Sicher etwas, was in ihrer Möglichkeit steht und etwas, was Gott Freude macht. Was wird das sein? Was können wir Menschen Gott schenken, was Gott Freude macht? Vergessen wir nicht, dass Gott alles erschaffen hat, und dass Gott alles besitzt. Wir sind in der Situation, dem Reichsten ein Geschenk machen zu wollen.

Das Richtige auszusuchen ist meistens schon unter Menschen schwer. Es gibt ein Sprichwort, das sagt: „Das Rechte nach Bedarf zu schenken, macht immer nötig scharf zu denken“.

Was kann Gott wirklich eine Freude machen. Die alten Israeliten haben Gott als Geschenk meistens ein Tier (Haustier) ge-

schenkt, das für sie selbst sehr, sehr viel bedeutet hat (gutes Fleisch für das Essen, guter Preis für den Handel, gute Kraft für die Feldarbeit, viel Pflege bei der Aufzucht). Sie haben schon gewusst, dass Gott nicht isst, deswegen haben sie das Tier einfach verbrannt, zum Zeichen, dass sie es wirklich weggeschenkt haben. Sie hofften, dass Gott dabei wenigstens den Duft gerne rieche.

Aber Gott hat durch die Propheten oft sagen lassen, dass er von den vielen Opfern nichts hält. Er hatte manchmal den Eindruck, dass die Menschen ihn durch die Geschenke ja nur irgendwie kaufen wollten, wie die Geschäftsleute die Klienten. „Ich mag eure Geschenke ja gar nicht! Hört mir auf mit diesen Geschenken. Alle Tiere der Welt gehören ja schon mir, bevor ihr sie mir schenkt.“ (Amos 5,2; Jes 1,11; Ps 51,18; Jer 6,20; Ps 40,7)

Denken wir uns einmal aus, was für Gott wirklich ein Geschenk sein könnte, dann müssen wir freilich scharf denken. Wir bekommen nichts in die Hände, was er nicht schon besitzt, denn er ist der Schöpfer.

Die wirkliche Freude Gottes ist Jesus Christus. Er ist Mensch, und auch Gott. Wenn ein Mensch Gott liebt und sich ihm schenkt, dann hat Gott wirklich eine Freude. Das hat er uns selbst mitgeteilt.

Bei der hl. Messe wiederholt Christus den ganzen Akt der Liebe zum Vater, wie er es am Kreuz getan hat. Bei der Wandlung wendet sich Christus zum Vater mit seiner ganzen Liebe. Wir sind in der Taufe in Christus eingebunden worden und schließen uns an seine Liebe so eng an, dass die Liebe Christi auch unsere Liebe ist. In dieser Situation können wir Gott ein echtes Geschenk bringen, das ihm Freude macht. Einen anderen Weg, Gott wirklich zu beschenken gibt es nicht.

Gott schätzt die Güte eines jeden Menschen. Aber eine Güte, die wirklich seiner Größe entspricht, ist nur die Güte Christi, des menschgewordenen Sohnes Gottes. Was ist also ein Messopfer. Es ist ein Geschenk an Gott, wobei die Gabe Jesus selber ist.

Wenn wir zur Messe gehen, sollen wir trachten uns bewusst zu sein, dass wir Gott ein Geschenk geben, das ihm Freude macht. Mir scheint es unwahrscheinlich viel zu sein, Gott eine Freude machen zu können. Jeder Gläubige, der Gott liebt, will das. „Weil ich dich so liebe, will ich dich beschenken.“

Notruf blitzt ab

Wollen Sie beim Spenden absolut sicher sein vor langen Fingern, dann spenden Sie nichts.

Tante Miki hat jeden Tag ein bisschen Geld in eine extra Schachtel gegeben, um es dann für die Armen zu spenden. Steter Tropfen höhlt den Stein. Nach einiger Zeit war die Schachtel eine kostbare, volle Schachtel geworden. Also wollte Tante Miki endlich das Geld den Armen zufließen lassen.

Sie hat allerdings auch jeden Tag die Zeitung gelesen. Überall Schwindler: nicht nur in Süditalien, nein auch in Österreich und in Deutschland und auch in Südtirol. Von den Berichten dieser gewissenlosen Betrüger war sie ganz angeekelt. Sie wollte nur die Armen erreichen und sie wollte die versteckten Diebe sicher übergehen.

Da ging sie zum Herrn Pfarrer und besprach sich mit ihm, wie und wo und wann und was und wodurch sie das Geld ohne jedes Risiko zu den Armen bringen könnte.

“Nach Indien zu den Erdbebengeschädigten auf keinen Fall, denn da fließt schon zu viel Geld und da bin ich mir sicher, dass es jemand gibt, der das Geld auf seinem Weg zu den Armen in den eigenen Geldbeutel fließen lässt. Bestreiten, und zwar mit Beweisen konnte der Pfarrer das auch nicht. Er meinte: “Wiszen Sie was: Schicken Sie das Geld der Caritas unserer Diözese, da wird schon wirklich sehr verlässlich gearbeitet.” Überraschenderweise gefiel der Vorschlag Frau Miki nicht. “Nein von der Diözesancaritas weiß ich ja auch nicht, wer dort seine Hand im Spiel hat. Diese langen Finger! Und diese Südtiroler! Sie wissen, Herr Pfarrer!”

Da wurde der Herr Pfarrer ein wenig stutzig und brachte die ganze Angelegenheit “ad absurdum”, in die Übertreibung. “Ja, wenn Sie ganz sicher sein wollen, bringen sie das Geld selbst nach Indien, dann sind Sie sicher!” Tante Miki ging auf den Vorschlag nur so weit ein, als sie noch mit vernünftiger Haltung behaupten konnte, sie könne nicht nach Indien fahren. Ansonsten merkte sie die beabsichtigte Übertreibung des Pfarrers nicht. Der Vorschlag erschien ihr schon sehr gut. „Nein,“ sagte sie, „das kann ich auch nicht, aber bitte schlagen sie mir andere Vereine oder Initiativen für die Armen vor, wo ich ganz sicher bin, aber schon ganz sicher“. Der Pfarrer nannte alle Möglichkeiten, die er kannte. Aber jedes Mal kam ein klares “Na da bin ich mir auch nicht ganz sicher”. Als der Pfarrer nichts mehr vorzuschlagen hatte, hat er, um zum Ende zu kommen, ein Ass gewagt: “Wollen Sie wirklich sicher sein, ganz sicher?” “Ja!” antwortete die Frau. “Dann geben sie überhaupt nichts den Armen, dann sind Sie ganz sicher!”

Traktoren sollen Schriftgelehrte zerquetschen

Der Griff nach Gewaltlösungen liegt schon bei Kindern sehr nahe.

Dass unsere lieben Kinder sprühend und fantasievoll sind, erlebt man mit ihnen ja jeden Tag. Es ist geradezu lustig, was ihnen alles einfällt, wenn man mit ihnen einen heiligen Text aus dem Evangelium liest. Da heißt es „pronto“ sein, sonst springen die in alle Richtungen. Ich denke jetzt zum Beispiel an das Wunder der Heilung der verdorrten Hand.

Als ich mit ihnen gelesen habe, wie der Mann ausgeschaut hat mit seiner verdorrten Hand, da hat es ja schon tolle Bemerkungen gegeben. Als sie einen Blick auf die Pharisäer geworfen haben, die da in der Synagoge herumstehen und lauern wie eine Katze auf die Maus, um Jesus und den Mann mit der kranken Hand zu schikanieren, da ist die Fantasie der Kinder lebendig geworden. Als ich sie mit einer gezielten neuen Frage auf den Mut des Kranken aufmerksam machen wollte, da ist es noch dicker gekommen. “Was hättest du getan: wärest du in die Mitte der Synagoge gekommen, wie Jesus gewünscht hatte? Würdest du Jesus folgen, wenn du dabei wüsstest, dass die Gesetzeslehrer dich nachher verfolgen?” Jetzt haben die schlaueren Köpfchen gleich gewusst: “Nein, Jesus will ich nicht beleidigen, ich will ihm gehorchen. Aber was mache ich mit den schlimmen Gesetzeslehrern?” Da haben meine kleinen, pffiffigen Gesprächspartner sofort den vierten Gang der Fantasie eingeschaltet und recht praktische Auswege aus der Zwickmühle gefunden.

“Ich würde sofort mit meinem großen Bruder (big brother) ausmachen, nach dem Gottesdienst außerhalb der Synago-

ge sie mundtot zu machen”. Eine Lösung! Es gab aber sofort eine andere: “Ich würde den Traktor meines Vaters holen und diese Gesetzeslehrer richtig zerquetschen!” Sofort war der nächste Vorschlag bereit. “Ich würde ...” Da habe ich dann die Serie der Vorschläge gestoppt. Ich wusste ja, dass sie immer gewalttätiger würden. Vielleicht hätte jemand auch das Jagdgewehr des Vaters oder des Nachbars in Erwägung gezogen. Es ist nur gut, dass sie nicht so viel Bezug zu Bomben haben, wie ich als Kind hatte, sonst wären die am Ende auch als Lösung vorgeschlagen worden.

So witzig dieser Dialog zu sein scheint, enthüllt er doch eine gewisse bedenkliche Haltung. Der Griff nach Gewaltlösungen liegt sehr nahe. Es fällt ihnen nicht so schnell die Haltung der Liebe ein, die allerdings in den Worten des Evangeliums so drängend durchklingt. Setzen die Kinder bei uns die Brille der Gewalt auf, wenn sie was lesen, auch wenn sie das Evangelium lesen? Wer kontrolliert ihre Brillen? Da ist jede Bemühung die Kinder mit dem echten christlichen Geist bekannt zu machen sehr angebracht, denn Gewalt ändert nichts, nur die Namen der Machthaber.

Unsere Hoffnung ist die Jugend

Auch die Jugend garantiert nur so viel, wie sie auf Christus ihre Hoffnung setzt.

Man hört sehr oft sagen: “Unsere Hoffnung ist die Jugend!” Als Begründung wird dann meistens angegeben, dass die Jugend eben die Gruppe jener Personen darstellt, die an die Stelle der Menschen, die jetzt erwachsen sind, treten wird. “Wenn wir gehen müssen, dann wird die Jugend unseren

Platz besetzen". Insoweit hat diese Begründung eine Gültigkeit, als eben sicher ist, dass im Durchschnitt die Jungen leben werden, wenn die Alten gestorben sind.

Ich kann mich erinnern, dass der Staatspräsident Pertini immer wieder seine Hoffnung für die Zukunft in die Jugend gesetzt hat: "Ich bin für die Zukunft optimistisch, denn ich setze mein Vertrauen auf die Jugend". Er war Präsident in den siebziger Jahren. Damals gab es die sogenannten "anni di piombo", die "bleiernen Jahre". Man stellte sich diese Jahre deswegen aus Blei vor, weil sie so schwer waren. Es grassierte damals sehr stark die Gewalt, der Terrorismus. Jeden Tag hörte man im Radio von Bomben, von Menschen die auf offener Straße, in den Universitäten erschossen oder entführt wurden.

Vor drei Tagen (2001) haben neue Bombenanschläge in Italien sehr aufhorchen lassen. Man hat sie sofort, dem Stil nach, in Verbindung mit den "roten Brigaden" gebracht, die Angst der siebziger Jahre ist plötzlich wieder aufgeflammt.

Da kann man sich fragen: Sind die Bombenleger von heute nicht die Jugendlichen von gestern? Hat man damals nicht ausgerechnet auf diese Jugendlichen die Hoffnung gesetzt? Da muss man schon mit "Ja" antworten. Man kann auch noch eine andere Tatsache berücksichtigen. Hat es nicht in der Geschichte der Menschheit immer Kriege gegeben? Ist der neue Krieg in dieser unendlich langen Reihe nicht von der Jugend von gestern geführt worden? Die Kriege sind von Generation zu Generation immer grausamer und schrecklicher geworden. Hat dann die Hoffnung, die man auf die Jugend gesetzt hat, sehr viel gebracht? Diese Hoffnung ist wohl oft nur eine Illusion!

Da braucht es schon einen anderen Grund, um den Baum der Hoffnung zu pflanzen, der grünen und wachsen soll. Ganz wichtig, der wichtigste Grund, ist ein Ereignis, das für die Menschheit wie ein Neuanfang war. Ich denke an die Auferstehung Christi.

Allerdings ist die Auferstehung nicht eine Tat der Jugend, ja auch nicht der Erwachsenen. Denn sie ist ein Geschenk Gottes. Auch ist die Auferstehung nicht hervorgebracht worden durch Gewalt. Der Auferstandene hat nach seiner Auferstehung auch nicht Gewalt angewandt, weder gegen Herodes noch gegen Pilatus, noch gegen Kajaphas. Er hat seine Feinde und seine Mörder nicht durch stolze Siegesgebärden niedergeschmettert. Ganz im Gegenteil: Der Auferstandene hat überhaupt kein Bangen für die Zukunft gezeigt. Sie gehört einfach ihm. Denn wer oder was kann einen Auferstandenen, der nicht mehr sterben kann, vernichten? Ob die Menschen mit der Atombombe, oder mit der Klonung, oder mit der Globalisierung kommen, echte Gefahren für ihn sind sie alle nicht.

Jetzt zu Ostern sollten wir uns dessen bewusst sein und unsere Hoffnung auf ihn setzen, auf Christus.

Sollten wir aber auch von der Jugend viel halten, dann sollte unser Bemühen für sie dahingehen, dass wir ihr helfen, schon in der Jugend auf den Auferstandenen zu bauen. Auch die Jugend garantiert nur so viel, als sie auf Christus ihre Hoffnung setzt. Denn nur der auferstandene Herr ist der wirkliche Anker jeder Hoffnung.

Verschiedene Sorgen: Gemeinschaft oder Einsamkeit ernten

Irgendwann steht jeder Mensch vor einer Kreuzung zweier Wege: Der eine führt in die Gemeinschaft und der andere führt in die Einsamkeit.

Bei einem Gang durch unser Dorf Vahrn bin ich einmal einer Gruppe von Vahrnern begegnet, die fröhlich beschäftigt waren das Fest für alle Bewohner einer Vahrner Straße zu organisieren. Wenn Menschen einer Straße zusammenkommen, sind sie alle Nachbarn trotz verschiedenen Alters, trotz verschiedener Berufe, trotz verschiedener Sorgen und Probleme, trotz verschiedener Sprache. Sie gehören durch die gemeinsame Straße zusammen. Mir ist dann sofort in Erinnerung gekommen, wie in früheren Zeiten in unserem Tiroler Lande Nachbarschaften oft gemeinsam gekartet, geplaudert, sich gegenseitig ausgeholfen haben und trotz mancher Probleme zu einer gegenseitigen, vielfältigen Beziehung gefunden haben. Damals gab es keine Sozialfürsorge, dafür bemühten sich die Nachbarn sich anzusprechen und sich gegenseitig zu helfen. Ich habe es als äußerst positiv empfunden, dass in unserer Pfarrei in Vahrn die Bemühung vorhanden ist, aus einer Straße eine Nachbarschaft zu machen. Das dürfte aber wohl eine wertvolle Ausnahme sein. Würden nur unsere Wohnblöcke alle sich bemühen eine Nachbarschaft zu werden! Denn da gibt es oft leider Menschen, die Tür an Tür wohnen und sich höchstens, wenn es gut geht, grüßen. Heutzutage kann man Familien finden, wo beide Eltern arbeiten müssen und deswegen die Kinder oft stundenlang allein lassen müssen. In der Nebenwohnung wohnt eine Frau, die ganz allein ihr Leben fristen muss. Die eine Familie wäre gesünder, wenn die einsame Frau für die Kinder eine gesuchte Bezugsperson wäre; andererseits wäre diese alleinlebende Frau viel fröhlicher, wenn die Kinder der Nachbarsfamilie ihr gelegentlich

anvertraut würden. Täte man alle unter Zeitdruck lebenden Personen auf die eine Waagschale und die in Einsamkeit lebenden Personen auf die andere Waagschale legen, dann gäbe es personell fast immer eine Möglichkeit, sowohl den Stress als auch die Einsamkeit auszugleichen und abzubauen. Wir sind aber moderne Menschen und legen sehr viel Wert möglichst selbstständig zu sein. Leider ist es manchmal im Leben schwer, konkret zu unterscheiden, ob man selbstständig wird, oder ob man sich isoliert. Denn beides, Selbstständigkeit und Vereinsamung, hängen geheimnisvoll zusammen, wie das strahlende Feuer mit dem dunklen Ruß. Irgendwann steht jeder Mensch vor einer Kreuzung zweier Wege: Der eine führt in die Gemeinschaft und der andere führt weg. Aus verschiedenen freien Entscheidungen im Laufe des Lebens, bauen wir uns Selbstständigkeit oder Einsamkeit auf. Merkwürdigerweise ist meistens der Weg, der von der Gemeinschaft wegführt, der leichtere. Aus diesem einfachen Grund ist verständlich, wovor ein Sprichwort warnt: „Der Nebenfluss trennt sich nicht vom Hauptfluss, um selbstständig zu fließen.“ Die Lebensweisheit, die in diesem einfachen Bilde ausgedrückt wird, ist möglichst zu beachten und zu leben. Trotzdem bleibt es wahr, dass sich jetzt viele Menschen in der Einsamkeit befinden. Für alle diese, bemüht sich der „Dachverband der Sozialverbände Südtirols“ zu helfen, und zwar in verschiedener Weise. Alle Arten der Hilfe werden zusammengefasst durch die einzelnen Buchstaben des Merkwortes „Selbsthilfe“. Dann ergibt sich die folgende Aufzählung: Sich selbst helfen; Einsamkeit überwinden; Lebensfreude tanken; Beziehungen aufbauen; Schwierigkeiten überwinden; Teilnehmen und verstehen; Hilfe geben und annehmen; Informationen sammeln; Leute treffen; Fähigkeiten stärken; Eigene Kraft spüren. Als Pfarrer muss ich in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, wie heilend der regelmäßige, gemeinsame Gottesdienstbesuch am Sonntag ist.

Warum eine Präsentationsanlage in der Kirche?

Der Pfarrgemeinderat hat die Anbringung einer Präsentationsanlage in der Kirche von Vahrn beschlossen (2007). Da wird sich mancher die Frage stellen, wozu eine solche Anlage dient und wie sie benutzt wird.

Es lassen sich mit diesem neuartigen und raffinierten System Bilder, Texte und Musik vorführen. Mit diesen drei Möglichkeiten, die sich direkt an das Auge und an das Ohr richten, ist eine vielfache Anwendung möglich.

Vor allem kann das Altarbild ersetzt werden durch ein anderes ebenso großes und schönes Bild, das für das jeweilige Fest passt. Man denke an unsere Vorfäter, welche Freude sie gehabt hätten, wenn sie das Altarbild öfters wechseln hätten können. Sie haben auch Altäre aufgerichtet, bei denen man während des Kirchenjahres einmal das Altarbild wechseln konnte. Das Altarbild kann so in anschaulicher Weise das Motiv des Festes ausdrücken. Nicht mehr der hl. Georg allein ist sichtbar in unserer Kirche, sondern viele andere Heilige, Propheten, Märtyrer und vor allem viele Taten und Wunder Jesu, die wir ja das ganze Jahr hindurch feiern. Durch diese Anlage kann die Kirche von Vahrn 50 Altarbilder bekommen, eines schöner als das andere. Man muss bedenken, dass 70 % aller Kunstwerke der Welt den christlichen Glauben und das christliche Leben beschreiben und verkünden wollen. Ich bringe nur ein Beispiel. Das Leiden unseres Herrn, die Stationen der Kreuzwegandacht. Wenn man das Bild einer Station am Hochaltar sieht, kann man sich leicht konzentrieren auf das Leiden des Herrn. Die Anlage erlaubt es, den Text der gesungenen Station gleichzeitig mit dem Bild zu projizieren, sodass jeder, mitsingen und vor allem

mitdenken und mitfühlen kann. Diese Haltungen nennt man mit einem gewöhnlichen Wort Andacht. Diese Anlage ermöglicht es, die Andacht der Kirchenbesucher zu fördern. Das scheint mir ungeheuer wertvoll zu sein. Möge es gelingen!

In den Lesungen der Bibel kommen oft Worte vor, die man nicht gut versteht, so zum Beispiel „Brandopfer“, „Friedopfer“, „Sündenbock“, „Hausmühle“, „Schläuche für den Wein“, „Maulbeerbaum“. Zeigt man ein Bild, wird alles ohne viel Aufwand klar. In den biblischen Lesungen werden auch sehr viele Orte mit Namen genannt. Die Verfasser der Bibel haben die Angabe dieser Orte für sehr wichtig gehalten, doch wenn wir keine Vorstellung haben, wo diese Orte auf der Landkarte liegen, versteht man oft den Sinn mancher biblischen Bemerkung nur sehr blass. Ich habe viele Pilger ins Heiligen Land begleitet. Die haben alle später zu Hause gesagt: „Jetzt kann ich mir alles vorstellen, wo das ist, wenn ich in der Lesung die Namen der Orte höre. Jetzt verstehe ich, dass nicht alles einfach nur erfunden ist. Die Bibel erzählt geschichtliche Ereignisse mit Ort und Datum“. Aber nicht jeder kann ins Hl. Land pilgern. Ein guter Ersatz, freilich nur ein Ersatz, ist die Projektion der entsprechenden Landkarten und Bilder der Orte und Landschaften (Wüste, Jordanebene, Totes Meer usw.). Da wird es kaum mehr vorkommen, was ich leider bei meinen Studenten sehr oft hören musste, dass behauptet wird, die Bibel sei erfunden worden und dass sie am Ende nicht geschichtlich ist. Unter dem Nationalsozialismus hat man sich sehr bemüht, der Bevölkerung einzutrichtern, dass die Bibel in den Klöstern des finsternen Mittelalters von den weltfremden und ungebildeten Mönchen erfunden worden ist. Die größere Information, welche die Präsentationsanlage ermöglicht, erschwert die Verbreitung solcher und vieler anderer Vorurteile.

Warum sich selbst belügen?

Die Sinne betrügen die Vernunft, und die Leidenschaften der Seele verwirren die Sinne: Sie lügen und betrügen sich um die Wette. (Pascal)

Eine Touristin aus Deutschland kam mit ihrem Mann, einem Akademiker, nach Südtirol. Im Dorf, wo sie die Ferien verbrachten, ergab sich eine Gelegenheit eine alte Skulptur, eine Muttergottesdarstellung, sehr günstig zu kaufen. Die beiden Touristen erahnten sehr schnell, dass dieses Kunstwerk sehr alt und sicher viel Wert war. Der Verkäufer aber, ein einfacher Bauer, hielt diese Skulptur für belanglos und verlangte dafür einen ganz kleinen Geldbetrag. Die schlaun Touristen merkten, dass sich der unschuldige Verkäufer sehr täuschte und sahen gerade darin eine Sondergelegenheit auf billigem Weg sich was Kostbares zu verschaffen. Als sie hochbeglückt in ihrer Heimat immer wieder diesen großartigen Fang vorzeigten und betrachteten, ernteten sie von allen Hochschätzungen und verborgenen Neid. Doch schön langsam – sie waren tiefgläubige Christen – regte sich in ihnen das Gewissen. Um ehrlich zu sein, mussten sie sich sagen, dass sie einen Unwissenden betrogen hatten. Nach ungefähr 30 Jahren kehrten sie mit einem guten Vorsatz in das Südtiroler Dorf zurück: Sie wollten die auf billige Weise erworbene Skulptur dem Verkäufer zurückgeben. Doch da gab es eine Schwierigkeit: Es musste der alte Verkäufer gefunden werden. Sie fragten sich, wer kennt im Dorf die meisten Leute? Sicher der Pfarrer!

Also erzählten sie ihm ihre Geschichte und baten ihn in den kommenden Tagen den Verkäufer ausfindig zu machen. Das war für den Seelsorger keine schwere Aufgabe, denn der Alte schnitzte immer noch nach der Ernte in den langen

Winterabenden einfache „Muttergottes“. Er war sehr erstaunt über die Hochschätzung seines Kunstwerkes. Er wusste, dass es billige Bauernkunst war. Durch Zufall war er nämlich darauf gekommen, seine Statuen in der Erde zu vergraben und etliche Tage die Stelle fleißig zu begießen. Wenn er dann das Schnitzwerk wieder ausgrub, dann schaute es wie ein antikes Werk aus. Diese antikisierten Madonnen stellte er immer mit den normalen aus. Er verlangte für alle gleich wenig. Nur die Touristen kauften viel lieber die antikisierten.

„Nein! Nein! Herr Pfarrer – sagte der Bauernkünstler - diese Skulptur brauchen Sie mir nicht zurückzugeben. Sie ist wirklich bezahlt. Sagen Sie meinen alten Käufern, Sie haben mich in keiner Weise betrogen. Ich bleibe bei meiner Ehrlichkeit. Zwar könnte ich mir jetzt von Ihnen einen Betrag erschleichen, aber ich habe nie jemanden betrügerisch ausgenützt.“ Die beiden Touristen waren überrascht, als sie hörten, dass der alte Künstler nichts verlangte. Anders zumute wurde es ihnen, als der Seelsorger die Wertlosigkeit dieser Skulptur beschrieb und die Methode erklärte, wie sie antikisiert wurde. Der Akademiker-Tourist schätzte sich allerdings als einen guten Kunstkenner ein. Nun hörte er, wie sehr er sich geirrt hatte. Die Folge war: er wurde fast zornig. Er hätte sicher lieber Geldscheine auf den Tisch geblättert, als zugeben zu müssen, dass er leider viel Unverstand hatte.

Da er das nicht haben wollte, hat er sich mit dem Ausruf getröstet: „Wenn der Verkäufer nichts versteht, zahl ich ihm auch nichts drauf.“ So versuchte er mit einer Lüge vor sich selbst, die alte Skulptur als einen echten Schatz nach Hause zu tragen.

Wie viele „falsche Schätze“ besitzen wir, weil wir uns selbst etwas vorlügen. Es sagt ein Dichter: „Fürs Beste muss

mitunter einer lügen, zuweilen tut er's mit Vergnügen“. Wer seine Schätze im Glaskasten in Selbsttäuschung lagert, kann die wahren Schätze des Glaubens nur in einem anderen Kasten aufnehmen: im Kasten der demütigen Wahrheitsliebe.

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß

“Weißt du nicht, dass Jesus selbst bei der Kommunion in dein Herz kommt?” “Das habe ich nie gehört!”

Diesen Spruch gibt es nicht nur in der deutschen Sprache, sondern auch in der italienischen und ich möchte wetten in noch vielen anderen Sprachen. Denn es ist einfach eine Erfahrung: wenn jemand von einer ganz günstigen Gelegenheit nichts weiß, dann benutzt er sie sicher nicht. Niemand wird in ein Land reisen, wenn er davon nicht einmal den Namen kennt.

Es passiert manchmal, dass ein Verein oder eine Jugendgruppe, eine schöne Aktion vorbereitet. Aus irgendeinem Zufall nimmt eine Person teil, die weder eingeladen war noch davon gewusst hat. Sie ist ganz überrascht, wie nett und wie schön die Aktion war. Dann heißt es meistens: Das müssten die Leute wissen! Wenn ich gewusst hätte, wie lehrreich diese Veranstaltung ist, wäre ich schon früher gekommen. Auch im Glauben ist der Mensch der gleiche, wie er sonst immer ist.

Auch im Glauben gilt, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Deswegen ist auch für Christus das Wichtigste gewesen, die Frohbotschaft, die Möglichkeiten und Verheißungen jedem Menschen persönlich bekannt zu machen. Denn wenn wir nicht wissen, welche Aussichten wir haben, werden wir auch nicht danach leben können.

Ein kleines Beispiel verdeutlicht, wie die Freude erst durch das Wissen sprießt. Ich habe mit einem Buben geredet. Er hat das "heilige Brot" erwähnt. Ich frage ihn: "Was ist das hl. Brot?" -er sagte: "das, welches man bei der Messe bekommt." -"Weißt du wer da drinnen ist?" - " Da drinnen?" sagt er. - "Ja!" sage ich, "da drinnen." Jetzt hat er mich groß angeschaut. Ich habe gemeint, er hätte mich falsch verstanden. Da wollte ich mehr Klarheit haben und habe ihn deswegen weitergefragt. "Wer kommt zu dir, wenn du dieses heilige Brot bekommst?" Seine Antwort: "Wer soll da zu mir kommen?" - "Weißt du nicht, dass Jesus selbst bei der Kommunion in dein Herz kommt." Dann hat er gestrahlt, aber auch offen bekannt: "Das habe ich nie gehört!" "Doch," sage ich, "das hast du ja bei der Vorbereitung auf die erste Hl. Kommunion, oder in der Schule und auch in der Kirche oft gehört, aber es ist dir wahrscheinlich nicht aufgefallen". "Nein" hat er beteuert, "das habe ich nie gewusst". "Schau, jetzt weiß du es" - Ja", sagt er. -"Was willst du also tun.?" Er schaut mich staunend an. Ich helfe ihm weiter: "Hast du nicht große Freude, dass du in der Kommunion Jesus ganz persönlich treffen kannst?" "Ja" sagt er. "Also gehe mit Freude zur hl. Kommunion." Sein letztes Wort: "Das habe ich nicht gewusst."

Nicht wissen ist ein Mangel. Wie können wir Christen zu einem besseren Wissen im Glauben kommen?

Wenn der Heilige Geist einen Pfarrer überrascht

In diesen Tagen (2001) habe ich mit den Geistlichen, die meine Mitschüler waren und mit mir 1957 zu Priestern geweiht wurden, ein gemütliches Beisammensein gefeiert. Bei dieser Gelegenheit haben wir unsere Erfahrungen in der Seelsorge ausgetauscht. Ein Mitbruder, der schon mehrere Jahrzehnte Pfarrer ist, hat eine auffallende Begebenheit erzählt.

Mitten in der Nacht, nach 3 Uhr, ist er plötzlich aufgewacht und hat gewusst, er müsse sich möglichst schnell anziehen. Diese innere Stimme hat er mit der größten Eile befolgt und nach einiger Zeit ist er voll angezogen vor seinem Bett gestanden. Da hat er sich selbst gewundert, wieso er jetzt mitten in der Nacht sich angezogen hat. Es ist ihm immer noch klar im Sinn gewesen, er habe nicht geträumt, sondern er habe gewusst, dass er sich anziehen sollte. Während er sich Klarheit verschaffen wollte, über sein merkwürdiges Verhalten, hat die Hausglocke geläutet. Eine bekannte Frau hat gewünscht, dass der Pfarrer schnell zu ihrer sterbenden Mutter komme. Sie sei in den letzten Zügen. Ganz schnell öffnete der Pfarrer das Haustor und stand bereits bekleidet vor der wartenden Person. Diese hat sich über die Schnelligkeit des Pfarrers sehr gewundert und hat ihn gefragt: „Sind Sie heute bekleidet ins Bett gegangen?“ Der Pfarrer hat geantwortet: „Nein, ich bin vor kurzem aufgewacht und habe mich angezogen und wie ich angezogen war, haben sie geläutet. Und jetzt gehen wir schnell zu Ihrer kranken Mutter.“ Die kranke Mutter strahlte und war voll Freude als der Pfarrer kam und ihr die Sakramente spendete. Kaum war er mit seiner heiligen Handlung fertig, hat die Sterbende die Augen zugemacht und ist gestorben.

Der Pfarrer selbst war beeindruckt von diesem Erlebnis. Hätte ihm jemand das erzählt, hätte er das wohl kaum ohne weiteres geglaubt, doch in diesem Fall konnte er keine Zweifel an den Ereignissen haben. Es ist alles ihm passiert. So konnte er das Staunen heute noch lebendig mitteilen.

Es ist einfach eine Tatsache, dass wir Christen nicht allein unser Leben gestalten und führen. Es begleitet uns - sehr unauffällig - ständig Gottes Hand. Diese sterbende Mutter hat sicher den Herrn gebeten, er möge ihr die Begegnung mit dem Erlöser in den Sakramenten vor dem Tod gewähren. Der Herr hat sich, wie beim sterbenden Lazarus, wohl absichtlich Zeit gelassen, um den Pfarrer erfahren zu lassen, dass er in der Seelsorge ihn begleitet. Ich habe meinen Mitbruder leider nicht gefragt, wie die Person, die bei ihm geläutet, dann reagiert hat. Wäre diese Begebenheit in der Pfarrei weiter erzählt worden, so hätten viele von der wirkungsvollen Gegenwart des Herrn einen lebendigen Beweis erhalten.

Ich teile euch, meine lieben Vahrnerinnen und Vahrner, diese Begebenheit gerne mit, weil ich weiß, wie offen und ehrlich mein Mitbruder ist; aber auch weil wir jetzt unmittelbar vor der Feier der Ersten Heiligen Kommunion und der Firmspendung stehen. Da empfangen eben 17 Erstkommunikanten und 22 Firmlinge Sakramente. Das bedeutet, dass diese Kinder eine persönliche Sonderbegegnung mit dem Herrn haben. Durch seinen Heiligen Geist wird er mit diesen jungen Menschen durch das Leben gehen. Niemand ahnt, wie viele Wohltaten, gute Eingebungen und Gnade er ihnen schenken wird. Wichtig ist, dass wir – wie der genannte Pfarrer - offen und bereit sind, zuzustimmen.

Wenn Skifahren langweilig ist wie eine heilige Messe

In Alta Badia hält man sehr viel auf ein stilgerechtes, schönes Skifahren. Deswegen werden schon die kleinen Kinder, die zwar schon lange auf den Skiern schnell sind wie die Mäuse, zu Skikursen geschickt, um ihre wilde Sicherheit zu modegerechter Sportlichkeit schleifen zu lassen. So hat es auch den kleinen Hans von der ersten Volksschulklasse bei der Skistunde für Erstklässler getroffen. Zwar hat sich der erfahrene Skilehrer bemüht, mit allen Mitteln das elegante Skifahren schmackhaft zu machen, doch der kleine Hans war dafür nicht zu gewinnen. Als für ihn die Skistunde ewig lang zu sein schien, hat er gestöhnt und gemeckert, mit der merkwürdigen Frage an den Lehrer: „Wann ist endlich die Messe fertig?“ Der Lehrer ist vor dieser Sportsprache verblüfft gewesen. Die Messe in Verbindung mit Ski ist ihm wie unverständliches Jägerlatein vorgekommen. „Was meinst du jetzt mit der Messe? Es gibt eine hl. Messe in der Kirche, aber die hat mit dem Skifahren schon gar nichts zu tun! Welche Messe soll hier aufhören?“ Der Knabe hat aber sofort seine Erklärung parat gehabt: „Hier ist es ja auch so langweilig wie bei einer Messe in der Kirche!“ Eines hat der Skilehrer jetzt gewusst, die hl. Messe wird von den Kindern als Symbol und Kriterium für höchste Langeweile verstanden. Es war der Skilehrer auch keine besondere Kirchenleuchte, aber das war ihm so viel, dass er mit seinem Seelsorger darüber gesprochen hat.

Man kann darüber denken, wie man will, eines scheint sicher richtig zu sein: Der Sinn und das große Geheimnis der hl. Messe muss irgendwie der jungen Generation vermittelt werden. Das kann freilich nur die christliche Erwachsenengeneration tun. Heuer findet der eucharistische Weltkongress

in Italien statt, und der Papst hat die Gläubigen eingeladen, in diesem Jahr (2005) über das Sakrament der Eucharistie, der Liebe und der Gottesnähe nachzudenken, sich zu vertiefen. Aus diesem Anlass werde ich in der kommenden Zeit Überlegungen und Besinnungen über die Gegenwart des Herrn unter der Gestalt von Brot und Wein in unserem Pfarrblatt bringen. Ich bitte besonders die Eltern, die Omas und die Opas sowie auch die Jugendlichen diese Texte mit offenem Herzen zu lesen und darüber nachzudenken.

Wer eine Raupe zertritt, hat einen Schmetterling getötet

Videotechnik in der Kirche

Bei der Pfarrversammlung im vergangenen Jänner 1999 bin ich gebeten worden, die Pfarrei über die Installation einer Präsentationsanlage zu informieren. Damals habe ich versucht, die Vorteile einer solchen raffinierten und äußerst diskreten Apparatur zu schildern. Mir ist bewusst, dass die Predigt mit Lichtbildern, mit Staffelei und Projektor vor dem Tabernakel ein Übel ist. Freilich nur bis in die jüngste Zeit war es so. Jetzt ist die elektronische Möglichkeit gut entwickelt und alle Unannehmlichkeiten sind vermeidbar. Bei dieser Versammlung habe ich vor allem die seelsorglichen Vorteile zu erklären versucht. Damals hat zwar niemand mehr nach weiteren Informationen gefragt. Einige waren auch der Meinung, die Anschaffung der Anlage wäre an dem Abend beschlossen worden. Viele aber haben dann in Gesprächen ihre Bedenken geäußert. Diese fanden ungefähr folgende Formulierungen: “Die Technik gehört nicht in die Kirche!”; “Solche Technik mag für die Wirtschaft gut sein, aber nicht für den Gottesdienst” usw.

Aber da ist gut sich an das Sprichwort zu erinnern: “Wer eine Raupe zertritt, hat einen Schmetterling getötet”. Diese Technik scheint eine Raupe zu sein, ist aber in Wirklichkeit ein prächtiger Schmetterling.

Gläubige Katholiken sollen da vorsichtig sein. Denn die kath. Kirche hat ihre Auffassung darüber sehr deutlich, sehr vernehmlich geäußert. Man muss sich erinnern, dass schon das Konzil Anfang der 60er-Jahre sich mit dem Problem der Massenmedien befasst hat. Ja, man muss sagen, dass am Konzil das Anliegen der audiovisuellen Medien sogar als erstes behandelt wurde und das Dekret dazu war das erste Dekret des Konzils. Die Vorteile dieser Mittel wurden deutlich hervorgehoben.

Nach dem Konzil ist dann sogar im Kirchenkalender ein Tag der Medien, der sogenannte “Mediensonntag” eingeführt worden. Wenige Jahre nach dem Konzil richtete Papst Paul VI ein apostolisches Schreiben (*Communio et Progressio*) an die ganze Kirche, in dem er auf den großen Wert der Medien hinwies und in besonders eindringlicher Weise ihre Anwendung im kirchlichen Leben befürwortete. In diesem Schreiben nennt er die audiovisuellen Medien “Geschenke Gottes” und in diesem Zusammenhang weist er sogar auf die “göttliche Vorsehung” hin, die sie uns geschenkt hat. An einer Stelle wiederholt er die Auffassung des Konzils, indem er sie auch “erstaunliche Erfindungen der Technik” nennt. Was sollen aber die Menschen mit solch großen Erfindungen schließlich anfangen? Die Antwort ist naheliegend: Die Menschen sollen sie gut verwenden. Zwar kann man heute sagen, dass diese wunderbaren Mittel zum Teil auch schlecht, ja sogar sehr schlecht verwendet werden. Aber das kann mit jeder Erfindung geschehen. Nehmen wir den elektrischen Strom, eine Erfindung von vielfältiger Anwendung. Sicher haben die Menschen in den Vernichtungslagern

gewünscht, es wäre nie der Strom erfunden worden. Würde er nicht als unüberwindbarer elektrischer Zaun gegen die Häftlinge verwendet! Alle guten Erfindungen können schlecht verwendet werden. Aber der Papst mahnt, die Medien gut zu verwenden. Er sagt: "Alle Menschen guten Willens sind dringend zu gemeinsamen Anstrengungen aufgerufen, die Instrumente der sozialen Kommunikation in den Dienst der Wahrheitssuche und der Wahrheitsfindung ... zu stellen". Wenn diese Erfindung für die Wahrheitssuche und -findung dienen sollen, dann ist der Papst wohl sehr überzeugt, dass sie in die Kirche gehören, denn dort wird ja die Wahrheit der "frohen Botschaft" verkündet. Das sagt er allerdings auch ausdrücklich: "Diese Medien sind eine wertvolle Hilfe, allen Christen religiöse Unterweisung leicht zugänglich zu machen" (Art. 129). Und noch ausdrücklicher: "Will man die übliche Verkündigung und christliche Unterweisung interessant und wirksam gestalten, wird man sich, soweit es möglich ist, der Kommunikationsmittel bedienen und sich überhaupt in Sprache und Darstellungsweise der modernen gesellschaftlichen Kommunikation anpassen". (Art. 131)

Dass wir dem Papst sehr viel Gehör geschenkt haben, kann man wahrlich nicht behaupten. Diese Taubheit wird sicher nicht Segen bringen. 1971 ist schon lang her. Sollen wir noch lange taub bleiben? Nein! Wenn wir jetzt durch eine eventuelle wohlwollende Unterstützung durch die öffentliche Hand die Möglichkeit einer Verwirklichung haben, ist der Augenblick gekommen, unsere Ohren für den Papst zu öffnen. Viele Jahre sind versäumt. Aristoteles hat gemeint: "Der Anfang ist die Hälfte des Ganzen".

Wer Ohren hat zu hören, der höre

Jesus: „Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium! Wer glaubt, wird gerettet, wer nicht glaubt wird verurteilt werden“ (Mk 16,15)! Der Herr respektiert alle freien Entscheidungen mit ihren verschiedenen guten oder schlechten Folgen!

Kürzlich (2005) ist bei der bekannten Fernsehsendung „Millionenshow“ folgende religiöse Frage gestellt worden: Es wurden 4 Titel von den Büchern der 12 kleinen Propheten angeführt. Darunter war ein falscher Name. Der Ratende musste wissen, welcher Name keinem Buch der Heiligen Schrift entsprach. Für diese Frage standen 100.000 als Belohnung zur Verfügung. Wenn man das auf den Sport überträgt, wäre es so ähnlich, als würden 4 Mannschaften der Serie A angeführt und darunter würde eine falsche sein. Welcher Sportler würde da nicht die 100.000 gewinnen. Die Tatsache, dass die Veranstalter der Millionenshow einfache religiöse Fragen mit sehr großen Prämien ausstatten, ist ein Beweis, dass sie das religiöse Wissen der heutigen Leute sehr gering einschätzen. Es gibt schon immer wieder die Äußerung: „Die Leute wissen in Religion nichts mehr.“ Jedoch kenne ich weit und breit keinen Fall, in dem die Gläubigen sich an den Pfarrer oder an den Bischof gewandt hätten, mit der Bitte: „Predigen Sie länger, sonst wissen wir bald nichts mehr.“ Ganz im Gegenteil. Den Gläubigen ist weit und breit jede längere Predigt einfach zu lang. Wenn die Zuhörer still sind, ist es mehr Anstand als Glaubensinteresse. Wenn man die Kirchengaststätten in Österreich bedenkt, und die immer weniger werdenden Kirchenbesucher bei uns, dann kann man vermuten, dass das Interesse an Predigt und Predigtinhalt und Predigtform immer geringer wird. Dadurch ergibt sich die paradoxe Situation, die ich vorfand als ich junger Kooperator war.

Damals sind viele ungern zur heiligen Messe gegangen. Da hat man alle möglichen Strategien erfunden, um mit List und Tricks die Leute in die Kirche zu bekommen, in der Überzeugung, dass die Messbesucher, wenn sie einmal in der Kirche sind, dann doch Herz und Sinn zu Gott erheben würden. Man nahm an, das Fernbleiben von der Kirche sei eher eine Frucht der Faulheit als eine des Unglaubens. Im Laufe der Zeit hat man ein ungutes Gefühl gehabt, die heilige Messe zu feiern, mit Leuten, die gar nicht mitfeiern wollen. Schön langsam habe ich es für vernünftig erachtet, zum Beispiel bei den Zeltlagern am Berg oder bei der Schulmesse die Jugendlichen nur dann zur Messe einzuladen, wenn sie kommen wollten, und so konnte die heilige Messe viel ehrlicher und religiöser gefeiert werden.

Die gleiche Situation ist heute bezüglich der Predigt. Es gibt viele Gläubige, die, aus welchen Gründen immer, am Sonntag zur hl. Messe gehen, aber die Predigt nicht wünschen. Diese sind gezwungen, eine Predigt über sich ergehen zu lassen und der Prediger ist gezwungen, Leute anzusprechen, die nicht hören wollen. Da gilt wohl der Spruch: „Bei tauben Ohren ist jede Predigt verloren.“ Wenn man noch dazu bedenkt, dass den gezwungenen Zuhörern das Wort Gottes aufgezwungen wird, so ist diese Situation eine sehr bedenkliche. Wenn man die Nicht-Wollenden ausladen könnte, wäre dies ein Ausweg. Es gelte das Sprichwort: „Der ‚Gescheitere‘ gibt nach.“ Es sollte der Prediger die Predigt zeitlich so stark reduzieren, dass der innere Widerstand der Predigtscheuen nicht allzu stark geweckt wird. Da aber das Wort der Bibel gilt, „der Glaube kommt vom Hören“ des Wortes Gottes“ (Ro 10, 17), muss den Gläubigen, die glauben wollen, die Möglichkeit geboten werden, das Wort Gottes zu hören. Mir scheint eine mögliche Lösung darin zu bestehen, dass an einem Werktag, am Donnerstag, eine längere Erklärung der Schriftlesung geboten wird. Die Erfahrung der kurzen

Predigt im Advent hat mich in diesem Vorschlag bestätigt. Ich möchte jetzt in der Fastenzeit diesen Versuch weiterführen. Somit lade ich alle Glaubensinteressierten, besonders alle Eltern der Erstkommunikanten und der Firmlinge am Donnerstag zur Schrifterklärung ein. Jene Personen aber, die bei einer längeren Erklärung stöhnen, mögen an einem anderen Tag, Montag oder Freitag zur heiligen Messe kommen. Jesus selbst hat von seinem Wort gesagt: „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“

Werte pflegen aber wie?

Heute wird viel von Werten gesprochen. Wohl deswegen, weil man ein dumpfes Empfinden hat, dass die Werte verdunsten. Man spürt: Wenn die menschlichen und christlichen Werte nicht gepflegt werden, wird unser Leben wertlos. Es ist, als ob man absterben täte. Um dieses Hinsinken in eine Wüste des eigenen Lebens und in eine Wüste der Gesellschaft zu verhindern, ist die Rede von Werten im Munde von vielen. Jedoch kaum beginnt einer sich um die Werte zu kümmern, wird es auf einmal kompliziert. Denn die Werte sind ja nicht Schneemänner, die man aus billigem Material aufstellt und die dann zerschmelzen, wenn es warm wird. Nein die Werte sind wie Edelsteine wie Perlen, die nie ihren Wert verlieren. Werte schmelzen nicht. Man kann sie weglegen, liegen lassen oder gar wegschmeißen. Diese merkwürdige Handhabung hat schon Einstein unter die Lupe genommen. Als er die Wirkung der Atombombe sah, fasste er seine weise Erkenntnis in den Satz zusammen: „Der Intellekt hat ein scharfes Auge für Methoden und Werkzeuge, aber er ist blind gegen Ziele und Werte“. Hier verbindet er jedenfalls die beiden Begriffe Ziele und Werte. Das scheint mir wichtig zu sein, wenn jemand sich um Werte kümmert.

Wenn ich nur ein simples Beispiel von mir bringen darf. Ich habe vor etlichen Jahren für meine Ministranten in S. Lugano ein Hüttenlager mit meinen Betreuern organisiert. Ich habe immer sehr viel Wert daraufgelegt, dass die Kinder nicht herumliegen und bewegungsscheu werden wie Greise mit Arthrose. Also habe ich einmal vorgeschlagen, in der Früh sollten alle gemeinsam laufen, tief durchatmen und alle Glieder tüchtig durchbluten lassen. Von dieser Aktion war allerdings nur ich am meisten überzeugt. Um die anderen zu motivieren, bin ich deshalb selbst am meisten gelaufen. Dass meine Erzieher mir den Wert des Durchhaltens, der Stärke beigebracht haben, möchte ich hier auch bemerken. Mit diesen Werten bekam ich es bei diesem Laufen zu tun. Denn nach nicht vielen Schritten merkte ich, dass ich nicht zwanzig und erst recht nicht fünfzehn Jahre alt war. Ich empfand gar bald das Gefühl zu wenig Luft zu bekommen. Da dachte ich mir gleich: Durchhalten, denn das ist wertvoll. Dann überraschte mich ein merkwürdiges Drücken mitten in der Brust. Da dachte ich wieder: Durchhalten. Doch mit der Zeit brachte mir das Durchhalten, die Treue zu meinem Vorschlag, immer mehr Schwierigkeiten. Ich war plötzlich in der Situation, prüfen zu müssen, ob der hohe Wert des Durchhaltens tatsächlich ein wahrer Wert, oder ob es ein Scheinwert sei. Ich hatte im Gespräch mit Jugendlichen immer auf die Ausdauer gesetzt, sollte ich jetzt selbst zum Verräter meiner Werte werden? Durch das Drücken in der Brust meldete sich eine klare Ankündigung eines Herzinfarktes, die ich leider nicht verstand. Gott sei Dank, zweifelte ich zum ersten Mal am absoluten Wert des Durchhaltens und hörte auf zu laufen. Ich fühlte mich nachher für einige Stunden unwohl. Was ist also ein Wert? Der Wert der Ausdauer und des Durchhaltens ist nur dann ein Wert, wenn er zum Ziel führt. Das Ziel war in dem Fall Gesundheit. Wenn jemand das Ziel nicht klar erkennt, kann er

den Wert nicht richtig erkennen. Ohne Ziel ist ein Wert wie ein fliegendes Flugzeug ohne Flughafen. Um Werte zu pflegen und weiterzugeben, ist ein klarer Blick auf das Ziel Voraussetzung. Doch auch nicht jedes Mittel ist gut. Man sagt: „Der geht über Leichen“, wenn einer mit unerlaubten Mitteln sein Ziel erreichen will. Es heißt auch: „Der Zweck heiligt nicht die Mittel“. Ganz schön verallgemeinert und kompliziert. Wer mehr Einsichten darüber gewinnen will, soll den Artikel mitnehmen, der in der Kirche aufliegt.

Wie soll der neue Volksaltar in Vahrn aussehen?

Der Altar soll einem Tisch gleichen

Zu diesem Zweck habe ich mit geschätzten Mitarbeitern in der letzten Zeit (2000) in verschiedenen Pfarrkirchen unserer Umgebung Besichtigungen neuer Volksaltäre gemacht. Man war nämlich der Meinung, es wäre interessant zu schauen, wie die verschiedenen Künstler neue Volksaltäre gestaltet haben.

Ich muss sagen, dass ich dabei sehr überrascht war. Denn kein einziger Volksaltar entsprach der Idee, die ich von einem Volksaltar habe. In einer Kirche fand ich einen Altar, der eine Tulpe darstellen sollte, in einer anderen spiegelte der Volksaltar die Chöre der Engel wider, wider ein anderer schien mir einem Schreibtisch zu ähneln, als wäre der Priester bei der Messe einer, der hinter dem Schreibtisch steht. Ein anderer Volksaltar war so klein, dass man wahrscheinlich nichts als den Kelch und ein nacktes Messbuch auf den Altar stellen konnte. Offenbar wollte man damit behaupten, auf den Altar soll nichts gelegt werden, auch nicht Gegenstände, die nützlich sind oder die zum Schmuck dienen (Blumen).

Wenn man diese und viele andere neue Volksaltäre sieht, kommt einem ganz spontan die Frage: „Was ist ein Altar? Wozu soll er dienen?“

Die verschiedenen Altäre unserer Väter

Wir Katholiken haben 2000 Jahre lang Altäre benutzt und haben viele Arten von Altären gehabt. Es gab zu jeder Zeit immer die hl. Messe, aber die Situationen der Kirche waren nie ganz gleich. Ich möchte nur daran erinnern, dass in der Kirche es einmal so war, dass der Altar der Katholiken anders sein musste als die vielen Altäre der Heiden, die in den vielen Tempeln und Kultstätten an allen Orten Europas vorhanden waren. Die Christen konnten nicht einen Altar bauen wie die Heiden, denn sonst hätten die Heiden gemeint, der Glaube der Christen sei ungefähr gleich wie der Glaube der Heiden. Nach vielen Jahrhunderten Verkündigung des christlichen Glaubens hat es keine Völker mehr gegeben, die noch heidnisch gewesen sind. Es gab mit der Zeit keine Altäre für die heidnischen Götter mehr. In dieser neuen Situation musste der christliche Altar nicht mehr anders sein als die Altäre der Heiden. Gegen das, was nicht ist, braucht niemand zu kämpfen!

Die Altäre aus der Christenverfolgung

Es gab aber auch Situationen der Verfolgung der Kirche. Wenn Christen gemartert wurden wegen ihres Glaubens, waren die Überlebenden immer sehr dankbar für das gegebene Zeugnis und ehrten die Märtyrer sehr. Die Gebeine der Märtyrer wurden am Altar geehrt. Man brachte den Altar in die Nähe eines Märtyrergrabes oder man verband den Altar mit seinen Reliquien, um den Heiligen durch den Altar zu ehren. Später, als es lange Zeiten des Friedens gab, holte man die

Reliquien der Märtyrer und brachte sie in die Nähe des Altares. Da waren es jetzt die Reliquien, die dem Altar Wert verleihen sollten. Also genau das Gegenteil von früher.

Die Altäre der Friedenszeit

Mit der Zeit, als das Christentum in jedem Land Europas ausgebreitet war, begann man besonders wert zu legen auf die Himmels-Richtung, in der man die Messe feierte. Man wollte die Kirchen mit dem Altar nach Osten errichten, weil im Osten die Sonne aufgeht. Die aufgehende Sonne war und ist Sinnbild des auferstandenen Christus. Da wurde es bedeutungsvoll in welcher Seite der Kirche der Altar aufgestellt werden sollte: es sollte im Osten der Kirche sein. So wurde der Platz für den Altar immer näher bei der Ostwand der Kirche festgelegt. Manchmal wurde der Altar fast direkt an der Ostwand angeschlossen. Oder er wurde gegen das Volk gerückt und fast in der Mitte des Kirchenraumes aufgebaut wie z. B. im Petersdom in Rom. Ungeahnte Bedeutung erlangte die Tatsache, dass man mit der Zeit Bilder auf den Altar aufstellte und mit den Bildern eine Hilfe in der Glaubensunterweisung sah. Da wurde das Bild immer wichtiger, mit der Zeit wurde der Altar im Vergleich zum Bild so klein wie eine Untertasse im Vergleich zur Tasse. Siehe den Hochaltar auch in der Kirche von Vahrn. Um das Bild immer größer machen zu können wurde der „Hochaltar“ ein Teil des Kirchenraumes selbst, anstatt ein Stück im Kirchenraum zu sein. Man wollte Jahrhunderte hindurch nur einen einzigen Altar in der Kirche haben und es konnte nur einmal am Tag eine hl. Messe „gefeiert“ werden. Jahrhunderte später kamen dann viele Altäre in Gebrauch, weil man viele Messen „lesen“ wollte.

Die vielen Formen

Die Auffassungen über die Aufteilungen des Kirchenraumes in zwei Jahrtausenden bekamen immer wieder andere Akzente. Immer anders war daher auch die Form des Altars: er war ein Tisch aus Holz, oder Metall oder Stein, er war beweglich und verschiebbar, je nach dem augenblicklichen Bedarf. Oder er war festgemauert im Kirchenboden oder an der Kirchenwand; er war ohne Blumen und ohne Kreuz und ohne Bild, oder er war mit Blumen, Kreuz, Kerzen und Bildern geschmückt. Der Altar ähnelte einem Schrank, in dem viele Utensilien abgelagert waren, oder einem Sarkophag, in dem Reliquien aufbewahrt wurden; er hatte jeweils eine rechteckige oder auch eine runde Tischplatte.

So ergibt sich jetzt spontan die Frage, wie soll also der Altar heute gestaltet sein? Die Antwort hat das Konzil gegeben. Der Altar soll einem Tisch gleichen, denn der christliche Altar ist einer der zwei Tische, die für die Feier der hl. Messe notwendig sind. Ein Tisch des Wortes (Lesungen und Predigt) und ein Tisch des Mahles sollen vorhanden sein. Man soll erkennen, dass die Gläubigen bei der hl. Messe zusammenkommen, um das Wort Gottes zu hören und eucharistisches Mahl zu halten, der Anweisung Jesu beim letzten Abendmahl entsprechend: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“.

Wortgottesdienst statt Messe

Bei der letzten Regelung des Gottesdienstes hat der Pfarrgemeinderat am 22.09.2003 beschlossen, am Dienstag im Sommer die hl. Messe um 7.00 Uhr auszulassen und dafür eine Andacht am Abend anzusetzen. Der Liturgieausschuss hat dann vor Beginn des Sommers im Einverständnis mit dem Pfarrgemeinderatspräsidenten vorgeschlagen, statt einer Andacht einen Wortgottesdienst zu halten. Mit diesem Vorschlag wollte man die Pfarrei vorbereiten für einen eventuellen priesterlosen Sonntag. Es war allen noch in Erinnerung, wie unangenehm es empfunden wurde, dass ich ausgerechnet an einem Adventssonntag in der Früh unerwartet ins Spital eingeliefert werden musste und – wie es heute mehr und mehr der Fall ist – kein Priester zu finden ist, der nicht schon anderweitig für den Sonntagsgottesdienst eingesetzt ist. Der improvisierte Wortgottesdienst war sicher die beste Idee und Lösung, denn dabei wurde das Wort Gottes verkündet, es wurden Lieder gesungen und gemeinsam mit der Gesamtkirche gebetet. Doch die Laien, die den Wortgottesdienst leiten mussten, fühlten sich teilweise unsicher, wenn nicht überfordert. In der Zukunft, die sicher nicht Jahrhunderte fern liegt, wird öfters kein Priester für den Gottesdienst zur Verfügung stehen. In Deutschland haben viele Pfarrer im besten Alter schon vier bis sechs Pfarreien. Wir müssen uns für diese Zukunft vorbereiten, und zwar bald. Unser Bischof hat für diese Situation voriges Jahr die Richtlinien festgesetzt. Es ist sicher lobenswert, dass der Pfarrgemeinderat von Vahrn sich jetzt bemüht, an einem Wochentag regelmäßig den ganzen Sommer hindurch einen Wortgottesdienst zu feiern. Lobenswert ist auch die Tatsache, dass sich ein Dutzend Personen von der Andachtsgruppe für die Gottesdienstgestaltung zur Verfügung gestellt haben. Sie waren bereit an drei Abenden diesen Dienst zu gestalten.

Kaum war die Initiative gestartet und die erste Erfahrung gemacht, kam schon das Sprichwort auf: „Durch Erfahrung wird man klug“. Es wurde gleich vorgeschlagen, auch bei den Wortgottesdiensten für unsere lieben Verstorbenen zu beten. Der Vorschlag überzeugte die meisten. So wurde beschlossen, bei jedem Wortgottesdienst der Reihe nach für drei jüngst verstorbene namentlich zu beten. Das ist aber nur ein Gebet und nicht eine Messintention. Bei dem Wortgottesdienst wird nie eine bezahlte Messintention angenommen, weil keine hl. Messe gefeiert wird.

Ich kann nur - Jung und Alt - alle, welche die Meinung Jesu über das Gebet teilen, herzlich zum Wortgottesdienst einladen. Es wird zum Segen für das ganze Dorf sein.

Es sei bemerkt, es wird von Jahr zu Jahr immer schwieriger, für die Sommerferien – für jeden Sonntag – Priester-Aushilfen zu bekommen. Zwar habe ich heuer mit 90-jährigen Geistlichen verhandelt, aber für den Mittwoch konnte ich keine Aushilfe auftreiben. Das wird in den kommenden Jahren sicher noch schwieriger werden.

Manche Gläubige waren sichtlich überrascht, dass der Pfarrgemeinderat jetzt, wo noch ein Pfarrer im Dorf ist, schon übergeht, hl. Messen regelmäßig auszulassen. Es heißt, das könnten die Leute nicht verstehen. Sie würden es aber leicht verstehen, wenn kein Pfarrer mehr im Dorf wäre. Da ist es gut, dass wir uns klar machen, was hier von den Leuten verstanden und nicht verstanden wird. Sicher verstehen die Gläubigen leichter, dass Gottesdienste ausfallen, wenn kein Priester da ist, aber es ist sicher zu wenig, wenn man nur versteht, dass der Ausfall begründet ist. Mit diesem Verständnis kann der Grund zum Murren zwar geschwächt werden, aber mit diesem Verständnis wächst nicht der Glaube. In unserer Nachbarpfarrei Schal-

ders z.B. wird während des Schuljahres nur am Mittwoch die hl. Messe gefeiert und während der Sommerferien gar nur alle Herz-Jesu-Freitage. Der Pfarrer wohnt nicht am Ort und wirkt gleichzeitig als Professor im Vinzentinum. Auf Grund dieses Umstandes hat Schalders diese Regelung gefunden. Die Gläubigen unserer Nachbarpfarreien sehen leicht ein, dass an den anderen Werktagen keine Messe stattfindet. Sie klagen auch nicht darüber. Doch deswegen werden die gottesdienstlosen Werktage den Glauben nicht fördern. Im Allgemeinen dürfte es so sein, dass in Zukunft, wenn nicht rechtzeitig vorgebeugt wird, die Leute einsehen, dass vieles ausfällt und sie werden alle Ausfälle akzeptieren und sich daran gewöhnen. In den Missionen hat der hl. Freinademetz 20 und 30 Pfarreien betreut, aber, wenn er nicht anwesend sein konnte, sind die Gottesdienste in keiner Pfarrei ausgefallen. Die Laien sind entsprechend vorbereitet worden und haben selbst dafür gesorgt, dass Gottesdienste gehalten wurden. Freilich haben sie dadurch, die selten stattfindende hl Messe, sehr zu schätzen gelernt.

Es ist sicher sehr angebracht, dass wir uns jetzt auf die priesterarme Zeit so vorbereiten, dass die ausfallenden Gottesdienste ersetzt werden durch Gebetstreffen in der Kirche. Unsere Gläubigen sollen verstehen, dass sie sich jeden Tag gemeinsam und an Christus wenden sollen. Der Glaube kommt vom Hören des Wortes und vom Gebet, nicht vom Verstehen allein, dass jetzt die Messe nicht mehr alle Sonntage und alle Werktage möglich ist. Hier können wir von den Katholiken Frankreichs viel lernen, und hoffentlich lernen wir es rechtzeitig. Es mag schon von den Christen eine Zeit ohne Pfarrer akzeptiert werden, auch dass die Kirchen geschlossen werden, aber mit der friedlichen Schließung der Kirchen wird der Glaube nicht reicher und stärker, sondern ärmer.

Ich lade daher alle guten Katholiken, alle Gläubigen, die für den Erhalt des Glaubens in unserer Pfarrgemeinde interessiert sind, ein, mitzuwirken und sich schon jetzt für diese schwere Zeit mit bestem Willen vorzubereiten. Von der Pfarrei aus müssen wir in dieser Hinsicht Initiativen ergreifen, die schon längst von unserem Bischof angesagt sind.

Zwei verschiedene Weihnachten gleichzeitig

Es bilden sich heutzutage gleichzeitig und nebeneinander Gruppierungen, die ein bestimmtes autonomes Verhalten einnehmen, um eigene bestimmte Ziele zu erreichen.

Angenommen: Ein Vahrner, deutscher Sprache, der eine Vahrnerin deutscher Sprache als Mutter und einen Vahrner, deutscher Sprache, als Vater hat und in Vahrn aufgewachsen ist, kann eine Frage leicht und sicher beantworten; die Frage nämlich: Welche Sprache ist deine Muttersprache? Sicher wird er antworten „Deutsch“. Wir können uns fragen: „Ist es ein Glück, eine Muttersprache zu haben?“ Diese Frage klingt merkwürdig. Scheint es doch selbstverständlich zu sein, dass die Muttersprache ein Gut ist.

Eine andere Annahme: Ein Vahrner, deutscher Muttersprache studiert an der Universität Bologna, lernt dort eine Freundin kennen, italienischer Muttersprache, die er dann heiratet. Beide ziehen nach London, wo sie arbeiten und wohnen. Der Vater spricht mit seinen Kindern deutsch, die Mutter spricht mit ihren Kindern italienisch, die Kinder sprechen untereinander und mit den Londoner Kameraden und Mitschülern englisch. Stellen wir diesen Kindern die Frage, welche ist deine

Muttersprache? dann wird die Antwort gar nicht so selbstverständlich sein. Ja es ist sogar wahrscheinlich, dass sie die Achsel zucken mit der Bemerkung: „Muttersprache interessiert mich nicht“. Die Muttersprache ist für sie kein Gut. Sie werden beim Sprechen jene Sprache selbst auswählen, die ihnen jeweils am besten passt.

Man kann sich jetzt fragen: „Wie ist es möglich, dass ein Gut, wie die Muttersprache mir nichts, dir nichts verloren geht, obwohl beide Eltern die eigene Muttersprache in die Familie hineingebracht haben und obwohl die Kinder auch beide Sprachen sprechen? Haben der Vahrner Vater in London und der Vahrner Vater in Vahrn etwa nicht beide die deutsche Sprache als ihre Muttersprache? Wie kommt es, dass die Kinder des Londoner Vahrners die Muttersprache verloren haben und die Kinder des Vahrner Vaters nicht? Gibt es da eine Schuld? Nein, es gibt keine Schuld, nur eine große Überraschung: Ein großer Wert wie die Muttersprache löst sich einfach von selbst auf. Das muss alle Befürworter der Muttersprache schwer treffen, denn alle erzieherischen, sozialen und kulturellen Grundlagen einer Gesellschaft, die stark auf die Muttersprache setzen, verlieren ihre Grundlage.

Ich nehme an, dass jede Leserin und jeder Leser viele ähnliche Beispiele anführen könnte, in denen es sich zeigt, dass große Werte sich einfach auflösen z. B. Heimat, Nachbarschaft, Gemütlichkeit, Dorfgemeinschaft usw.

Ist auch die Religion ein großes Gut, das sich auflösen kann? Ich nehme als Beispiel die heilige Messe: Als ich Volksschüler in Abtei war, war es verpönt, auf dem Kirchplatz vor der Schule zu spielen, wenn in der Kirche eine heilige Messe gefeiert wurde. Da gab es nur ein richtiges Verhalten, in die Kirche zu

gehen und andächtig mitzufeiern. Das hat nicht nur der Herr Lehrer, der Herr Kooperator, sondern auch der Pfarrer selbst gesagt. Jeder hat gewusst, dass die heilige Messe eine segensreiche Handlung ist, dass man nicht wegbleiben konnte, wenn man nicht durch überzeugende Gründe verhindert war. Hätte man irgendeinen Schüler oder einen Vater oder wen immer gefragt, über den hohen Wert der heiligen Messe, da hätte keiner darüber Zweifel gehabt. Als dann in Abtei, in den späteren Jahrzehnten immer mehr Touristen kamen, fühlte sich der Pfarrer gedrängt, am Sonntag mehrere heilige Messen zu feiern. Das war sicher gut gemeint und irgendwie auch notwendig. Es hat aber eine große Änderung hervorgebracht. Auf einmal gab es auf dem Kirchplatz viele Kinder, die nicht wussten wie die Zeit totschlagen. Ich habe dann als Pfarrer von Vahrn im Pfarrzentrum einen Spielsaal mit Calcetti und mit Aufsicht eingerichtet und die Kinder zum Spielen eingeladen. Nachdem die Kinder eine heilige Sonntagsmesse besucht hatten, war es mehr als richtig, dass sie miteinander spielten. So ergab sich eine totale Neuheit. Jetzt war der Pfarrer selbst, der Herr Lehrer und die Eltern, die sagten, die Kinder sollen spielen, während in der Kirche eine Sonntagsmesse gefeiert wurde. Was vom Spielen der Kinder gilt, gilt in gleicher Weise für den Gasthausbesuch der Erwachsenen. Fragt man jetzt die Kinder um ihre Einschätzung der heiligen Messe, so ist sie ganz anders als die der Kinder von damals, denn man darf während der Gottesdienste ja spielen. Die Erwachsenen denken jetzt auch anders über die heilige Messe. Sie können ein Gläschen trinken während des Sonntagsgottesdienstes. Schließlich haben die Erwachsenen auch früher am Sonntag normalerweise nur eine heilige Messe besucht. Tatsache ist, dass so das Wertempfinden über die heilige Messe sich geschwächt hat und zum Teil sich einfach aufgelöst hat. Bleiben wir bei der Annahme, dass die spielenden

Kinder und die erwachsenen Gasthausbesucher alle die heilige Messe besucht haben. Die Frage: Wer hat da Schuld an dieser eingetretenen Abwertung der heiligen Messe? Niemand. Es hat der Pfarrer das Beste gewollt. Es haben die Kinder das Richtige getan und die Erwachsenen auch. Doch die Entwertung der heiligen Messe hat zugenommen und es besteht die Tendenz, dass der Wert der heiligen Messe sich auflöst.

Doch Gründe für dieses Verschwinden von Werten und Sicherheiten wird es geben? Ja, und die kennt man auch. Ich nenne nur einen. Die „Gescheiten“ haben dafür ein lateinisches Wort bereit: „Pluralisierung“ oder genauer gesagt „strukturelle Pluralisierung“. Es handelt sich dabei um die gesellschaftlichen Vorgänge, die in den oben genannten Beispielen aufscheinen. Es bilden sich gleichzeitig und nebeneinander Gruppierungen, die ein bestimmtes Verhalten einnehmen, um eigene bestimmte Ziele zu erreichen. Diese Gruppierungen bleiben offen und bestehen rechtlich ganz legal. So kann jeder Mensch einmal bei einer Gruppe, dann wieder bei der anderen Gruppe mittun. In diesem komplexen und vielfältigen Zustand verliert der Mensch das Gespür für absolute Werte und findet immer schwerer einen tieferen Sinn, der das Ganze im Innersten zusammenhält. Zu dem kennt er niemand mehr, der für alles zuständig ist. Die Autorität der führenden Personen verdunkelt sich.

In diesem Prozess sind wir im großen Stil seit den sechziger Jahren drinnen. Wir können auch nicht mehr in die Zeiten zurück gehen, in denen es keinen Pluralismus gegeben hat. Wir müssen uns mit dieser Tatsache auseinandersetzen und Wege finden, den Verlust von hohen Werten zu reduzieren und nicht blind sein für neue Werterkennungen, die sich ja auch ergeben.

Werfen wir einen Blick auf das Weihnachtsfest. Auch das Weihnachtsfest steht unter dem Zeichen der Pluralisierung. Es werden meines Erachtens gleichzeitig zwei verschiedene Arten von Weihnachten gefeiert. Einerseits das kirchlich-christliche Weihnachten, um den Herrn Jesus Christus zu feiern und andererseits das sportliche, touristische Weihnachten, um wirtschaftliche Rentabilität zu erzielen. Beide Weihnachten brauchen ihre eigenständigen Ritualen und beide werden gleichzeitig und nebeneinander zelebriert. Jeder entscheidet persönlich, in welcher Gruppe und inwieweit er mitfeiert. Es gibt eigentlich keine Autorität mehr, die in diesem wichtigen doppelten Fest für alle verbindlich lenken und bestimmen kann.

Wie soll man sich dann verhalten? Meistens werden die Gläubigen den Weg der Kompromisse gehen und versuchen das Kirchengesetz und die persönliche Autonomie so zu leben, dass sie zwei Herren zu dienen sich bemühen. Das wird nicht gut gehen. „Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben oder er wird zum einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ (Mt 6,24) Ist diese Situation nicht ein Beispiel, dass man sich entscheiden muss, auf manches zu verzichten, wenn man christlich leben will.

Bildbetrachtung - Christ der auferstandene Retter ist da

Ich möchte gern einen Blick auf das Bild des Auferstandenen im österlichen Pfarrblatt werfen. Der auferstandene Jesus wird in der Mitte des Bildes dargestellt. Weil es um den Auferstandenen geht, soll angedeutet werden, dass der auferstandene Herr nicht mehr einen Leib hat, der sterblich, leidensfähig und schwer ist, hat der Künstler den Herrn schwebend, gewichtslos, stehend ohne die Füße auf dem Erdboden, abgebildet. Frei von allen physikalischen Gesetzen lebt er mit einem Leib, der ein „geistiger“ Leib ist, wie der heilige Paulus sich ausdrückt. Die einzigen Zeichen seines irdischen Leibes sind die Wundmale, von denen man auf diesem Bild nur drei sieht. Die Wundmale auf den Händen sind deswegen nicht sichtbar, weil der Auferstandene in der linken Hand die Siegesfahne trägt. Diese Fahne ist die schönste der Welt, denn sie steht für den größten Sieg der Menschheit, nämlich den Sieg über den Tod. Christus hat den Tod bezwungen und lebt nach dem Tod. Die andere Hand kann auch nicht die Wundmale zeigen, weil der Auferstandene sie gerade für den Segen bewegt. Diese segnende Hand erreicht von jetzt ab die ganze Welt und bringt jedem Menschen Leben.

Auffallend sind auch die Soldaten, die am Grab Wache halten. Es war für den Künstler kein Problem, den Soldaten, die vor 2000 Jahren gelebt haben, als Waffen Gewehre in die Hand zu geben. Davon haben die römischen Soldaten zur Zeit Jesu keine Ahnung gehabt. Aber das ist nur für uns interessant. Wir stellen uns vielfach das Leben Jesu und die Ereignisse der Bibel in Formen unserer heutigen Gesellschaft vor. Dass die Soldaten am Grab so eigenartig sich verhalten, ist zum Teil humorvoll und zum Teil dramatisch. Lieb ist es, dass einer sitzend tüchtig schläft und seinen müden Kopf auf dem Grabfelsen ruhen lässt.



Er ist noch in einem tiefen Schlaf. Nur ein Kamerad von ihm, der springt verzweifelt auf und streckt die Arme in die Höhe. Wenn man seine Füße näher betrachtet, ist es eh ein Wunder, dass er sich nicht selbst zum Stolpern bringt. Die Überraschung des Begrabenen, der aufersteht, war für ihn ein großer Schrecken. Seine Soldatenhände haben sogar die Waffen vergessen. Er hatte gemeint, einen Toten zu bewachen sei das Einfachste der Welt. Doch dieser Tote war so stark, dass auch die Waffen ihm nichts genützt hätten. Freilich muss ich hier eine Bemerkung machen. Aus dem Bild könnte man schließen, dass die Wächter gesehen haben, wie Jesus aus dem Grab kommt, oder zumindest, dass Jesus ihnen erschienen wäre. Das ist allerdings nicht zutreffend. Niemand hat gesehen, wie Jesus auferstanden ist. Der Schrecken der Soldaten konnte nur von einem Erdbeben ausgelöst werden. Denn ein erstes Zeichen, dass Jesus auferstanden war, ist das leere Grab gewesen. Unbedingt beachtet werden soll im Bild, die kleine Szene rechts oben, wo man sieht, wie Jesus „herabgestiegen ist zu der Hölle“ (Vorhölle) und dem lang wartenden Adam und allen Gerechten die Mitteilung seiner Auferstehung zeigt. Mit der Fahne in der Hand reicht er dem Adam die andere Hand und führt ihn mit Eva und allen Gerechten heraus in die Freiheit seiner Lebensart. In diese Freiheit sollen auch wir gelangen. Mein persönlicher Osterwunsch an alle heißt: Christus ist erstanden! Freut euch!

Bildbetrachtung - Das leeren Grab

Ich habe dieses Bild als sehr treffend für das Evangelium vom Ostersonntag gefunden. Denn es wird ja vom leeren Grab erzählt. Das Gemälde sagt viel aus. Besonders originell scheint mir die Tatsache, dass der Künstler das Grab so darstellt, als wäre er drinnen im hintersten Winkel und schaute gegen den Ausgang des Grabes. Eine solche Perspektive habe ich persönlich nie angetroffen. Ich finde sie sinnvoll. Durch die Anordnung der langen Treppe, die bis zum Grabstein hereinführt, wird die große Entfernung zu den drei Frauen betont. Sie sind auffallend klein dargestellt, fast als wären sie weit vom Verständnis der Sachlage. Hier gibt es große Geheimnisse, aber sie haben für die Auferstehung nicht die geringste Bedeutung. Vielleicht wollte der Künstler sagen, das leere Grab hat ihnen gar keine richtige Botschaft von der Auferstehung gebracht. In diesem Zusammenhang möchte ich auch die Farbe des Bildes erwähnen. Es ist ein Blau, das immer düsterer wird und hinreicht bis zum dunklen Braun, fast als würden wir am Ostersonntag noch irgendwie die Trauer des bitteren Todes nachvollziehen. Für Ostern erwartete man ein helles goldenes Gelb, ein strahlendes Rot in den glänzendsten Schattierungen. Warum wohl dann eine so dunkle Stimmung? Die Antwort bekommen wir schon vom Grab selbst. Denn ganz groß wird das Grab gezeichnet, so als wäre es leider das Wichtigste. Sichtbar, mit ganz klaren Rändern, liegt der Steinsarg so da, dass man seinen Innenboden sieht. Und was sieht man also? Nichts drinnen. Das Einzige, was daran hängt, ist ein Leintuch, und das fast wie aus dem Steinsarg geworfen. Jeder, der das Bild betrachtet, kommt unwillkürlich zur Feststellung, hier ist ein leeres Grab. Das ist aber auch das, was sehr enttäuscht.



Denn die Frauen, die zum Grab kommen, wissen, dass das Grab den anbetungswürdigen Leib des gekreuzigten Herrn umfasst. Sie wollten ihn ja salben. Und siehe da, das Grab ist leer.

Nun die große Frage: Kann man aus dem leeren Grab die Auferstehung des Herrn erkennen oder gar beweisen? Die frommen Frauen kommen zu anderen Schlüssen: der Leichnam ist gestohlen worden. Zu den Jüngern zurückgekehrt, sagen die Frauen zuerst nicht „Jesus ist auferstanden“. Sie benehmen sich nur verwirrt und geschlagen. Die Botschaft von der Auferstehung kommt nur vom Auferstandenen selbst und durch die von ihm beauftragten Zeugen. Niemand kann aus irgendwelchen Gegebenheiten auf die Auferstehung schließen. Hier gilt ein frühes Wort des Prof. Josef Ratzinger, des heutigen Papstes: „Nur wo der Auferstandene das Sehen gibt, wird der Auferstandene gesehen.“

Bildbetrachtung - Der ungläubige Thomas

Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Wir haben sicher den guten Willen, den Glauben, den wir empfangen haben, anzunehmen. Dennoch, wer fühlt nicht, dass der ungläubige Thomas uns anspricht. Auch wir fragen uns manchmal: Ist Jesus wirklich auferstanden? Ich habe deswegen das Bild vom ungläubigen Thomas ausgewählt. Ihm ist die Nachricht von der Auferstehung Jesu auch ungeheuerlich vorgekommen. Nicht, dass er sich einer solchen Botschaft verschlossen hätte. Viel mehr wollte auch er gern die Freude der anderen Apostel, die Jesus gesehen hatten, teilen. Bekannt ist sein Ausspruch: „Wenn ich nicht meinen Finger in seine Wunden legen kann, glaube ich nicht.“ Was ist das anders als die Sehnsucht nach einem Beweis für die Auferstehung. Wird der auferstandene Jesus Verständnis haben für diesen Wunsch? Jesus tut ihm den Gefallen, den Finger in seine Wunde legen zu lassen. In diesem unglaublich ausdrucksstarken Bild von Caravaggio (1601) sieht man Thomas, der den Finger in die Wunde hineinsteckt und staunend feststellt, dass Jesus leibhaftig und lebendig vor ihm steht. Die Runzeln auf seiner Stirne sind Ausdruck seiner kritischen Freude. Der Auferstandene wiederum führt mit seiner Hand den Finger des Thomas in die Wunde. Die beiden anderen Apostel beobachten aus unmittelbarer Nähe diese seltsame Szene. Sie haben den Herrn schon vorher gesehen, aber sind trotzdem an einem Zeugnis seiner Auferstehung interessiert.

Es ist auf diesem Bild festgehalten, wie der Mensch Beweise schätzt und überprüft. Unser Blick geht im Kreis herum, von dem zweifelnden Thomas zum verständnisvollen Herrn bis zu den neugierigen zwei Zeugen und verbleibt schließlich beim



verunsicherten, aber doch erfreuten Thomas haften, der nun seinen Beweis erhalten hat. Interessant sind die ausdrucksstarken Hände, die ein gegenseitiges Verständnis zeigen. Mancher Beschauer des Bildes möchte vielleicht selbst die Hand in die Seitenwunde Christi legen. Doch die Blicke der anderen Apostel sagen aus, diese Berührung ist ein Sondergeschenk für Thomas, auch wenn es Außenstehenden gestattet ist, dabei zuzuschauen. Caravaggio will uns mit dieser Darstellung wohl sagen, dass wir die Botschaft von der Auferstehung des Herrn nicht oberflächlich hören oder gar überhören dürfen, dass wir die Freundschaft mit dem Auferstandenen mit allen Kräften suchen sollen, dass aber bei ehrlichem Bemühen Jesus selbst uns zum festen Glauben an seine Auferstehung befähigt.

Bildbetrachtung - Erscheinung des Auferstandenen am See Tiberias

Es ist ein Bild des Auferstandenen. Das erkennt man am besten an den Wundmalen der Hände und der Füße. Wichtig ist sicher die rechte Hand, die der Auferstandene hinstreckt zu den Fischen. Es ist eine Einladung zum Essen. Appetitlich und romantisch ist dieser natürliche Tisch sehr. Es ist am Ufer des Sees Genesareth, es ist in der Früh bei frischer Luft, es lodert ein heimeliges Feuer und die frischen Fische werden gebraten. Das erste Wort, das einem einfällt, heißt: „Guten Appetit“. Doch so klar, wie die Szene hier dargestellt ist, war die Situation zu Beginn der Begegnung mit dem Auferstandenen nicht, denn es heißt im Evangelium: „Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.“ Hier in der Zeichnung sitzt er bereits. In der Zeit zwischen dem Stehen und dem Sitzen ist ziemlich viel vorgekommen. Erwähnen möchte ich vor allem, dass die Männer, die ihn gesehen haben, ihn nicht erkannt haben. Er war für sie anfänglich ein Fremder. Diese Jünger mussten aber so weit kommen, den Fremden als den Auferstandenen zu erkennen. Da stelle ich eine Frage: „Mit welchem Kunstgriff hat Jesus das erreicht?“ Man könnte sich diesbezüglich sehr viel vorstellen und ich überlasse das der Fantasie der Leser, denn nur eine Handlung war zielführend. Diese Handlung kann beschrieben werden mit einem einzigen Wort: „Speisen“. Der Fremde, der Unerkannte am Strand, äußert nämlich einen Wunsch: „Habt ihr etwas zu essen?“ Da sie nichts hatten, wies er aufs Fischen hin. Schließlich war es so weit, dass die Fische da waren und Jesus nun endgültig seine Einladung aussprechen konnte: „Kommt her und esst!“ (Joh 21, 12) Das Bild zeigt hier Jesus, der ganz vorne sitzt, während seine Jünger dahinter dargestellt sind.



In Wirklichkeit aber war es so, dass Jesus sich den Jüngern zudrehte und herantrat, so wie es der Priester bei der heiligen Messe tut. Er tritt heran und steht den Gläubigen vor. Und das Brot und der Wein auf dem Tisch (Altar) befinden sich zwischen Priester und Volk. So nett und so einfach das morgendliche Essen war, so unglaublich groß war die Wirkung dieses Essens. Denn jetzt war der Augenblick gekommen, dass Jesus ihnen den Glauben schenken wollte, und beim Essen öffnete er ihre Augen und befähigte sie, ihn zu erkennen. Die Leser werden sich jetzt im Stillen wünschen, dass ihnen die Augen so aufgehen möchten, dass sie den Auferstandenen sicher erkennen könnten. Das ist der Wunsch nach einem tiefen Glauben. Ja, manchmal spüren wir in uns die Schwäche unseres Glaubens und sehnen uns einen tieferen, stärkeren Glauben zu haben. Die Frage ist nur: Wie kann man einen tieferen Glauben finden? Die Antwort ist klar: Wenn Jesus uns einlädt, mit ihm zu essen, dann müssen wir seine Einladung annehmen, denn bei einer solchen Gelegenheit öffnet er uns die Augen. Denken wir nur an die Jünger von Emmaus. Auch mit ihnen hat er gegessen und ihnen die Augen aufgemacht: „Und als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen. Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn“ (Lk 24,30). Genauso beim Essen öffnete er die Augen allen Aposteln, die in Jerusalem versammelt waren. Auch ihnen sagte er: „Habt ihr etwas zu essen? Sie gaben ihm ein Stück gebratenen Fisch. Er nahm es und aß es vor ihren Augen“ (Lk 24, 43). Auch ihnen gingen die Augen auf. Das gemeinsame Speisen des Auferstandenen mit uns nennen wir „Heilige Messe“. Zu dieser müssen wir uns einfinden und bei der Gelegenheit wird der Herr selbst unseren Glauben stärken.

Bildbetrachtung - Mein Blut wird für euch vergossen

Mir gefällt die Zeichnung mit dem Kelch ganz besonders, weil sie das zum Ausdruck bringt, was die Eucharistie ist: Das Opfer Jesu Christi. Weil diese Zeichnung farbig ausgeführt worden ist, glänzt der Kelch in goldener Strahlung, aber innenwendig ist es blutrot. Dies scheint fast ekelhaft. Das Gesicht des Heiland es ist todbleich. Noch weniger anziehend! Allerdings ist es mir nicht klar, ob dieses Jesusgesicht den noch lebenden oder den bereits gestorbenen Christus darstellt. Ich habe diese Frage in der vergangenen Woche einigen Personen gestellt und niemand konnte mir eindeutig eine Antwort geben. Also ist Christus hier in der Eucharistie in seinem Blut sterbend, dem Tod nahe, wie er am Kreuz gewesen ist.

In den letzten Wochen ist in Italien viel von einem gewissen Herrn Calipari die Rede gewesen, der mit einer befreiten Geisel als Leibwache in die Freiheit fahren sollte. Amerikanische Wachposten haben auf einmal gegen die befreite Frau Schüsse abgefeuert, und der Herr Calipari hat mit seiner Brust die Frau vor den Todeskugeln geschützt. Dabei ist er selbst tödlich getroffen worden und hat sein Blut für die Lebensrettung dieser Frau vergossen. Die gerettete Frau zeigte sich tief beeindruckt von dieser großherzigen Tat. Aber nicht nur sie, das ganze Land bewunderte die Großherzigkeit, das Pflichtbewusstsein und den Mut dieses Mannes. Es sollte jeder sich bemühen nachzufühlen, was es bedeutet, wenn man selbst deswegen weiterlebt, weil ein anderer bereit war für mich zu sterben.

Ich kann mich erinnern, dass im Gadertal zu Zeiten des Weltkrieges ein Student sich an einem geheimen Ort versteckt hat, um nicht in den grausamen und ungerechten Krieg zu ziehen.



Die Nazis haben damals keinen Pardon gekannt. Sie haben einfach einen Termin festgelegt und den verzagten und leidenden Eltern mitgeteilt: Wenn sie den Sohn nicht ausfindig machen, werden sie direkt in das Vernichtungslager Buchenwald verschleppt. Als der versteckte Sohn diese schreckliche Bedingung zu Gehör bekam, rang er lange Zeit mit sich selbst. Um die lieben unschuldigen Eltern zu retten, hat er sich selbst gemeldet und den schrecklichen Tod durch Misshandlung auf sich genommen. Da haben die Eltern erst gemerkt, wie sehr ihr Sohn sie geliebt hat. Wenn sie sich an ihn erinnert haben, haben sie tiefe Dankbarkeit empfunden und es ist ihnen vorgekommen, als ob er in ihren Herzen wie mit einer frischen Blume der Güte erschiene.

Wenn wir die hl. Hostien sehen oder den Kelch mit dem konsekrierten Blut Christi, dann sollen wir wissen, dass Jesus, der unter den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig ist, so zu sagen in seinem Blut gegenwärtig ist. Die Worte, die bei der Wandlung gesprochen werden, sollten wir immer bedenken. Denn es steht bei der Verwandlung des Brotes das Wort „für euch hingegeben“ und für die Verwandlung des Weines „für euch vergossen“. Bemühen wir uns das immer gläubig und dankbar anzunehmen!

Bildbetrachtung - Unser Widerstand gegen den Heiligen Geist

Die hier gezeigte Zeichnung ist merkwürdig. Auffallend sind drei Motive. Im Mittelpunkt ist die Kirche sichtbar. Sie ist der Ort, in dem die Gläubigen zusammenkommen, um zu beten. Sehr auffallend ist die Glaskugel. Im Allgemeinen dient sie dazu, um die angeschnittene Torte vor den Fliegen zu schützen und abzuschirmen. Dann fällt der Vogel auf. Es ist eine Taube. Das Sinnbild des hl. Geistes. Ihr wird die Landung in der Versammlung der Gläubigen unmöglich gemacht. Zwar versucht die Taube des hl. Geistes auch mit dem Schnabel zu picken und zu klopfen, aber alles ist nutzlos. Eine Kirche unter einer Glaskugel und die verhinderte Heilig-Geist-Taube sind Motive, die man als extravagant bezeichnen könnte. Sie kommen so nicht vor, aber sie regen zum Nachdenken an. Was am deutlichsten bei dieser Zeichnung ist, das ist das Gebet: „Komm Schöpfer Geist,kehr bei uns ein.“ So beten wir tatsächlich und so singen wir auch, und zwar ganz im Ernst und ganz wörtlich. Es ergeben sich mehrere Fragen: Wo ist diese Kirche? Wann wird der Hl. Geist aufgehalten? Warum legt sich die Kirche einen solchen Schutz zu oder wehrt sich gegen den Hl. Geist. Gleichzeitig bittet sie ihn? Alle diese Fragen finden am leichtesten eine Antwort, wenn man versucht zu verstehen, was die Glaskugel versinnbildlicht. Sie steht da für Ablehnung, Widerstand, Verhinderung. Die in der Kirche versammelten und betenden Gläubigen sind diejenigen, die selbst verhindern, dass ihr Gebet erhört wird; zumindest versetzen sie sich in die Lage, von der Erhörung des Gebetes verschont zu bleiben. Das klingt sehr merkwürdig, ja widersprüchlich. Kommt es vor, dass ein Gläubiger um die Gabe des Hl. Geistes bittet und gleichzeitig verhindert, dass die Gabe des Geistes in seinem Leben ankommt?



Wenn z. B. die Gemeinde bittet um Versöhnung und Verzeihung der Sünden, aber gleichzeitig jemand sich weigert neben einem Platz zu nehmen, mit dem er nicht auskommt und sich einen anderen Ort in der Kirche sucht, damit er beim Versöhnungsgruß ihm ja nicht die Hand zu reichen braucht, dann schlüpft er unter die Glaskugel und der Hl. Geist, der ihm die Gnade der Versöhnung schenken will, kommt nicht durch. Eine andere Gabe des Hl. Geistes ist die Stärke, der Mut. So kann es vorkommen, dass beim Anrufen des Hl. Geistes dieser in seiner göttlichen Großzügigkeit einem die Gabe des Mutes schenken will. Wenn aber der Betende eine eventuelle Bitte Lektor zu machen oder sonst einen Dienst zu übernehmen ablehnt, aus

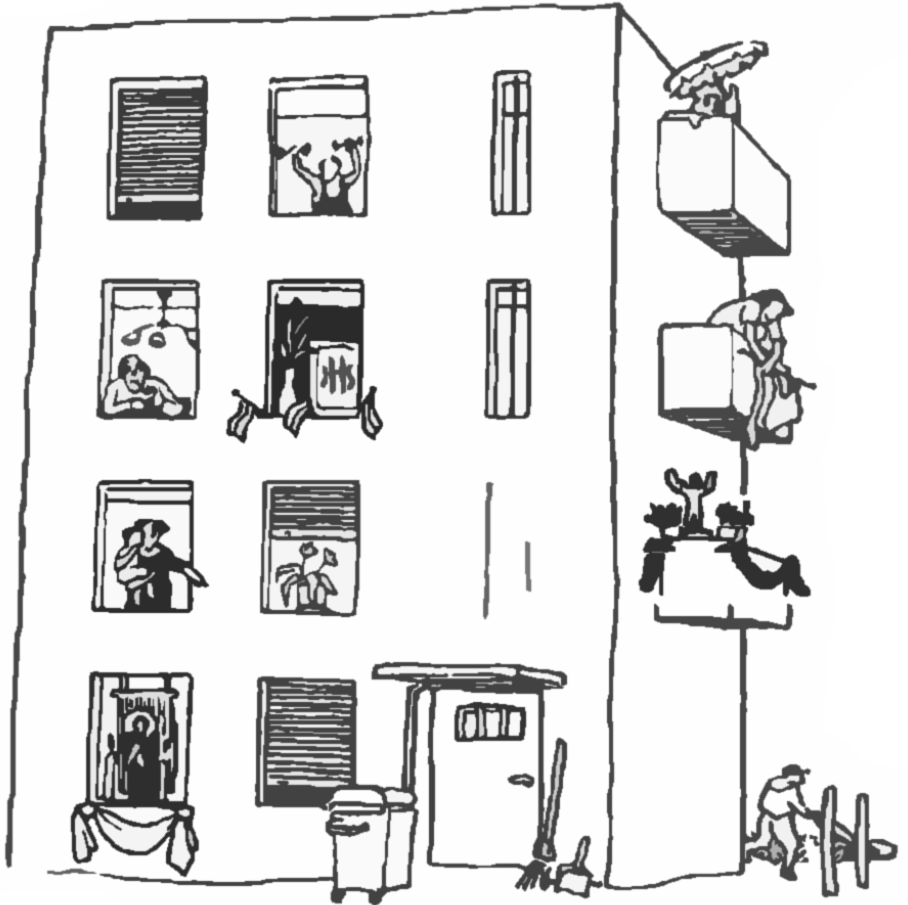
Angst sich zu blamieren oder ausgelacht zu werden, dann muss der Hl. Geist mit seiner Gabe der Stärke an der Glaskugel dieses Betenden picken. Eine andere Gabe des Hl. Geistes ist die, der Weisheit und der Erkenntnis. Sollte für die betende Gemeinde der Hl. Geist diese Gabe vorgesehen haben, die Betenden aber sich weigern bei einer Bibelrunde dabei zu sein, ein Buch über den Glauben zu lesen oder zu einem Glaubensvortrag zu gehen, dann verhindert durch dieses Verhalten der Betende, dass die Gabe des Hl. Geistes zielführend an den Mann kommt.

Wie viele Möglichkeiten und Arten der Verhinderung der Gaben des Hl. Geistes gibt es! Nicht umsonst hat der Hl. Stephanus in seiner großen Rede vor den hohen Priestern festgestellt: „Ihr widersetzt euch immerzu dem Hl. Geist“ Apg. 7,51. Tun das auch wir? Es wäre lohnend, das eigene Verhalten zu erforschen und zudem aufzudecken, wo unser Gebet, durch eine persönliche Glaskugel wirkungslos gemacht wird.

Bildbetrachtung - Die Bewohner des Wohnblockes sehen die Fronleichnamsprozession

Die Fenster dieses Wohnblocks deuten auf verschiedene Beschäftigungen hin. Es ist wohl Vormittag, denn einer am Fenster turmt in der Morgenluft. Es muss sich etwas auf der Straße zugetragen haben, denn eine Mutter zeigt es mit Freude ihrem Kind. Ja sogar der alte Senior genießt mehr das Straßenbild als den Tabak in seiner Pfeife. Da aber am untersten Fenster neben einem Heiligenbild zwei Kerzen brennen und auf einem anderen Fenster die Buchstaben JHS bei Blumenschmuck aufgestellt sind, die deutlich auf Jesus hinweisen, ist wohl anzunehmen, dass die Fronleichnamsprozession vorbeizieht. Wenn man die beiden Menschengruppen gegenüberstellt, die Gruppe jener Menschen, die im Wohnblock wohnen und die Gruppe jener, die an der Prozession teilnehmen, dann hat man den Eindruck, es handelt sich um zwei verschiedene Gesellschaften. Im Wohnblock zeigt jeder, unabhängig vom anderen, frei und locker seine Einstellung, die bei jedem eine andere ist. Zum Beispiel am obersten Balkon liest ein Herr die Tageszeitung, am mittleren Balkon hängt die Hausfrau die Wäsche aus, und am untersten Balkon begrüßt man den vorbeiziehenden Heiland. Bezüglich der Fronleichnamsprozession hat jeder eine andere Auffassung. Das nennt man mit einem gescheiten Wort „die pluralistische Gesellschaft“. In der Prozession zeigt sich Gemeinsamkeit. Hier tun alle mit: Jeder geht geordnet mit seinem Partner, jeder bleibt stehen gemeinsam mit allen anderen, jeder betet gemeinsam mit allen. Priester und Gläubige sind zusammengerufen von einem, der Jesus Christus heißt. In dieser Menschengruppe herrscht nicht pluralistisches Denken, sondern genau das Gegenteil: einheitliches, gemeinschaftliches.

Die Fronleichnamsprozession in Tirol hat vor 200 Jahren nur eine einzige Gesellschaft gesehen. Damals haben alle den gleichen Glauben, die gemeinsamen Traditionen und die gemeinsame Sprache gehabt. Für unsere Zeit ist das vorbei. Wenn die Prozession mitten durch unsere moderne Gesellschaft zieht, so wird mancher Teilnehmer es gar nicht sehr angenehm empfinden, dass Dorfbewohner bzw. Stadtbewohner, Arbeitskollegen, Nachbarn, Verwandte, Freunde sich so gleichgültig und distanziert dem feierlichen Glaubensbekenntnis gegenüber verhalten. Total gleichgültig sind die „Gleichgültigen“ dann auch wieder nicht. Denn würde die Prozession nicht vorbeigehen, würde die Mutter mit dem Kind auch nicht auf die Prozession hinweisen können und auch nicht die vielen Fragen des Kindes beantworten müssen. Sicher fragt das Kind: „Wer sind diese Kinder mit roten Kleidern?“ Die Antwort wird sein: „Das sind die Ministranten.“ „Was sind diese glänzenden Dinge, die diese Männer in der Hand tragen?“ – „Das sind die Musikinstrumente der Musikkapelle, die spielt für den Herrn“. „Wer ist der Mann unter dem kleinen Dach?“ – „Das ist der Pfarrer unter dem Himmel, und er trägt die Monstranz“. „Wer sind diese Männer, die Gewehre tragen?“ – „Das sind die Schützen, die schießen.“ Auch der Mann, der unter einem Schirm gleichgültig die Zeitung liest, wird am nächsten Tag seine Gleichgültigkeit nicht richtig finden, wenn er in der Zeitung die Fotos sieht und eventuell die Berichte einer Fronleichnamsprozession liest. Der Mann mit der Pflöck, der so interessiert die Prozession betrachtet, wird wahrscheinlich den Prozessionsbericht in der Tagesschau noch einmal sehen. Es wäre interessant zu wissen, wie sehr die Fronleichnamsprozession auf die vielen Gleichgültigen und Andersdenkenden ausstrahlt. Deswegen ist in unserer pluralistischen Gesellschaft die Abhaltung der Fronleichnamsprozession und aller christlichen Gebräuche von großer Bedeutung.



Bilder

In dieser Klasse hatte ich so viele StudentInnen, wie mein Vater in seiner Familie Kinder hatte.

Worüber werden diese jungen Menschen in späteren Jahren aus der Studentenzeit erzählen? Über die Originalität der Professoren. Sicher wird dann dieser Direktor am stärksten im Gedächtnis bleiben.



Wachsen werden sie ohne Mühe, aber um sie zu einer reifen Persönlichkeit zu bringen, braucht es ständige Mühe und viele Helfer.



Mit der Feier der Erstkommunion beginnt eine lebenslange Tischgemeinschaft mit dem Herrn, deren verborgener Wert sich erst in der Zukunft zeigt.

Siehe Artikel:

„Glaubenspflege zur Erstkommunion und Firmung“ S.199

„Bewährte Termine nicht vergeblich neu testen“ S. 75

„Der Auferstandene wünscht: „Seid meine Zeugen“ S. 99

Eine festlich geschmückte Kirche ladet ein zu kommen. Im Gegensatz zu den Kirchenglocken ganz still, aber trotzdem mit großer Kraft, mit der Stimme der Schönheit, einer göttlichen Stimme.

Siehe Artikel:

Die „Altäre der Pfarrkirche schmücken“ S. 113



Jugendliche helfen dem Mesner den Altar für das Weihnachtsfest zu schmücken.

Siehe Artikel:

„Das Subsidiaritätsprinzip stützt die Seelsorge.“ S. 86



Bei dieser Wanderung mit Gruppenführern wurde gemeinsam überlegt, wie man Jugendlichen in der Pfarrfamilie zu einer lebendigeren Beziehung zueinander verhelfen kann.

Ein Professorenkollegium. Wenn sie die Jugendlichen in ihr Fach mit Kompetenz und Geduld einführen, sind sie Verkünder von Wahrheit.



Als Lehrer versteht man oft nicht sofort, was Jugendliche sagen wollen.

Im Vinzentinum jetzt und in den staatlichen Schulen früher haben die Jugendlichen immer eine unerwartete Sensibilität gezeigt bei der Auseinandersetzung mit Texten aus der Heiligen Schrift.

Siehe Artikel:

„Vom Segen der Bibelrunde“ S. 307

„Wie mein Vater die Bibel entdeckte“ S. 335

„Die Psalmen in der Religionsstunde“ S. 160

„Die Psalmen den Oberschüler*Innen zumuten“ S. 157



Der Tisch des Herrn ist ein Fels, der uns vor dem Absturz
bewahren kann.



Der Bergführer Giovanni nimmt zu Beginn der hl. Messe auf dem Kreuzkofel an seinem 80. Geburtstag den Hut ab.

Siehe Artikel:

„Den Gipfel erreicht, doch keine Schönheit gesehen“ S. 97

Einer der vielen Jugendführer der Pfarrfamilie. Die Teilnahme an den Gruppenstunden bedeutet den Jugendlichen so viel, dass daran nicht teilnehmen zu dürfen, eines der wirksamsten Strafmittel der Eltern war.



Um diesem Jungen dieses frohe, paradiesische Erlebnis zu ermöglichen war es notwendig, dass die Pfarrfamilie ein Zeltlager organisierte. Solche Augenblicke lassen junge Menschen die tiefen Sehnsüchte ihres Herzens erkennen.

Bei den Freizeitangeboten der Pfarrei geht es nicht um sportlichen Wettkampf, sondern um die Freude am gemeinsamen Spielen.

Siehe Artikel:

„Die Ministranten fluchen schrecklich beim Fußballspiel“ S. 148



Denk ein bisschen schärfer, du kannst es.



Die Sorge um das Wohl anderer muss über die Grenze der eigenen Pfarrgemeinde hinausreichen und die ganze Welt umfassen.

Wir verstehen uns, weil wir uns alle am Sonntag beim Gottesdienst treffen.



An diesem Holzlager kam mir die Inspiration
zur Geistergeschichte

Siehe Artikel:

„Die wilde Religionsstunde“ S.167

„Ein Ziel vor Augen wirkt Wunder“ S. 186



Der familiäre Tisch im Garten des Pfarrzentrum erlaubt der
Pastoralassistentin stressfreie Organisationsarbeit

Siehe Artikel:

„Die Diözese Bozen-Brixen führt das Sabbatjahr für
Priester ein“ S. 123



Kommt zur heiligen Messe, hier sollt ihr euch alle wohlfühlen.

Der Kirchturm ist auf diesem Bild kaum sichtbar, aber doch in der Mitte. Die Gläubigen kommen von der Kirche und kehren wieder zu ihr zurück. Der Gang zur Kirche gibt einer Gemeinschaft Halt und Sinn und fördert Friede und Freude.



Beide stehen auf einem Fuß, aber sie stürzen nicht, denn die Last, die sie tragen, stützt sie.



Der Kreis der Mitarbeiterinnen ist das Herz jeder Pfarrfamilie.

Der Bischof wird in Vahrn feierlich empfangen. Die lange Reihe der Ministranten in ihrer liturgischen Kleidung deutet an, wir gehören zur Kirche. In der ganzen Welt versteht man die Bedeutung dieser Kleidung.



Die Pastoralbesuche des Bischofs sind für die Pfarrgemeinden immer eine große Freude, eine Ermutigung und eine Bestärkung.



Wer für die Sauberkeit in der Pfarrkirche sorgt, leistet einen wichtigen Dienst und trägt dazu bei, dass sich die Gottesdienstbesucher in der Kirche wohl und willkommen fühlen.



Bei einem Treffen der Dekanatsjugend von Gadertal Anfang der 60-er Jahre konnte der Kirchplatz die Jugendlichen kaum fassen. Mein Rückblick drängt zu einem Blick nach vorne.

Am Dienstag kamen diese Ministranten zur Schülermesse um 7 Uhr, dann frühstückten sie mit mir und liefen in die Schule.



Bei jeder Eucharistiefeier erinnern wir uns mit Dankbarkeit daran, dass der Auferstandene unter uns gegenwärtig ist und uns seine am Kreuz bezeugte Liebe schenkt.



Wenn die Abendsonne den Kreuzkofel vergoldet, soll man die Tirtlan am Balkon mit dem dankbaren Blick zu dieser Schönheit gerichtet essen, schlug mein Vater immer vor.

Siehe Artikel:

„Am Samstag backte meine Mutter Tirtlan zum Abendessen.“
S. 64

Foto: Hannes Campej

Für diese Frau Direktor war klar, dass sich Studenten, die in einer Jugendgruppe mitwirken, Pluspunkte bei der Zulassung zur Maturaprüfung verdienen. Der Einsatz in der Pfarrjugend war also keine verlorene Zeit.



Hier strahlen die Gesichter der Mitglieder des Pfarrgemeinderates von Abtei, auch weil das Foto nicht bei einer Sitzung aufgenommen wurde. Bei diesen gab es bei heißen Diskussionen oft auch andere Gesichter. Geblieben sind die freundlichen.

Jede Pfarrei sollte so viele Chöre haben,
wie es Sonntagsgottesdienste gibt.

Siehe Artikel:

„Baut die Mauern wieder auf: die Instrumente habt ihr“ S. 16



Wenn auch jeder mit sich selbst beschäftigt ist, fühlt sich bei einem Zeltlager niemand einsam. Vielmehr wachsen alle so eng zusammen, dass eine Bindung entsteht, die oft ein ganzes Leben lang andauert. Warum ist das hier so selbstverständlich möglich?



Die Innigkeit auf diesem Foto lässt uns den Herrn in unserer Mitte erahnen.

Die Pfarrjugend besteht aus Getauften, wenn auch nicht alle die gleiche Sensibilität in Glaubenspraktiken haben. Die Teilnahme an der täglichen Messfeier war nicht nur Pflicht, sondern einer der Hauptgründe, warum die Pfarrgemeinde Zeltlager organisierte. Man wollte durch die regelmäßige Feier die Jugendlichen tiefer in die Messe einführen. Doch in Zeiten der Demokratie zeigte es sich bald, dass diese Methode nicht genügend die Freiheit der Jugendlichen berücksichtigte. So musste man Kompromisse finden.



Merkwürdigerweise gab es viele Bedenken, in der Kirche eine digitale Präsentationsanlage einzubauen. Denkmalamt und PGR fürchteten eine Störung der Schönheit des Kirchenraums. Doch wo stört hier die kaum sichtbare Anlage?

Siehe Artikel:

„Wer eine Raupe zertritt, hat einen Schmetterling getötet.“

S. 451



In einer Jugendgruppe ist nicht alles so leicht durchführbar. Die Jugendführer müssen in viele Tugenden eingeführt werden: Geduld üben, Beleidigungen wegstecken können, Durchsetzungsvermögen aufbauen, echtes Vertrauen gewinnen, den Glauben bezeugen und auch verkünden. Wer hilft ihnen dabei?

Dieses Foto wurde nach einer Unterrichtsstunde aufgenommen. Es zeigt, wie wichtig es für einen Lehrer ist, eine gute persönliche Beziehung zu den Jugendlichen aufzubauen. Rein technisches Wissen kann unabhängig von der Beziehung weitergegeben werden, aber die Weitergabe von Lebenswerten gelingen nur bei einer guten persönlichen Beziehung, wobei die verschiedenen Rollen Professor - Student erhalten bleiben müssen ohne modische Abschwächung.



Die alten Menschen werden in der Pfarrei immer zahlreicher. Das ist eine neue Bereicherung unserer Zeit. Ihre blühende Schönheit ist dahin, wie dieses (nicht schöne) Foto sehr klar zeigt, aber ihre Lebenserfahrung ist nun die längste. In ihrer Nähe spürt man oft Abgeklärtheit und Weisheit. Die jüngste Generation liebt und braucht sie auch deshalb sehr.

Der Pfarrer weiß: Diese sind meine Ministranten. Die Ministranten wissen: Der ist unser Pfarrer. Wir gehören uns gegenseitig und auf beiden Seiten kommt Freude auf.



Eine Frage: Ist das die 7., die 8. oder die 9. Schulstunde? Die Schüler vermögen es nicht mehr, diszipliniert zu sein. Viele Erwachsene wissen es: Die Ursache ist die 5-Tage-Woche. Doch gibt das niemand laut zu.

Siehe Artikel:

„Die Disziplin in der Klasse fällt nicht vom Himmel“ S. 126

Manchmal muss man überlegt und mutig vorangehen in der geduldigen Erwartung, dass Jugendliche und Erwachsene nachfolgen.



Ein 20-jähriger, der beim Altarschmücken mithalf, war dabei als letzter die Kirche zu verlassen und heimzugehen. Da entdeckte ich einen übriggebliebenen großen Stern. Er nahm ihn und schenkte ihn dem kreuztragenden Heiland, indem er ihn am Arm anhängte.

In einer Jugendgruppe müssen viele Angelegenheiten untereinander geklärt werden. Deshalb muss der Spaß und das Spiel manchmal warten.



Der Altersabstand zwischen mir und der Jugend wurde von Jahr zu Jahr größer. Die Jugendlichen brachten jeweils andere Trends und Moden mit. Doch wir mussten uns verstehen. Hier im Bild ein Moment dieses Bemühens. Die Basis für das Gelingen war die gemeinsame Suche nach der Wahrheit.

Meine Mutter hat für ihre kinderreiche Familie gelebt: groß war ihre Mühe und reich ihre Freude. Sie pflegte auch sehr die Hausblumen und genoss das Zwitschern der Schwalben vor dem Stubenfenster. Ihr häufiges Beten war voll Vertrauen auf Gott. Sie half mir, die Schönheit der Blumen und der Schwalben zu sehen, und sie hat mich zu beten gelehrt.

Siehe Artikel:

„Am Samstag backte meine Mutter Tirtlan..“ S. 64



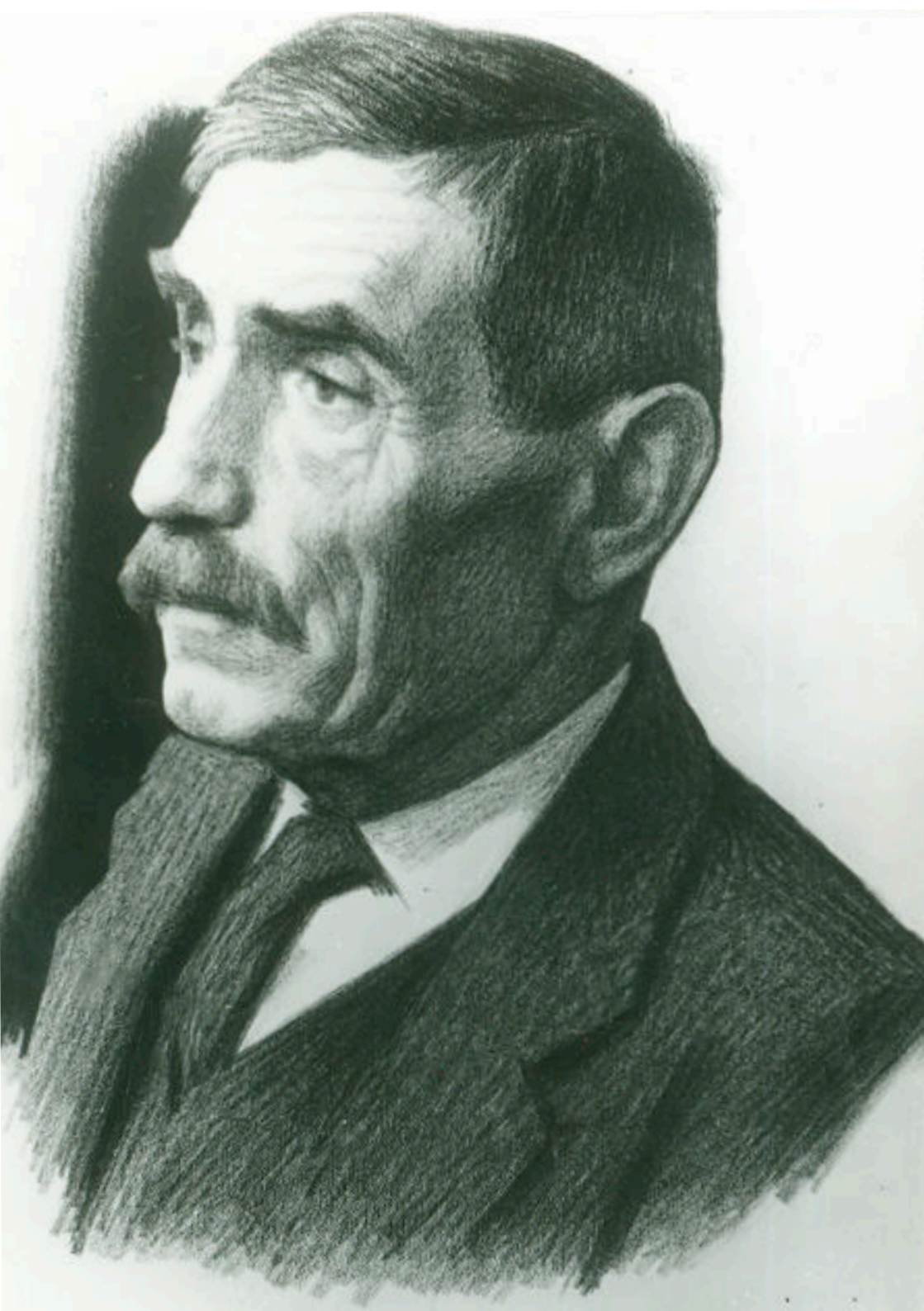
Zu Zeiten meines Vaters war es christlicher Brauch, im Brautstande (3 Wochen vor der Hochzeit) jeden Tag zur hl. Messe zu gehen, um die besonderen Gnaden zu erbitten, die für das Gelingen der zukünftigen Familie wichtig schienen. Mein Vater bat um die folgenden drei Gnaden: dass er Vater vieler Kinder sein dürfe, dass es ihm mit seiner lieben Braut gelingen möge, sie gesund und christlich zu erziehen, und dass sie alle musikalisch sein würden. Sein Gebet wurde erhört, auch weil er – wie er sagte – den Dorfheiligen Josef Freinademetz zum vertrauten Fürsprecher nahm.

Siehe Artikel:

„Am Samstag backte meine Mutter Tirtlan“ S. 64

„Gute Selchküche – schlechter Speck“ S. 415

Bild: Lois Irsara



Mein „Deutschlehrer“ Leo Munter führte mich zu seiner gütigen
Oma und wurde mir wie ein Bruder.

Siehe Artikel:

„Ab der Schulbank war er mein Deutschlehrer...“ S. 58



Wenn wir alle in unserer kleinen Stube beisammen waren, gab es viel Lärm. Die Großmutter wurde dann müde. Sie klagte: „Entweder sie streiten oder sie singen.“
Alle haben allen gegeben, alle haben von allen bekommen.

Unseren Eltern ist die Trauer über den Tod eines eigenen Kindes erspart geblieben: wir haben alle mindestens 80 Lebensjahre erreicht.





Josef Granruaz

Jahrgang 1933

Kooperator (13 Jahre) in Wengen, Enneberg und Brixen

Pfarrer (37 Jahre) in Tils, Abtei und Vahrn

Religionslehrer mehr als ein halbes Jahrhundert in Grundschulen Mittelschulen und Oberschulen in Wengen, Enneberg, Brixen, Tils, Sterzing, Bruneck, Stern, und derzeit im Klassischen Gymnasium Vinzentinum in Brixen

Diese Geschichten sollen ein diskreter Hinweis dafür sein, dass die Arbeit im Weinberg des Herrn zwar nicht planloses Tun sein darf, aber dass jedes Planen seine Gültigkeit oft verliert, wenn ein unsichtbarer Mitarbeiter vergessen wird, der mit uns seinen Plan verwirklichen will. Deshalb muss das Wort des Herrn dauernd uns bewusst sein: „Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen.“ (Joh 15,5)